

Jugend, Streitkräfte und Europäische Sicherheit

mit Beiträgen von:

Johannes Maria Becker

Pascal Dubellé

Jean-Paul Kieffer

Paul Klein

Patrick Mignon

Ulrike C. Nikutta-Wasmuht

Anja Seiffert

**Numéro
Nummer**

21

**Office franco-allemand pour la Jeunesse
Deutsch-Französisches Jugendwerk**

Inhaltsverzeichnis

Einführung	5
Die Ethnomethodologie als Mittlerin zum interkulturellen Dialog	13
<i>Ulrike C. Nikutta-Wasmuht</i>	
Antwort auf Ulrike C. Nikutta-Wasmuht aus französischer Sicht	39
<i>Pascal Dubellé</i>	
Die Legitimation von Militär in Deutschland und Frankreich	47
<i>Johannes M. Becker</i>	
Antwort auf Johannes M. Becker aus französischer Sicht	73
<i>Jean-Paul Kieffer</i>	
Mythen oder Legenden	81
<i>Jean-Paul Kieffer</i>	
Antwort auf Jean-Paul Kieffer aus deutscher Sicht	93
<i>Paul Klein</i>	
Die französischen und deutschen Streitkräfte vor dem Hintergrund unterschiedlicher nationaler Bildungssysteme und Wertvorstellungen	101
<i>Paul Klein</i>	
Antwort auf Paul Klein aus französischer Sicht	119
<i>Patrick Mignon</i>	
Die Prägung Jugendlicher durch das Militär in Deutschland und Frankreich. Zwei Konzepte, zwei historische Parallelen	125
<i>Pascal Dubellé</i>	
Antwort auf Pascal Dubellé aus deutscher Sicht	137
<i>Paul Klein</i>	
Die Frage der Autorität im Zusammenhang mit der Rolle der Streitkräfte bei der Konstruktion einer europäischen Staatsbürgerschaft	143
<i>Patrick Mignon</i>	
Antwort auf Patrick Mignon aus deutscher Sicht	157
<i>Johannes M. Becker</i>	
Militär im Blick – Über die sozialen Konstruktionen von Wirklichkeiten in interkulturellen Zusammenhängen	163
<i>Anja Seiffert</i>	
Antwort auf Anja Seiffert aus französischer Sicht	183
<i>Pascal Dubellé</i>	
Autoren	191

Einführung

Es ist bereits 10 Jahre her, dass im Jahr 1992 der Gedanke zu einem Projekt entstand, das unter einer interkulturellen Perspektive die Rolle und den Einfluss von Armeen auf die Sozialisation Jugendlicher und die Heranbildung des Staatsbürgers untersuchen sollte. Nach seiner Gründung im Jahre 1975 beschäftigte sich die Abteilung „Forschung“ des Deutsch-Französischen Jugendwerkes (DFJW) praktisch mit allen Themen, die man aus deutscher oder französischer Sicht der Interkulturalität zuordnen konnte – viele Studienberichte und Arbeitspapiere zeugen davon – aber bis heute ist die Frage, welche Beziehungen Franzosen und Deutsche zum Militär haben und welche Auswirkungen sich daraus für die Konstruktion Europas ergeben, nicht beantwortet worden. Insbesondere Ewald Brass, der im DFJW für die Abteilung „Forschung“ zuständig war, bedauerte dies sehr, wünschte er doch, dass auch dieses Thema, das in der Geschichte beider Länder so wichtig ist, behandelt würde.

Diese Situation sollte sich im Laufe des Jahres 1992 ändern, als Anne Dominique Grange sich bereit erklärte, den französischen Teil eines solchen Studienvorhabens zu übernehmen. Auf sie stieß Ewald Brass und lernte sie kennen, als er ihr Buch gelesen hatte, das auf ihrer Dissertation in Klinischer Psychologie basierte, die sich mit den Auswirkungen des Machttriebes auf Identifikationsmechanismen im Militär befasste. Für ihn bot die kritische Analyse einer Frau, die einerseits wissenschaftlich ausgebildet war, andererseits aber auch über eine zehnjährige praktische Erfahrung als klinische Psychologin in Militärkrankenhäusern verfügte, eine einzigartige und interessante Möglichkeit, einen Blick auf das Innenleben der französischen Streitkräfte zu werfen und im Zusammenwirken mit seinen eigenen Vorstellungen ein Forschungsprojekt über die „Militärkulturen“ in Frankreich und Deutschland daran zu orientieren. Gleichzeitig nahm der deutsche Frankreichforscher und Reserveoffizier Johannes M. Becker von der Universität Marburg Kontakt zum Forschungsreferat des DFJW auf und schlug Ewald Brass ein deutsch-französisches Projekt zum Vergleich der Militärkulturen vor.

Es gab dann auch Kontakte zu englischen Wissenschaftlern, die das Projekt aber aus finanziellen Gründen schon in seiner Vorbereitungsphase bald wieder verlassen mussten. Trotzdem sah man sich von französischer Seite mit einem bisher unbearbeiteten Forschungsgegenstand konfrontiert, was die Behandlung des Themas „Militärkulturen“ als heikel erscheinen ließ.

Um das Problem zu lösen, war dann trotz der Beteiligung von Pascal Dubellé, Psychiater an einem Militärkrankenhaus, und von Patrick Mignon, der anfangs an einem Forschungsinstitut der Universität Dauphine in Paris und später am Institut National des Sports et de l'Education Physique (INSEP) als Wissenschaftler arbeitete, eine lange Vorbereitungszeit von fast vier Jahren notwendig bis endlich das Konzept für das Forschungsvorhaben stand. Es bestand darin, deutsche und französische Teilnehmer und Forscher in gemeinsamen Seminaren in Frankreich und in Deutschland zusammenzuführen, sie über jeweils vorgegebene Themen diskutieren zu lassen, um dadurch zu einem besseren gegenseitigen Verständnis zu kommen. 1996 fand in Chantilly dann endlich die erste deutsch-französische Begegnung statt, die Forscher und Seminarleiter einerseits und Teilnehmer andererseits in einem gemeinsamen Studienprojekt vereinte.

Auf dem Weg dahin ergab sich allerdings ein neues Hindernis: es gelang dem DFJW zunächst nicht, eine Einrichtung zu finden, die einerseits institutionelle Unterstützung für die Forschung und andererseits Zugang zu den Streitkräften gewährleisten konnte. Für Deutschland bot sich neben der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Friedens- und Abrüstungsforschung (IAFA) an der Universität Marburg als eine solche Institution in besonderer Weise das Sozialwissenschaftliche Institut der Bundeswehr an, in dem Paul Klein, Anja Seiffert und Ulrike C. Nikutta-Wasmuth zum damaligen Zeitpunkt arbeiteten und teilweise auch heute noch tätig sind.

Es blieb allerdings bis zur Begegnung in Chantilly das ungelöste Problem, eine Person oder eine Institution zu finden, die einen Zugang zu den französischen Streitkräften öffnen könnte. Die Lösung fand sich mit der Ankunft von Jean-Paul Kieffer anlässlich der zweiten Begegnung in Berlin. Er ist Oberst im Ruhestand und hatte während seiner aktiven Dienstzeit bedeutende und zeitlich wenig zurückliegende Funktionen in der Armee als Berater in deutsch-französischen militärischen Fragen inne und besitzt zahlreiche Kontakte zur obersten militärischen Führungsspitze. Ohne seine Beteiligung am Projekt wäre dessen Weiterführung kaum möglich gewesen oder hätte eine andere Wendung genommen, weil die französische Armee nicht repräsentiert gewesen wäre.

Man kann sicher sagen, dass die Integration von Jean-Paul Kieffer in das Team der französischen Forscher Veränderungen auf verschiedenen Ebenen verursachte: auf der einen Seite vermittelte er uns, nachdem Paul Klein in Berlin die Bundeswehr vorgestellt hatte, Kenntnisse darüber, wie französische Soldaten ihre Armee sehen, andererseits ist es auch seinen Bemühungen zu verdanken, dass die theoretischen Orientierungen unserer Arbeit und unsere Überlegungen sich stärker dem eher politischen Bereich zuwandten.

Ab diesem Zeitpunkt verlagerten sich die konzeptuellen Grundlagen des Forschungsvorhabens. Sie entfernten sich von der Psychologie und der Sozialpsychologie, deren Instrumente und Methoden gleichwohl für die Beschreibung interkultureller Phänomene ihre Bedeutung behielten, und näherten sich den Gesellschafts- und Politikwissenschaften, wenn nicht sogar bisweilen der Militärforschung.

Tatsächlich gab es mehrere Ursachen für diesen damaligen Wandel. Die erste und bedeutsamste lag in der Veränderung der ausgeglichenen Zusammensetzung der Forschergruppe, deren Mitglieder aus so verschiedenen

Wissenschaftsgebieten wie der Psychoanalyse, der Psychologie, den verschiedenen soziologischen Teildisziplinen und den Politikwissenschaften kamen – durch die Ankunft von Jean-Paul Kieffer, einem ehemaligen Soldaten mit zahlreichen Aufgaben im politischen Bereich, wie durch den Weggang von Anne Dominique Grange im Jahr 1999, die sich nicht mehr in der Lage sah, ein Forschungsvorhaben weiter mitzutragen, das sich aus ihrer Sicht zu sehr aus ihrem eigenen vertrauten Wissenschaftsgebiet, der Psychologie, entfernt hatte.

Die zweite Ursache lag in dem Zwang begründet, sich äußeren Umständen wie der Zusammensetzung der Teilnehmergruppe, deren Erwartungen und Fragestellungen anzupassen. Das gleiche galt für Einflüsse von außen, etwa aus den Streitkräften, den Universitäten oder von anderswo. Dies verursachte natürlich recht komplexe gruppensdynamische Phänomene unter den etwa dreißig Teilnehmern, die aus verschiedenen gesellschaftlichen, beruflichen und kulturellen Gruppen kamen.

Schließlich wurde unser Forschungsvorhaben durch die politischen Folgeereignisse des Endes des Kalten Krieges beeinflusst. Zu nennen sind etwa die Aussetzung der Wehrpflicht und der Übergang zur Berufsarmee in Frankreich, die Indienstellung und Weiterentwicklung des Eurokorps, in dem die Erfahrungen aus der Deutsch-Französischen Brigade erweitert werden konnten, die politischen und militärischen Folgerungen aus dem Golfkrieg, dem Krieg in Bosnien und der Intervention im Kosovo, aber auch die neue Auslegung des Grundgesetzes durch das deutsche Bundesverfassungsgericht, die nunmehr auch die Bundeswehr legitimierte, im Rahmen und im Auftrag der UNO oder der NATO auch außerhalb des eigenen Landes, wie z. B. im Kosovo, zu operieren. Dies alles waren bedeutsame Ereignisse, die sich auch in unserer Arbeit niederschlugen.

Aus all dem wollen wir nun in einer abschließenden Publikation die Schlussfolgerungen ziehen. Sie ist so aufgebaut, dass ein deutscher oder französischer Autor oder eine Autorin zunächst aus seiner/ihrer Sicht ein Thema behandelt und dass ein Forscher aus dem jeweiligen anderen Land dann auf ihn aus der Sicht dieses Landes antwortet. Der ursprünglich vorgesehenen Titel für den Abschlußbericht „Die Militärkulturen Frankreichs und Deutschlands und die Heranbildung der Staatsbürger im Zusammenhang mit dem Aufbau Europas“, musste sehr bald aufgegeben werden und hatte einem präziseren Titel zu weichen. Er lautet nunmehr: „Jugend, Streitkräfte und europäische Sicherheit“.

Der Abschlussbericht versucht, innerhalb gewisser Grenzen sowohl auf die Fragen des DFJW zu antworten als auch Vorurteile zu beseitigen, die es bei französischen und deutschen Bürgern hinsichtlich des Militärs in der Geschichte aber auch in bezug auf den Aufbau Europas nach dem Zusammenbruch des Ostblocks gibt. Die Mehrzahl der Beiträge beschäftigt sich mit der aktuellen zeitgenössischen Politik. Um die Vielfältigkeit der Arbeit zu demonstrieren stehen neben rein politischen Betrachtungen, wie etwa denen von Johannes Becker, gleichberechtigt auch eher psychologische Ausführungen, wie z. B. die von Ulrike C. Nikutta-Wasmuth.

In ihrem Beitrag „Die Ethnomethodologie als Mittlerin zum interkulturellen Dialog“ befasst sie sich mit einer Theorie des Handelns als Möglichkeit, interkulturell unterschiedliche Welten zu verstehen und gegenseitig zu vermitteln. Es geht dabei darum, erstens das Alltagsverstehen und Alltagserleben von Menschen zu erfassen, zweitens deren bewusstes Erleben ihres Alltags in den verschiedenen Kulturen zu verstehen und drittens den Sinn wechselseitig nachzuvollziehen, den die Menschen ihrem Alltagsverhalten und Erleben geben. Dieses Konzept bildet den „Frame of Reference“, die Interkulturalität der Arbeit mit den TeilnehmerInnen über den Vergleich der deutschen und französischen Militärkulturen zu untersuchen. Interessantes Teilergebnis dieser Arbeit war die Erkenntnis, dass Traditionen, Rituale und Tabus einen gewaltigen Einfluss beim Aufbau sozialer Wirklichkeiten, hier der Militärkulturen haben. Sie zu identifizieren, zu benennen und kritisch zu hinterfragen, ist ein wichtiges Vehikel für den Einstieg in das wechselseitige interkulturelle Verstehen.

Johannes Becker stellt fest, dass die Legitimation des Militärs sich in Deutschland und Frankreich in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg sehr unterschiedlich entwickelt hat. Während das Ansehen des Militärs in Frankreich die politischen Krisen des Juni 1940 ebenso übersteht wie die Phase der Kollaboration, wie den Indochina- und Algerienkrieg, markiert der 8. Mai für Deutschland einen tiefen Einschnitt. Die Wehrmacht wird in weiten Teilen der Bevölkerung für die Niederlage und die Gräueltaten des Nationalsozialismus mitverantwortlich gemacht. Infolge dessen durchlebt das Militär in Westdeutschland eine Reihe von Legitimationskrisen – von der Remilitarisierung 1954 selbst über die Phase der neuen Ostpolitik (1969 ff.), die politische Wandlung des bis dato Feindbildes Sowjetunion (1985 ff.) bis hin zum Zerfall eben dieses Feindbildes am Beginn der 90er Jahre. Der Regierung Kohl gelingt es, das vereinte Deutschland aus seiner militärpolitischen Sonderrolle herauszuführen.

Diese Wandlung der Legitimation entwickelt sich im Verlaufe unseres Projektes und wurde von der Gesamtgruppe akribisch und sogar vor Ort (Berlin, Strausberg) verfolgt.

Jean-Paul Kieffer geht in seinem Beitrag davon aus, dass das Selbstverständnis der Franzosen wie auch der Deutschen zumindest partiell auf Mythen oder Legenden beruht. Sie sind in beiden Ländern teilweise ähnlich, teilweise aber auch völlig voneinander verschieden, kennzeichnen aber auf jeden Fall die Vorstellungswelt und die Kultur der beiden Völker und nicht zuletzt auch der Militärkulturen der Soldaten, die stellvertretend für das nationale Selbstverständnis stehen. Die deutschen Vorbilder und Helden, die ähnlich wie die der Franzosen im 19. Jahrhundert wiederentdeckt wurden, sind immer Siegertypen, während die Franzosen durchaus auch einen Verlierer als ruhmreich angesehen haben, was möglicherweise darauf zurückzuführen ist, dass die Deutschen in ihrem gerade erst gegründeten Staat solche Sieger besonders benötigten. Trotz der Wiederaussöhnung zwischen Deutschen und

Franzosen, die man durchaus als unumkehrbar betrachten kann, leben die Mythen weiter. Als ein Beispiel darf das des deutschen Blutes genannt werden, das weiterhin Deutschland aber auch Europa, das ebenfalls, so darf man hoffen, unumkehrbar sich vereinigt, Probleme bereitet.

Paul Klein stellt dar, dass sich die deutschen und französischen Streitkräfte trotz vieler Gemeinsamkeiten insbesondere im Hinblick auf ihre Eingliederung in die Gesellschaft, ihr inneres Gefüge und ihre Sozialisationsleistungen unterscheiden. Sucht man hierfür nach Gründen, so bieten sich folgende Punkte an. Zum ersten werden Erziehung, Bildung und Ausbildung in beiden Ländern mit verschiedenen Bedeutungsgehalten versehen und führen zu verschiedenen Praktiken. Zweitens sind die Schul- und Ausbildungssysteme in Deutschland und in Frankreich verschieden. So setzt Frankreich in der Heranbildung seiner Spitzenkräfte auf die Ausbildung von Eliten, während das deutsche System demgegenüber deutlich egalitäre Züge zeigt. Drittens schließlich gibt es Unterschiede hinsichtlich der familialen Werte, in den Beziehungen am Arbeitsplatz und in den Einstellungen zur Politik, die sich in der Anerkennung von Autorität und von Vorgesetzten, in der Erwerbstätigkeit von Frauen, in Formen der politischen Betätigung und des politischen Protestes sowie im Organisationsgrad der Bürger bemerkbar machen.

Beide Armeen sind das Produkt ihrer jeweiligen Gesellschaft und deren Geschichte. Insofern können Unterschiede nicht verwundern. Sie bauen sich aber insofern immer weiter ab, als die beiden Bevölkerungen sich immer näher kommen.

Pascal Dubellé lädt uns ein, sich Gedanken darüber zu machen, welche Bedeutung Worte wie Kultur und Nation für einen Deutschen und einen Franzosen haben können, stellen sie doch Schlüsselbegriffe für das Thema „die Militärkulturen“ in Frankreich und Deutschland dar.

Ein historischer Rückblick auf diese Begriffe lässt nicht nur deren Entstehung und Weiterentwicklung sichtbar werden, sondern zeigt auch gleichzeitig die Zusammenhänge zwischen der Kultur, der Nation und der Armee. In der deutschen Auffassung gehören Kultur und Nation eng zusammen, selbst wenn dies bisweilen niemand zu sagen wagt, in der französischen historischen und politischen Anschauung sind Armee und Nation ebenfalls eng miteinander verbunden.

Es bleibt die Frage zu beantworten, wie diese Auffassungen im Rahmen Europas und einer supranationalen Verteidigung sich annähern und in Einklang gebracht werden können.

Patrick Mignon geht in seinem Beitrag über die „Autorität“ von der These aus, dass man die deutschen und französischen Militärkulturen dann am besten verstehen kann, wenn man genauer analysiert, welche Rolle die Autorität in beiden Ländern spielt.

Wie jedermann weiß, ist Autorität heute eine Modeerscheinung geworden. Um sie drehen sich viele Diskussionen in der Gesellschaft, sei es, dass viele gesellschaftliche Fehlentwicklungen einem Autoritätsdefizit zugeschrieben werden, sei es, dass man von einem ständigen Autoritätsverlust ausgeht, den man besonders in der Familie, in den Religionsgemeinschaften oder in der Schule zu sehen glaubt.

Auch das Militär bleibt von der Krise der Autorität nicht unberührt. Allerdings sind die französischen und deutschen Streitkräfte unterschiedlich von ihr betroffen, was man insbesondere an den Reaktionen auf den Führungsstil in der französischen Armee und die Innere Führung in der Bundeswehr ablesen kann. Beide Arten der Führung können allerdings auch als der Versuch angesehen werden, die Autorität bei den Menschen wiederherzustellen, die in den Streitkräften ständig oder auch nur vorübergehend leben.

Die Autoritätskrise ist die Folge der stärkeren Betonung individueller Werte. Die militärische Autorität muss sich allerdings an den Idealen der Gleichheit und der Gerechtigkeit orientieren, die die Forderung nach gleicher Behandlung aller aufstellen und jeden Menschen, sei er nun einfacher Soldat oder Offizier, dazu zwingen, sich gegenüber seinen Verpflichtungen gleich zu verhalten. Aber es gibt auch Werte, die auf Überzeugung und Argumentation beruhen und die zur Folge haben, dass nichts akzeptiert werden kann, was nicht erklärt wird und was nicht durch Regeln, Gesetze oder den gesunden Menschenverstand legitimiert wird. So können auch die Streitkräfte, ähnlich wie andere Institutionen, nicht mehr länger darauf vertrauen, dass ihnen lediglich ihrer selbst wegen gehorcht wird.

Anja Seiffert befasst sich in ihrem Beitrag „Militär im Blick – über die sozialen Konstruktionen von Wirklichkeiten in interkulturellen Zusammenhängen“ zunächst mit Möglichkeiten und Grenzen des Verstehens in interkulturellen Zusammenhängen. Sie entfaltet dabei aus einer gender-Perspektive heraus die zunächst keineswegs überraschende These, dass ebenso wie in anderen sozialen Zusammenhängen auch, in einem interkulturellen Dialogprozess für Männer und Frauen verschiedene soziale Rollen existieren, die dem jeweiligen Träger/der jeweiligen Trägerin unterschiedliche Verhaltensmöglichkeiten und -anforderungen zur Verfügung stellen. Daraus schlussfolgert sie, dass sich zwangsläufig auch Wahrnehmungen in einem interkulturellen Dialogprojekt unterscheiden, d. h. die Art und Weise wie und was wahrgenommen wird, stellen soziale Konstruktionen dar, die wiederum geschlechtsspezifisch aufgeladen sind. In einem nächsten Schritt lenkt sie schließlich den Blick auf die Streitkräfte selbst und fragt sowohl nach den entsprechenden Geschlechterrollenvorstellungen als auch nach der jeweiligen gender-Praxis im Militär. Mit einer solcherart vordefinierten Sicht wird das Augenmerk nun wiederum zurückgeführt auf die Frage nach den Verstehensmöglichkeiten und -grenzen eines interkulturellen Dialogprozesses zum Thema Militärkultur. Im Vordergrund stehen nun die subjektiven Erfahrungen, denn – so die These –

insbesondere das Offenlegen subjektiver Erwägungen und Deutungen vermag nicht nur gegensätzliche Einstellungen und Meinungen zu beschreiben, sondern ist auch in der Lage, unterschiedliche soziale und kulturelle Wirklichkeiten kenntlich zu machen.

Diese Sammlung von sehr verschiedenen Beiträgen berücksichtigt einerseits die Interessen und Vorlieben der Autoren, dokumentiert aber andererseits auch den Werdegang des Forschungsvorhabens, wie er anfangs dargestellt wurde. Insgesamt richtet sich der Bericht an Lehrer und Erzieher, die mit jungen Deutschen und Franzosen arbeiten, und an politische Entscheidungsträger. Er will zur Klärung von Fragen beitragen und zu Gedanken über brennende Fragen in deren täglicher Praxis anregen.

In der Auswahl der Themen gab es keine Vorschriften und keinen Zwang. Der Forschungsgegenstand, die Interkulturalität, erlaubte auch zweifelsohne eine solche Freiheit. Die kulturelle Analyse, die man gewöhnlich der Soziologie zuordnet, ist ja auch in Wirklichkeit keineswegs auf diese universitäre Fachdisziplin beschränkt, man findet sie vielmehr sowohl in der Soziologie als auch in der Psychoanalyse, in der Geschichtswissenschaft wie auch den politischen Wissenschaften. Sich dafür zu entscheiden, keine wie auch immer geartete Auswahl vorzunehmen, mag den einen zufrieden stellen, den anderen nicht. Unser Bericht bekennt sich zur Vielfalt und zur Heterogenität und verzichtet auf Einheitlichkeit. Er will Lehrern, Erziehern und Politikern, nicht zuletzt aber auch Soldaten, die sich für die Annäherung der beiden Völker einsetzen, eine Handreichung sein.

Frankreich und Deutschland haben sich im Zeichen einer Idee, die ihre Bewohner aus der nationalen Geschichte, der Verteidigung ihrer Besitztümer und ihrer Kultur ableiteten und die sowohl Patriotismus wie auch Nationalismus und Militarismus zur Folge hatte, heftige und brudermörderische Kämpfe geliefert. Vielleicht kann dieses deutsch-französische Forschungsvorhaben über die „Militärkulturen“ belegen, dass aus Gegensätzen nunmehr eine friedliche Verbindung geworden ist.

Die Ethnomethodologie als Mittlerin zum interkulturellen Dialog

Ein „interkultureller Dialog“ ist mehr als nur die Übersetzung eines Gesprächs, eines Redebeitrages von der einen in die andere Sprache und eine damit erhoffte Verständigung. Das lässt sich gut an der Diskussion und Kontroverse, die in Deutschland im „Sommerloch“ 2000 über eine „deutsche Leitkultur“ geführt wurde, aufzeigen: Der Pariser Politologe Alfred Grosser antwortete auf die Frage „Gibt es eine französische Leitkultur?“ „Natürlich, gibt es eine solche.“ Doch die Diskussion über den Begriff „Leitkultur“ empfand er als „sehr deutsch“. Und er regte eine Übersetzung von „Leitkultur“ ins Französische an: „Culture Pilote“ (Pilotkultur?) war Grossers Vorschlag, „Culture de Référence“ (Referenzkultur?) schlug die Berliner Korrespondentin der „Libération“, Lorraine Millot, vor und im „Figaro“ wurde über ein „deutsches Kulturmodell“ diskutiert¹. Eine Verständigung, ein Dialog ist das allerdings nicht, sondern nur ein „Streit“ über eine technische Übersetzung, der jedoch mehr sein wollte. Ein interkultureller Dialog allerdings setzt interkulturelle Kompetenz voraus und das heißt „die Erweiterung der eigenen Wahrnehmungsfähigkeit für Fremdes sowie die Fähigkeit ..., das Andere als anders zu akzeptieren.“² Und genau das geht in die Tiefe, weil es nicht nur das kollektive „Ego“, sondern auch das eigene Ich berührt und in Frage stellt. Das „Fremde“, ob auf Reisen oder im eigenen Land, ist eine Provokation, die eigene Weltanschauungen, eigene Normen und Werte, das eigene lange erworbene Gerüst und Gebäude, das ermöglicht, das „Normale“, das „Unnormale“, das „Abzuwertende“, das „Anzunehmende“ zu definieren, in Frage stellt. Das Vertraute ist das „Normale“ – jedenfalls bis dato – und kann durch die Begegnung mit dem Fremden zum „Unvertrauten“, zum „Unnormalen“ werden. Ich als „Außenseiterin“? Ich, die „seltsame“ Vorstellungen von der Welt und ihrer Funktionsweise hat? Diese Provokation auszuhalten, bedeutet eine enorme Herausforderung an Ich-Stärke, an Selbst-Bewusstsein und Ambiguitätstoleranz, also an die Fähigkeit, Widersprüche zu ertragen. „Die permanente Konfrontation (mit eigenen Werten und Normen, dem eigenen unvollkommenen Ich, UCNW) verunsichert, wird als Provokation der eigenen Werte und Lebensweise empfunden. Anstatt sich damit auseinander zu setzen, wird diese Provokation jedoch häufig abgewehrt, abgewertet und verdrängt. Dabei bleibt das Gefühl der Überlegenheit und Stärke erhalten, das in Wirklichkeit Unsicherheit und mangelndes Selbstbewusstsein repräsentiert. Häufig wird versucht, durch die Herabsetzung des Fremden solche Schwäche in ein Überlegenheitsgefühl, eine Überlegenheitsillusion umzukehren. Nicht die kritische Auseinandersetzung wird gesucht, sondern die Abwehr praktiziert. Die Auseinandersetzung mit dem ‚Fremden‘ ist im persönlichen Bereich zunächst eine Auseinandersetzung mit eigenen verdrängten oder verleugneten Anteilen, also den Schattenseiten der eigenen Person.“³

Deshalb ist es sehr schwierig, einen gelungenen interkulturellen Dialog durchzuführen. Der setzt nämlich voraus: a) die Arbeit in einer möglichst kleinen Gruppe; b) eine Gruppe, die über einen längeren Zeitraum kontinuierlich zusammenkommt, um „Vertrautheit“ zu entwickeln; c) wechselseitige Sprachkompetenzen; d) die grundsätzliche Bereitschaft der TeilnehmerInnen, das „Andere“ und den „Anderen“ bzw. die „Andere“ kennen lernen zu wollen; e) die Fähigkeit, „Provokationen“ hinzunehmen und nicht als „persönlichen Angriff“ zu werten; f) gegebenenfalls die Bereitschaft, Vor-Urteile zu revidieren und neue Erfahrungen mit dem Anderen aufzunehmen; g) die Bereitschaft, sich in den anderen empathisch hineinzuversetzen und zu versuchen, diesen zu „verstehen“, um ihn oder sie anschließend möglichst fair einzuschätzen.

Ein schwieriges Unterfangen, das uns stets während der Arbeit in unserer ForscherInnen- und TeilnehmerInnengruppe gewahr wurde. Es gab Provokationen, Verletzungen, Versöhnung, ein Einsehen, Einstellungsänderungen oder auch „verhärtete Fronten“. Dass der interkulturelle Dialog eine Provokation ist, haben wir erfahren. Nur, wie kommen wir zu einem solchen? Mein Schlüssel dazu ist die „Ethnomethodologie“. Eine Methode, Menschen als VertreterInnen ihrer gesamten Biographie und ihrer kollektiven Erfahrungen im nationalen Raum anzusprechen. Doch was heißt das und wie geht das? Darum handeln die folgenden Überlegungen:

- Mit Ethnomethodologie zum interkulturellen Dialog;
- Alltag und Alltagserleben in der interkulturellen Arbeit;
- Die Anwendung der Ethnographie in der Gruppe.

¹ Bremer, H.-H.: Leitkultur lässt sich nicht übersetzen, in: Frankfurter Rundschau, 10.11.2000, S. 6.

² Gugel, G.: Interkulturelles Lernen, in: rundbrief des Vereins für Friedenspädagogik Tübingen, 2/2000, S. 2.

³ Gugel, G., a. a. O., 2000, S. 2.

1 Mit Ethnomethodologie zum interkulturellen Dialog

Unsere Seminare mit den TeilnehmerInnen wie auch die ForscherInnentreffen betrachte ich abschließend gesehen als Bausteine zu einem Ganzen. Für mich ist dies Ganze der *interkulturelle Dialog* und ein Weg, wie man ihn erreichen und gestalten könnte. Aus diesem Grunde habe ich meine Berichte über die TeilnehmerInnentreffen mit der Fragestellung noch einmal durchgearbeitet, ob es eine Entwicklung in der Gestaltung unserer Arbeit sowie eine Entwicklung in meiner Wahrnehmung über diese Arbeit gibt. Was waren meine Schwerpunkte in der Zusammenfassung oder in der Berichterstattung über die Seminare? Was hat mich besonders beschäftigt? Gibt es ein Muster?

Um die Antwort vorweg zu nehmen: Es gibt ein Muster. Und ich komme zum Schluss, dass mich die Ethnographie als Spotlight auf das Alltagsgeschehen stets beschäftigt hat. Ich komme auch zu dem Schluss, dass die Ethnomethodologie ein Schlüssel zu einem interkulturellen Dialog sein kann:

Der Begriff „Ethnomethodologie“ wird von deren Begründer, dem amerikanischen Soziologen Harold Garfinkel, wie folgt umschrieben: „Here I am talking about ‚Ethnomethodology‘, because there are now quite a number of persons who, on a day-to-day basis, are doing studies of practical activities, of common sense knowledge, of this and that, and of practical organizational reasoning. This is what ethnomethodology is concerned with. It is an organizational study of a member’s knowledge of his ordinary affairs, of his own organized enterprises, where that knowledge is treated by us as part of the same setting that it also makes orderable.“⁴ D. h., diese Methode setzt bei den ganz persönlichen zunächst trivial erscheinenden *Alltagserfahrungen* an. Garfinkel betont, Ethnomethodologie interessiert sich für das Wissen des Menschen über seinen Alltag: seine Umgebung, seine Routinen, die kleinen Angelegenheiten, die es zu erledigen gilt, den Umgang mit anderen Menschen und deren Beziehungen zum Akteur und untereinander, das Wissen über Dinge und das eigene Handeln. Längst nicht mehr wahrgenommene Routinen werden „zum Sprechen“ gebracht – darüber, was sie über den Akteur und sein Normen- und Wertesystem, seine Biographie preisgeben.

Wichtig ist dabei festzuhalten, dass es hierbei erstens um das *Alltagsverhalten*, das *Alltagserleben* von Menschen geht, zweitens um deren *bewusstes Erleben* dieses Alltagsverhaltens, drittens um den *Sinn*, den die Menschen ihrem Alltagsverhalten und Erleben geben.

Und dieses *sinnhafte* Verhalten ist nicht nur ein *individuelles*, sondern auch ein *kollektives*, ein kollektives Verhalten in einer Kleingruppe (der Familie, Verwandtschaftssystem), in einer Region (Stadt, Land), in einer Nation (Nationale Identität), in einer transnationalen Region (Europa). Wohlgemerkt, es ist aber auch ein individuelles Verhalten, das der Persönlichkeit des Akteurs, der Akteurin entspringt: So gesehen prägen kollektive, nationale und transnationale Überlieferungen den Menschen, schränken ihn in seiner Verhaltensfreiheit ein, verleihen ihm aber auch die Kraft, Neues zu kreieren. Das sind dann die gleichzeitigen individuellen Innovationen, die das Handeln des Einzelnen prägen. Eine Einstellung, eine Wert- und Normhaltung, eine Handlungsweise ist also das Ergebnis des Zusammenspiels von Innovation und Tradition im Individuum. Das macht einerseits sein einzigartig unverwechselbares Verhalten, seine Individualität, seine Persönlichkeit aus. Andererseits prägt dies auch sein Verhalten, das auf seine transnationale, nationale, regionale, familiäre Herkunft schließen und ihn Teil einer Gruppe, von der Kleingruppe (Familie) bis zur „Großgruppe“ (Europa) werden lässt, wodurch das Individuum kollektive Züge, also auch austauschbare Merkmale, aufweist.

Kommt man nun mit einem Menschen zusammen, den man nicht kennt, so wird man mit diesem Gemisch aus überlieferten und neu geschaffenen Werthaltungen und Verhaltensmustern konfrontiert. Ist dieser Mensch aus meiner Region, meinem sozialen Umfeld, so muss ich mich nur mit dessen Mustern an familiär überliefertem Verhalten und dessen „Eigenheiten“ befassen, der regionale und nationale Hintergrund ist mir bekannt. Und trotzdem ist jede Begegnung immer wieder ein schwieriges Unterfangen. Ist nun die Person, die mir begegnet, aus einem anderen Land, in unserem Falle aus Frankreich, so wird die Begegnung noch schwieriger, denn der kollektive Hintergrund ist mir nicht bekannt – vielleicht gerade noch aus Geschichtsbüchern und Erzählungen. Ich muss mich noch mehr anstrengen, diese Person *kennen zu lernen*. Und dieses setzt das empathisch Sich-Hinein-Versetzen-Können voraus. Das kann ich aber nur, wenn ich mich auch hinreichend mit ihrer Herkunft befasse. Im deutsch-französischen Dialog kann allerdings auch auf bekannte Muster aufgebaut werden, da beide Nationen in Europa und Teil der abendländisch-christlichen Kultur sind. Anders wird es schon, wenn die transnationale Region auch unterschiedlich ist, wenn ein Dialog mit Angehörigen nicht-europäischer Länder angestrebt wird, oder mit Menschen, welche die abendländisch-christliche Kultur nicht kennen und teilen. Noch mehr „Missverständnisse“ jenseits der Sprache sind programmiert.

Aus diesen Überlegungen komme ich zu folgender *These*:

Der „Andere“ wird zunehmend mehr zum „Fremden“ für die eigene Wahrnehmung, je mehr seiner kollektiven Prägungen nicht dem eigenen Hintergrund entsprechen.

⁴ Garfinkel, H.: *Studies in Ethnomethodology*. New Jersey 1967, S. 18.

Der Grad der Verständigung kann in hohem Maße an der Anzahl der Übereinstimmungen bzw. Nicht-Übereinstimmungen von kollektiven Erfahrungen gemessen werden, aber auch die individuellen Rahmenbedingungen spielen für eine Verständigung eine große Rolle. Und nicht nur diese sind wichtig, auch die situativen Rahmenbedingungen, unter denen sich Menschen treffen, prägen und beeinflussen deren Verständigung und Verständigungsbereitschaft. Zwei völlig verschiedene Menschen, die sich aufgrund ihrer unterschiedlichen Herkunft nie miteinander auseinandersetzen würden, können sich unter Extrembedingungen sehr intensiv kennen lernen, so z. B. in einer gemeinsamen Notsituation oder Soldaten im Kriegseinsatz. Strukturelles Missverstehen ist also nicht unbedingt Ausdruck des Zusammentreffens zweier Kulturen aufgrund der Zugehörigkeit der Akteure zu unterschiedlichen Nationen. Trennender als die Nationalität kann die Geschlechtszugehörigkeit oder die Zugehörigkeit zu einer Generation sein. Genau das haben wir in unseren Arbeitstreffen erfahren: Es gab durchgängig Kontroversen zwischen den Geschlechtern. Es gab durchgängig Kontroversen zwischen den Generationen. Welchen Anteil welcher kollektive Erfahrungsschatz am strukturellen Missverständnis hatte, ist schwer zu sagen. Nur muss betont werden: Werden Gruppen mit TeilnehmerInnen aus gemischten Nationen, Geschlechtern, Altersstufen und sozialen Milieus gebildet, so wird es Konflikte geben. Es ist allerdings in der interkulturellen Arbeit dann nicht mehr so leicht festzustellen, welchen Einfluss kulturelle Eigenheiten der Akteure auf der einen Seite und welchen Einfluss die askriptiven und erworbenen Merkmale der Akteure auf der anderen Seite am strukturellen Missverstehen im Rahmen des interkulturellen Dialoges haben. Nur eines ist sicher, es wird immer Konflikte im Dialog und ganz besonders im interkulturellen Dialog geben.

Daher gehört zu den Voraussetzungen für einen gelungenen interkulturellen Dialog die Bereitschaft der Gruppe, mit Konflikten, mit strukturellen Missverständnissen und einem grundsätzlichen Dissens zu leben, zu arbeiten und der Wunsch, sich daran „abzuarbeiten“: „In Anlehnung an Hobbes und den von ihm geforderten Verzicht auf sozialen Konsens um jeden Preis, kann Frieden nur dann entstehen, wenn es keinen Zwang zum Konsens gibt. Vielmehr ist Dissens ein wesentlicher Bestandteil interkultureller Begegnungen, den es als Normalfall zu akzeptieren gilt.“⁵

Der Ethnologe Pascal Dibie und der Erziehungswissenschaftler Christoph Wulf zitieren in ihrer Einleitung „Zur Ethnosoziologie interkultureller Begegnungen“⁶ Klaus Eder, der in dem im Band enthaltenen Artikel noch einen Schritt weiter geht, denn er versteht Kommunikation als eine Art „permanenten Krieg“⁷. Er unterscheidet dabei jedoch zwischen einem „polemologen“, also einem kriegsstiftenden, und einem „irenogenen“, also einem friedensstiftenden, Konzept. Seine These ist, dass die Schaffung eines „kriegsstiftenden Konsens“ die Voraussetzung zu kommunikativen Kontroversen ist.⁸ Dem kann ich mich nur anschließen: Wir haben festgestellt, daß es immer „strukturelle Mißverständnisse“ geben muss, wenn zwei einander unbekannte Menschen aufeinander treffen. Das „kriegsstiftende“ Potential ihrer Begegnung ist um so größer, je mehr Bereiche des kollektiven Erfahrungsschatzes nicht übereinstimmen. Ein „friedensstiftender“ Dialog kann erst erreicht werden, wenn die Unterschiede benannt und gegenseitig angenommen werden.

Wegen dieses Sachverhaltes fordern Dibie und Wulf den Einbezug alltagssoziologischer Erkenntnisse und Verfahren in die interkulturelle Arbeit, insbesondere in deutsch-französische Dialoge: „In Fortschreibung dieser Überlegungen verdienen ethnologische, soziologische und historisch-anthropologische Perspektiven in den deutsch-französischen Kommunikationsprozessen Beachtung. Indem sie die kulturellen Differenzen zwischen beiden Ländern am Beispiel unterschiedlicher Bereiche wie Ökonomie, Botanik, Linguistik thematisieren, sensibilisieren sie für den Anderen und seine Unhintergebarkeit. Es scheint uns notwendig zu sein, Pädagogen und ihre Ausbilder für ethnologische und historisch-anthropologische Perspektiven zu sensibilisieren, damit sie die Bedeutung der anthropologischen, kulturellen und ethnischen Dimension von Begegnungen wahrnehmen und berücksichtigen können.“⁹

Im folgenden werde ich meine Erfahrungen in der Arbeit mit den TeilnehmerInnen unter diesen alltagssoziologischen Gesichtspunkten noch einmal Revue passieren lassen. Ich hatte Tagebuch, eine Art „ethnographisches Journal“ geführt, das mir nun am Ende unserer Arbeit mit den TeilnehmerInnen insofern sehr hilfreich ist, weil ich Entwicklungen und Dynamiken innerhalb unserer Verständigungsarbeit noch einmal nachvollziehen kann.

2 Alltag und Alltagserleben in der interkulturellen Arbeit

Wir haben uns acht Mal mit den TeilnehmerInnen getroffen. Das erste Zusammentreffen, das dem formalen Kennenlernen und einem ersten „Beschnuppern“ gewidmet war, fand im Herbst 1996 in Chantilly statt. Es gab kein

⁵ Dibie, P.; Wulf, Ch.: Zur Sozioethnologie interkultureller Begegnungen, in: Diess. (Hrsg.): Vom Verstehen des Nichtverstehens. Frankfurt, New York 1999a, S. 11–12.

⁶ Dibie, P.; Wulf, Ch., a. a. O.

⁷ Dibie, P.; Wulf, Ch., 1999a, a. a. O., S. 11.

⁸ Dibie, P.; Wulf, Ch., 1999a, a. a. O., S. 12.

⁹ Dibie, P.; Wulf, Ch., 1999a, a. a. O., S. 12.

inhaltliches Seminarprogramm, sondern nur die Vorgabe, dass wir uns über unsere Erfahrungen mit den Militärkulturen in unseren jeweiligen Heimatländern austauschen sollten. Wir waren circa 30 Personen, inklusive acht ForscherInnen. Als Eindruck nahm ich folgendes seinerzeit mit nach Hause:

„Ein Projekt ohne Plan – für eine ‚ordentliche‘ Deutsche unvorstellbar. Und dann war dies Ansinnen völlig entgegen meiner Vorstellung von wissenschaftlicher Arbeit: Diese muss stringent geplant sein, straff durchgeführt werden und möglichst trocken und humorlos sein, und am Schluss muss es ein neues Buch oder zumindest einige Aufsätze geben. Und hier: Man wird sehen, was wir genau erarbeiten werden, man wird sehen, was dabei herauskommt, und es wird sich erweisen, ob es eine Veröffentlichung gibt. ... Wir sind alle nach Hause mit entsprechenden Ergebnissen gefahren. Wie konnte das möglich sein? Ohne festen vorherigen Plan? Was mich – ehrlich gesagt – auch fasziniert hat, ist die geruhame und lange Mittagspause: Man geht in der Tagungsstätte zwei, drei Stunden zu einem fulminanten viergängigen Essen mit dem entsprechenden wunderbaren Rotwein, kehrt zur Arbeit zurück und bringt Ergebnisse. In Deutschland wäre das undenkbar: Das Mittagessen bei Wissenschaftlertreffen besteht aus einer dünnen Suppe, einem zähen Stück Fleisch – und wohlgernekt: ohne Getränke. Die gehen extra. Abends dann gibt's wenigstens den obligaten Pfefferminztee. Auch das war für mich ein Erlebnis der interkulturellen Begegnung: Das Kennenlernen einer anderen Lebensqualität, die nicht für Ineffizienz, sondern für Lebensfreude steht. Und Wissenschaft und Lebensfreude könnten doch mehr ineinander gehen? Genau das könnten wir Deutschen, die noch immer in der Tradition des Kantschen Rationalismus und der protestantischen Askese stehen, eine Lehre sein. Von anderen Kulturen lernen!“

Einer der Kritikpunkte von Seiten der TeilnehmerInnen an der Gestaltung unserer Seminararbeit war die Annahmung von mehr Kleingruppenarbeit. In der Tat, diese für den inhaltlichen Diskurs und das interkulturelle Lernen unverzichtbare Art der Zusammenarbeit wurde vernachlässigt, da wir ja bemüht waren, in möglichst kurzer Zeit möglichst viele Inhalte zum Thema Vergleich der Militärkulturen zu vermitteln. Auch wenn die Kleingruppen- oder Einzelarbeit auf den ersten Blick nicht so effizient erscheint wie Plenarsitzungen mit einschlägigen Vorträgen von ausgewiesenen Fachleuten, so erweist sie sich doch langfristig als die Art interkulturellen Lernens, durch die *bleibende Eindrücke* vermittelt werden können. Insofern kann ich das Ansinnen mit Nachdruck unterstützen, in Zukunft mehr Raum für das Gespräch unter wenigen TeilnehmerInnen zu lassen. Deshalb möchte ich mich im folgenden mit meinen Eindrücken von nur einer Sitzung befassen. Die Kleingruppe wurde von Johannes Becker und mir aus dem Forscherteam geleitet und hatte die Auseinandersetzung über Legitimations- und Akzeptanzprobleme der jeweiligen Armeen in den Bevölkerungen zum Inhalt. Die Frage war für uns beide, wie wir überhaupt eine Diskussion, ein Gespräch über Legitimationsfragen der Bundeswehr und der französischen Armee im Vergleich anregen sollten. Noch ein Vortrag – von einer sicherlich kompetenten Fachkraft? Ein Thesenpapier, dessen Behauptungen besprochen werden könnten? Eine Lektürestunde? All diese didaktischen Methoden zur Gruppenarbeit mögen ihre Verdienste haben, doch sind sie *kognitiv*, d. h. ihre Botschaft wendet sich nur an den Verstand mit der Zielsetzung der Wissensanhäufung. Auch die affektive Ebene gehört zum interkulturellen Austausch, so auch das assoziative Denken und Fühlen. Aus diesem Grunde hatten wir bereits beim 1. Seminartreffen in Chantilly angeregt, dass alle TeilnehmerInnen unserer „Legitimationsgruppe“ Hausaufgaben erledigen sollten. Und diese „Hausaufgaben“ bestanden darin, dass jeder und jede ein oder mehrere Dokumente mit zum Seminar bringen sollten, die für aussagekräftig über ein Spezifikum des zivil-militärischen Verhältnisses bzw. die Legitimationsproblematik innerhalb des jeweiligen Landes gehalten werden. Ein solches Dokument konnte eine Werbung für die Armee sein, eine Abbildung im Rahmen einer Berichterstattung, ein prägnanter Satz, etc. ...

Was sollte damit erreicht werden? Ich hatte von der sogenannten „ethnographischen Methode“ zum ersten Mal während meiner Dozententätigkeit in den USA Anfang der 80er Jahre gehört. Wir waren seinerzeit aufgefördert worden, drei Papiere – d. h. kleine Zettelchen, Etiketten, Briefe, etc. – in eine Veranstaltung mitzubringen, die wir außerhalb unserer eigenen Wohnungen, unserer Büros und des Weges von der Wohnung zur Arbeit zu sammeln hatten. Erst waren wir etwas irritiert über eine solch triviale Aufgabe und wir bezeichneten das als Kinderkram und den Seminarleiter als etwas senil. Doch wir waren verblüfft, welch reichhaltige Informationen ein kleiner unbedeutender Zettel, aufgelesen auf der Straße oder aus einem Papierkorb, enthält: über die Botschaft des Verfassers, der Verfasserin; seinen oder ihren kulturellen und persönlichen Hintergrund; über Gewohnheiten. Wir lernten seinerzeit, dass dies eine beliebte Methode in der Ethnologie sei, um sich einer zunächst völlig fremden Welt anzunähern. Doch diese Annäherung gelingt nur, wenn die Bereitschaft des forschenden Subjekts da ist, wenn neben der wissenschaftlichen Neugierde auch eine gewisse „naive Ignoranz“ zum Gegenstand vorhanden ist, d. h. eine entsprechende Distanz und Nähe zwischen forschendem Subjekt und zu erforschendem Objekt zugleich. Amerikanische Anthropologen haben längst erkannt, dass ethno-methodologisches Forschen nicht nur in weit entfernten Gegenden dieser Welt mit Völkern, deren Sitten und Gewohnheiten man überhaupt nicht kennt, Sinn macht, sondern auch vor allem vor der „eigenen Haustüre“. Und dieses ethnologische Forschen kann uns auf der Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen den deutschen und französischen Militärkulturen weiterhelfen: nicht nur, um das jeweils Unbekannte zu beleuchten, sondern auch um den Austausch anzuregen... In der Tat, es lagen einige solcher Dokumente vor, von welchen wir nur zwei genauer angesehen hatten. Das Gespräch füllte die Zeit aus, das sich um die Bilder – die Dokumente waren Abbildungen aus militärischen Fachzeitschriften, die für militärisches Gerät warben – rankte. Es dauerte nicht lange und wir befassten uns sehr intensiv und auch

persönlich mit unserem Thema: dem zivil-militärischen Verhältnis in Frankreich und Deutschland im Vergleich. Die Diskussion fing mit der Frage an: Könnte man eine solche Abbildung auch in Frankreich resp. in Deutschland finden? Nein. Warum nicht? Darüber teilten sich die Meinungen... Im Nachhinein hat sich diese Methode als hilfreich erwiesen, als eine große Hilfe im Einstieg in den interkulturellen Diskurs. So haben es die TeilnehmerInnen an unserer Sitzung auch empfunden und wir haben uns verabschiedet, nicht ohne uns eine neue ähnlich gelagerte Aufgabe zu stellen: Wir alle suchen nun nach Dokumenten, die auf den Wandel des deutsch-französischen Verhältnisses von einer Feindschaft zur Freundschaft oder zumindest Kooperation hinweisen. Analog dazu sollten drei TeilnehmerInnen, die aus den neuen Bundesländern kommen, Dokumente suchen, die den Wandel des deutsch-sowjetischen Verhältnisses aufzeigen. Gibt es Parallelen? Können wir vom einen auf das andere schließen? Was lehrt das eine über das andere? ... Mit dieser Seminarsitzung wurde ein weiteres Mal mein guter Eindruck von der „ethnographischen Methode“ bestätigt und ich kann nur darauf drängen, da weiter zu arbeiten, dem etwas Neues hinzuzufügen, die Methode für unsere Zwecke zu verfeinern.

In meinem Bericht zu unserem Treffen in Sèvres im Herbst 1997 ging es um eine Kritik an der traditionellen Komparatistik. Auch hier habe ich den herkömmlichen, den traditionellen Blick auf die Geschehnisse kritisiert: „Noch immer werden große Fachbereiche für Politikwissenschaft in der alten Weise unterteilt, nämlich dass der Bereich der Internationalen Beziehungen von der Geschichte und dem Politischen System inklusive der Vergleichenden Regierungslehre, der Komparatistik getrennt wird. Vergleichende Regierungslehre, was heißt das? Ihre Arbeitsweise ist noch immer geleitet von dem alten Gedanken der Institutionenlehre, welche die unterschiedlichen Einrichtungen eines politischen Systems auf ihre Entwicklungen, ihre Arbeitsweise und Funktion für den Erhalt des Ganzen hin untersucht. Das ist allerdings eine funktionalistische Betrachtungsweise: Jedes soziale Handeln ist Teil eines Ganzen und deshalb wird es nur unter dem Blickwinkel seiner Nützlichkeit bzw. Nutzlosigkeit zum Erhalt desselben beurteilt. Komparatistik heißt nun der Vergleich dieser Einrichtungen verschiedener Länder. Funktionalistisch betrachtet können sie verglichen werden, in etwa: Welche Bedeutung hat der Präsident eines Landes für dessen Regierung und den Erhalt nach innen und nach außen? Doch die Frage, warum dies so ist, kann mit der rein funktionalen Betrachtungsweise nicht beantwortet werden. Das Warum wird eher historisch, faktisch begründet mit dem Tenor: Es ist, weil es stets so war ...

Weiter hilft da der Ansatz der Handlungstheorie, die den Menschen als handelnden Akteur betrachtet. Das Handeln wird als sinnhaftes Handeln verstanden: subjektiv sinnhaftes Handeln, das über die Jahre seiner Entwicklung überliefert wurde. D. h., es ist nicht nur das sinnhafte Handeln einer Person, sondern einer Gruppe, einer Gesellschaft, die durch intersubjektive Interpretationsprozesse dem Handeln gesellschaftlichen Sinn verleiht. Daraus folgt: Ich kann also die Menschen nicht nur in ihrer Funktion innerhalb einer Institution betrachten, sondern nur als Teil ihrer Gesamtgesellschaft, welche deren Handeln, deren Werte und Normen bestimmt. Deshalb ist der *Vergleich zweier Kulturen nur als interkulturelle Interaktion* möglich. Das heißt, Menschen treffen aufeinander und lernen einander kennen, sie zeigen sich gegenseitig den Sinngehalt ihres Handelns auf. Das kann nur durch das Gespräch, den vertrauensvollen Austausch geschehen, nicht jedoch durch die bloß formale Erfüllung vorgegebener Rollen.

Wir sind nun schon zum dritten Mal in der großen Runde zusammen und fangen an, uns langsam kennen zu lernen. Wir beginnen zu unterscheiden zwischen individuellen und kulturell geprägten Eigenheiten. Mit letzteren gilt es sich auseinander zu setzen. Welcher kulturell geprägte Mensch füllt welche Funktionen wie aus? Dieses Problem der ständig geforderten Situationsinterpretation prägt unsere Zusammenkunft auf allen Ebenen:

- die Zusammenarbeit im Leitungsteam;
- den Austausch innerhalb der gesamten Gruppe;
- die Auseinandersetzung mit dem eigentlichen Inhalt, dem Vergleich zweier Militärkulturen.

Zur Zusammenarbeit im Leitungsteam: Es kamen nicht nur Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, sondern auch unterschiedlichen Geschlechts, unterschiedlicher Generationszugehörigkeit und mit unterschiedlichen beruflichen Erfahrungen zusammen. Daraus ergibt sich die bereits genannte Situationsinterpretation: es gibt Einordnungen, auch Unterordnungen und damit verschiedene Rollenerwartungen an den Einzelnen und entsprechendes Rollenhandeln. Das sind Sachzwänge eigenen Handelns, die durch den Gruppenprozess festgelegt werden. Also für mich bedeutet dies das Handeln einer Deutschen, einer Frau, einer Angehörigen der jüngeren Generation im beruflichen Status des akademischen Mittelbaus. Entsprechende Rollen füllen die anderen aus. Es gilt zu fragen: Fühle ich mich in dieser meiner Rolle wohl? Fühlen sich die anderen in ihren komplementären Rollen wohl? Was fördert den interkulturellen Austausch? Was behindert ihn? Wir acht haben es noch immer nicht geschafft, uns ohne Barrieren auszutauschen. So denke ich, dass ich als Frau, als eine der jüngeren im akademischen Mittelbau mich nur mit einem großen Aufwand an Kraft und Energie so einbringen kann, wie ich das gerne möchte. Wie geht es den Kollegen und Kolleginnen damit? Inwiefern befassen wir uns mit den Eigenheiten interkulturellen Lernens, mit den Eigenheiten geschlechtsspezifischen Verhaltens, mit den Eigenheiten der Generationenunterschiede, mit den Eigenheiten des beruflichen Status? Was gilt es beizubehalten, abzubauen oder zu verändern?

Zum Austausch innerhalb der gesamten Gruppe: Es prallen Welten aufeinander und das macht die Sache interessant. Erst in diesem weiteren Treffen wurden die kulturellen Eigenheiten, Geprägtheiten langsam offenbart,

da wir die biographische Herkunft der jeweils anderen kennen, da wir uns vermittelt über den Inhalt getroffen haben. Nun hat man den Blick für die Feinheiten frei. Von all den soziologisch interessanten Beobachtungen möchte ich eine herausgreifen: die *Kultur des Diskurses*.

In der nationalen Gruppe haben wir den Umgang in den Veranstaltungen diskutiert und es ergab sich der Tenor, dass wir das Gefühl haben, in einer Lehrveranstaltung zu sitzen, wo Wissen von oben den Unwissenden unten vermittelt wird. Wo war Raum für Fragen, für Diskussionen über das Warum? Oft hörten wir die Antwort: „Es ist, weil es so ist und immer so war.“ Kein interaktiver, sondern ein rein funktionalistischer Blick auf die Gestalt der sozialen Welt. In der französischen nationalen Gruppe wurde auf meine Nachfrage hin wohl das Pendant zu unseren Beobachtungen diskutiert. Warum fragen diese Deutschen ständig nach? Haben sie nicht begriffen, was ihnen gesagt wurde? Vermittelt man die Inhalte nicht präzise genug? Kurzum: Warum fragen sie?

Warum fragen wir nach? Ich glaube, das ist keine individuelle, sondern eine kulturelle Eigenheit. Gerade die Angehörigen der jüngeren Generation haben gelernt, keine Autoritäten unhinterfragt zu akzeptieren: nicht im Elternhaus, nicht in der Schule, nicht in der Universität, nicht im Beruf. Die in unserer Kultur tief verwurzelte Kollektiverfahrung, Zerstörung durch das Regime des „Dritten Reiches“ und die Mitschuld der Einzelnen, ist präsent, auch wenn wir diese Zeit zum Teil in zweiter Generation nicht erlebt haben. Sie ist der Grund des Aufbruchs der 60er Jahre, des Sich-LoslöSENS aus Zwängen, deren Notwendigkeit rational und emotional nicht einsehbar ist. Der egalitäre Diskurs wurde gefordert und eingeführt, der diskursive Austausch wurde bis heute erhalten und verfeinert. ... Auch hier gibt es unterschiedliche Diskurskulturen – unter Franzosen und Deutschen, unter Männern und Frauen, unter Jungen und Alten und unter solchen, die sich einen höheren gesellschaftlichen Status konstatieren und unter solchen, die sich in einen niedrigeren Status einordnen und diesen verinnerlicht haben. Welches Verhalten ist national, kulturell, sozialisationsbedingt, geschlechtsspezifisch, generationspezifisch oder politisch motiviert, geprägt, tradiert, verinnerlicht und entäußert? Und immer wieder: Der Diskurs ist tot, es lebe der Diskurs!

Zum Inhalt, dem Vergleich zweier Militärkulturen: Eine Institution ist das zu einer Einrichtung geronnene Ergebnis gesamtgesellschaftlicher Situationsdefinitionen, um das Zusammenleben zu ermöglichen. Dadurch wird zwar Handeln erleichtert, es werden aber auch Zwänge geschaffen. Jede Gesellschaft errichtet ihre Institutionen mit ihren kulturellen Eigenheiten. Das heißt, Institutionen können nur in ihrer gesamtgesellschaftlichen Einbindung verstanden werden. Wenn wir nun die französische und die deutsche Armee vergleichen, dann müssen wir die Unterschiede betrachten in bezug auf das, was die französische von der deutschen Eigenheit trennt sowie das, was das spezifisch Militärische ausmacht. Ich denke, es wäre sinnvoll, um uns unserer Frage anzunähern, in einem ersten Schritt, eine französische Universität mit dem französischen Militär zu vergleichen und dann in einem zweiten Schritt das Militär mit dem Militär interkulturell zu kontrastieren. Welche kulturell vermittelten Verhaltensmuster sind im Militär, welche in der Universität zu finden, welche sind aufgrund nationaler Eigenheiten, welche aufgrund institutioneller Rahmenbedingungen da? Ein solcher Vergleich kann nur im Diskurs geschehen, nicht im platten Vergleich von Einrichtungen. Das ist es, was die reine Komparatistik nicht zu leisten vermag, was aber notwendig für eine *verstehende Analyse kulturell kodierten sozialen Handelns* ist. Im Zuge der „Europäisierung Europas“ und einer weltweiten „Globalisierung“ muss die alte Komparatistik überwunden werden, will man nicht nur politische Veränderungen beschreiben, sondern grundlegenden sozialen Wandel verstehen, der zunehmend nicht nur ein nationaler, sondern ein europäischer, ein weltweiter sein wird und sein sollte.

In Strasbourg im Frühjahr 1998 ging es mir abermals um die neue Methode, die ich in einem „Tagebuch“ angesprochen habe. Teilaspekte einer interkulturellen Begegnung werden lebendig: „Wir fahren ins Elsaß. Ich fuhr morgens los, um vom Flughafen Tempelhof Berlin nach Strasbourg zu unserem gemeinsamen Treffen zu fliegen. Ein geschichtsträchtiger Ort – geht mir durch den Kopf. Wir haben bewußt Strasbourg gewählt. Dort wird eine deutsch-französische Geschichte vereint, die von Krieg, Militär – dem Politischen, dem Militärischen – nicht zu trennen ist. Ich war noch nie im Elsaß. Was verbinde ich spontan mit dieser Gegend? Erzählungen meiner Großeltern, daß dies wohl mal deutsch gewesen sei. Erzählungen meiner Eltern, die von der mittelalterlichen Gegend und dem wunderbaren elsässischen Essen schwärmen. Empfehlungen meines Vaters, der mich auf Colmar und den berühmten Isenheimer Altar aufmerksam machte ... Und ich? Ich verbinde mit dieser Gegend, die ich nun in einem zweistündigen Flug von Berlin aus mit einer Turbo-Prop erreichen sollte, einen Film, den ich gerade gesehen und der mir einen großen Eindruck hinterlassen hatte: Die Elsässer. Es geht um die Geschichte einer Familie – über Generationen hinweg. Im Vordergrund steht die Geschichte zweier Völker, die sich gegenüberstanden und ihre Söhne in den Krieg schickten, um sich gegenseitig zwar nicht zu vernichten – das war vor der Atombombe noch nicht möglich –, sondern ... sondern, um was? Die Geschichte wird von 1870 an bis in die 50er Jahre hinein verfolgt und geschildert. Am eindrucklichsten war für mich die Situation, daß zwei Söhne ein und derselben Frau sich gegenseitig im Namen der jeweils anderen Nation bekämpften. Der eine ist sogar gefallen. Die Absurdität des Krieges an sich wird offenbart ... Wie viele sind gefallen? Wie viele haben sich verfeindet? Wie viele Wunden gab es, die bis heute nicht verheilt sind, da das kollektive Gedächtnis ein gutes ist? ... Wir werden aufgerufen. Ich sehe mich in meiner Situation wieder: Meine Kollegin steht vor mir mit ihrem Koffer und meinem Fotoapparat, den ich beinahe vergessen hätte... Wir gehen durch die Sicherheitszone, werden von freundlichen Leuten überprüft und gehen in die Kälte und den strömenden, winterlichen Regen. Der kleine Flughafen, der eigentlich ein kleiner Flugplatz ist, liegt vor uns ... Auch hier verbirgt sich eine Geschichte des Krieges: Zuletzt

wurde hier das Überleben der Berliner durch die Luftbrücke der Amerikaner ermöglicht ... am langen Ende eines Krieges, der unter anderem Franzosen und Amerikaner gegen die Deutschen vereinte ... Wir fliegen ab, um im Elsaß herzlich empfangen zu werden. Für meine Generation ist es eine Selbstverständlichkeit, daß wir nach Frankreich fahren, daß wir ins Elsaß fahren, das wir nicht als ehemaliges deutsches Gebiet betrachten, sondern als Ausland, dessen Architektur uns doch manchmal vertraut erscheint ... Es ist zwar selbstverständlich nach Frankreich, ins Ausland zu fliegen, aber so ohne Paß? Daran muß ich mich noch gewöhnen. Zur ‚Sicherheit‘ hatte ich mir den doch noch eingesteckt ...“

Lyon, im Frühjahr 1999: Insgesamt erging es mir wie den Kolleginnen und Kollegen im Leitungsteam: Wir konnten Fortschritte bezüglich der Dialogfähigkeit der TeilnehmerInnen in der Gruppe feststellen. Die Zusammenarbeit war offener, ungezwungener, spontaner. Die inhaltliche Arbeit konnte ungestört durch Konflikte oder etwa notwendig gewordene Beziehungsarbeit durchgeführt werden. Inzwischen haben wir uns kennen gelernt, wir sind uns ein Stück nähergekommen, was den offenen Dialog erst ermöglicht. Ein Highlight unserer Arbeit war meines Erachtens die Auseinandersetzung mit dem Thema „Autorität“. Eine unserer Plenarsitzungen begann mit der Frage: Was verbinden wir ganz spontan mit dem Begriff „Autorität“? Eine gute Frage, ein gutes Thema, eine brisante Angelegenheit für einen interkulturellen Diskurs zwischen Deutschen und Franzosen. Es wurden ganz willkürlich Begriffe in den Raum geworfen und an die Tafel geschrieben: Militär, Vater, französisches Schulsystem, Unterdrückung, Macht, Charisma ... Dabei fällt auf, dass die Mehrzahl der Assoziationen, zumindest auf deutscher Seite, negativ belegt war: Ausbeutung, Missbrauch, Destruktion ... Dafür wurde aus dem Teilnehmerkreis eine lapidare Erklärung genannt: „Naja, die Deutschen hinterfragen ‚Autorität‘ nur aufgrund ihrer Erfahrungen in der Geschichte.“ Und weiter meinte dieser Teilnehmer: „Na und?“ Was heißt da „Na und“? Ist das nicht Grund genug, „Autorität“ negativ zu belegen? Oder soll dies Na-Und etwa ausdrücken: „Hätten sie ihre Geschichte nicht, so würden die Deutschen ‚Autorität‘ nicht negativ attribuieren und auch weniger hinterfragen?“ Eine müßige Überlegung. Wichtig ist doch, dass gerade dieser Begriff sehr individuell besetzt wird. ... Individuell, aber doch kollektiv!

Ich denke nach, was ich ganz spontan mit „Autorität“ verbinde und schweife ab ... Meine Gedanken gehen zurück zu der Zeit, als ich mich zum ersten Mal wissenschaftlich mit diesem Thema befasste. Und das war die Lektüre von Max Weber, der die Charismatische Autorität als Kategorie von anderen Formen unterschied. Eine solche kann, muss aber nicht negativ gedeutet werden! ... Wir behandelten dieses Thema immer wieder im Verlauf unseres Seminars – so im Zusammenhang mit dem Vergleich der Erziehungssysteme in Deutschland und in Frankreich bis hin zu der hoch interessanten Frage: „Gibt es Anhaltspunkte in der Erziehung, die darauf hinzielen, daß Kinder später Soldaten oder auch nicht Soldaten werden? Welche kulturellen Codes spielen dabei eine Rolle?“

Mit Blick auf unseren Projektabschluss habe ich darüber nachgedacht, wie ein Bericht so gestaltet werden könnte, dass er intersubjektiv, d. h. auch interkulturell nachvollziehbar ist. Ein Blick in die „Auszüge aus den Modalitäten der Zusammenarbeit DFJW-Forscher“ gibt uns einige Anhaltspunkte, die ich für sehr bedeutsam halte und die ich nun nach all den Jahren Projektarbeit im Team gut nachvollziehen kann. Da heißt es unter anderem: Es „wird festgestellt, daß eine Reihe von Erkenntnissen aus ‚teilnehmenden Beobachtungen‘ sehr hilfreich sein kann, um die Abschlußberichte einem Teil der künftigen Leser näherzubringen.“ Das heißt also, dass unsere Berichte auf keinen Fall rein wissenschaftliche Abhandlungen eines Themas, also in unserem Fall sicherheits- oder militärpolitischer Fragen sein sollten. Die interkulturelle Arbeit in unserem Team und mit der Teilnehmergruppe muss der primäre Leitfaden unserer Bemühungen bleiben. Und unsere Erfahrungen sollten im Bericht verdeutlicht werden: im Idealfall als Erkenntnisse aus der teilnehmenden Beobachtung. Nun hat sich im Rahmen unserer Diskussionen im Leitungsteam herausgestellt, dass es unter uns einerseits Befürworter einer eher positivistischen Darstellung und Abhandlung des von uns bearbeiteten Themas – der Sicherheits- und Militärpolitik – gibt und andererseits VertreterInnen eines eher handlungsorientierten Ansatzes, der den Menschen als handelndes Subjekt begreift und dessen handlungsorientierende Deutungsmuster mittels der teilnehmenden Beobachtung genauer untersuchen will. Der alte soziologische Paradigmenstreit Funktionalismus versus Handlungstheorie spiegelt sich in unserem Mikrokosmos Leitungsteam wider. Ein solcher Konflikt scheint im Deutsch-Französischen Jugendwerk nicht unbekannt zu sein, arbeitet man dort nun schon seit vielen Jahren im interkulturellen Bereich und in der Aktionsforschung. Denn vorausschauend heißt es in den „Modalitäten“ weiter: Was „es zu vermeiden gilt, liegt in der Vorlage eines ‚introvertierten‘ Berichtes, der dem außenstehenden Leser zu stark den Eindruck vermitteln könnte, daß die Verfasser noch zu sehr in ihrem eigenen Gruppenleben und in ihren speziellen Erfahrungen verharren. In diesem Fall ist abzusehen, daß der Bericht – von einer überwiegenden Mehrheit der Leser – in die Kategorie der persönlichen Schilderungen eingeordnet wird, die einzig und allein für diejenigen einen Wert darstellen können, die an dem Programm auch teilgenommen haben.“ Handlungsorientierte Forschung birgt die Gefahr der zu starken Betonung des „subjektiven Faktors“ in sich. Die Gefahr, dass das Ziel des intersubjektiven Diskurses aus den Augen verloren wird, ist zweifellos vorhanden. Weiter heißt es aber auch in den „Modalitäten“: „Ein weiterer Fehler, den es auf dem Gebiet der Verbreitung von Erfahrungen und Erkenntnissen ... zu vermeiden gilt, besteht darin, Texte zu verfassen, die sich in erster Linie an spezialisierte Zeitschriften richten, die auf die Arbeiten der Forscher dieser oder jener wissenschaftlichen Disziplin oder Berufsrichtung ausgerichtet sind. Wenn

Texte sich an den hier üblichen Standards orientieren, würde sich nur eine kleine Minderheit der Ausbilder, Gruppenleiter und der Verantwortlichen im deutsch-französischen Austausch angesprochen fühlen ...“.

Damit ist nicht nur der wissenschaftsinterne Sprachgebrauch gemeint, auch nicht die komplizierte Darstellung eines Sachverhaltes, sondern damit ist auch die Arbeit gemeint, die das Thema vom handelnden Subjekt trennt. Das wäre zum Beispiel die ausschließliche Behandlung eines sicherheits- oder militärpolitischen Aspekts im deutsch-französischen Vergleich. Die „Realität“ des Lesers wäre damit nicht berührt. Bestenfalls würde eine solche Arbeit das Interesse sicherheitspolitischer Fachleute berühren. Doch die Realität des Lesers ist *das handelnde Subjekt im interkulturellen Austausch*. D. h. also, dass wir auf einem schmalen Grat wandern und die Balance zwischen einer verobjektivierenden Darstellung und Abhandlung unseres uns aufgetragenen Themas einerseits und der Alltags- und Erfahrungsebene andererseits finden müssen. Ein schwieriges, aber lohnenswertes Unterfangen!

3 „Mein Gott, ich bin doch nicht im Kindergarten“ oder: Die Anwendung der Ethnographie in der Gruppe

Und im letzten Bericht, dem Bericht über unsere Arbeit in Strasbourg im Frühjahr 2000 geht es mir abermals um die Ethnomethodologie als Vorgehensweise. Endlich habe ich mein Thema benannt, den roten Faden, der mich durch die Seminare während der letzten Jahre geführt hat. Ich konnte ihn nur nicht so recht benennen. Mir geht es primär um Teilaspekte aus der Alltagswelt, dem Alltagsleben der TeilnehmerInnen unter dem Aspekt des zivil-militärischen Verhältnisses in beiden Ländern. Interessant war da die Diskussion zu Tabus, Familiensozialisation, nationalen Symbolen und Identitäten.

Alltagsgegenstände können zum „Erzählen“ über einen Ausschnitt sozialen Handelns in einer sozialen Welt gebracht werden ... Dieser Umstand wird zur Methode, wenn Dokumente gezielt eingesetzt werden, um eine Gruppe, einen Menschen zum Erzählen zu bringen. Die Methode wird zur Anregung des Dialoges, des interkulturellen Dialoges genutzt!

Deshalb hatten wir darum gebeten, dass jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin ein Dokument mitbringen möge. Sie hatten ihre „Hausaufgaben“ erledigt und für sie bedeutsame Dokumente mitgebracht. Wir bildeten sehr kleine Arbeitsgruppen, um ein intensives, ein biographisch-persönliches Gespräch führen zu können. Es gab drei Arbeitsgruppen mit je zwei bzw. einmal drei Forschern und drei resp. vier Teilnehmern. Uns kam entgegen, dass die gesamte Teilnehmergruppe ohnehin mit 10 Leuten – darunter fünf Franzosen und fünf Deutsche – sehr klein geworden war.

In unserer Forschergruppe hatten wir zuvor die Vorgehensweisen mit den TeilnehmerInnen in den Kleingruppen besprochen und uns auf ein Grundschema geeinigt. Die Dokumente sollten zunächst nur auf der *formalen Ebene*, dann auf der *Wahrnehmungsebene* und letztlich auf der *persönlichen Ebene* betrachtet und analysiert werden. Was heißt das?

a. Formale Ebene: Die Gruppe betrachtet das Dokument und jeder gewinnt einen Eindruck. Alle – außer dem, der dies Dokument mitgebracht hatte – sagen, was sie sehen. Zunächst geht es um das ganz konkrete Objekt, das sichtbar ist: „Ich sehe eine Schwarz-Weiß-Fotographie, mit sehr guter Bildqualität. Sie zeigt zwei Personen, die sich unterhalten. Einen jungen, einen älteren Menschen. Eine Frau, einen Mann ...“ Hier soll deutlich werden, *was* gesehen wird. Viele Augen sehen mehr als zwei Augen ... Aber doch: Vielleicht wird kollektiv etwas nicht gesehen, was man nicht kennt? Man sieht schließlich nur das, was man kennt. Die Wahrnehmung spiegelt letztendlich den Erfahrungsschatz, den biographischen, vielleicht auch den nationalen Hintergrund des Betrachters wider. Die Sammlung von Eindrücken und Wahrnehmungen wird gesammelt, an einer Tafel festgehalten oder protokolliert. Wichtig ist, dass sie zunächst unkommentiert stehen bleibt. Das ist die Voraussetzung für die nächste Ebene:

b. Wahrnehmungsebene: Einer beginnt zu sagen, was er wahrnimmt, nicht nur, was er sieht – und zwar ein Franzose, wenn ein Deutscher das Dokument mitgebracht hat bzw. umgekehrt. Lässt sich hier schon ein interkultureller Unterschied feststellen? Auf dieser Ebene wird nicht genannt, was man sieht, sondern was man wahrnimmt: Man nimmt nur wahr, was man sieht, man sieht nur, was man kennt. An dieser Stelle fließen Interpretationen und Bewertungen in die Schilderungen dessen, was man sieht. Der Besitzer des Dokumentes äußert sich nun dazu und stellt gegebenenfalls richtig, was aus seiner Sicht falsch gesehen wurde. Am Ende wird man über „Dichtung“ und „Wahrheit“ sprechen. Wichtig für uns dabei ist die Interkulturalität: Werden wir durch unsere jeweilige kulturelle Eingebundenheit daran gehindert, gewisse Details der Dokumente der „Besitzer“ der anderen Nation überhaupt zu sehen und wahrzunehmen? Oder: Gibt es gar Dokumente in Frankreich, die in Deutschland so in der vorgelegten Form gar nicht entstanden sein könnten bzw. umgekehrt? Oder: Gibt es keinerlei kulturelle Unterschiede und sind die Dokumente austauschbar?

c. Persönliche Ebene: Auf dieser, der privatesten Ebene, erzählt der Besitzer des Dokuments ausführlicher: Wann ist das Dokument entstanden und warum? Was zeigt das Dokument und wo ist der Bezug zum Besitzer und zu

unserer Thematik? In welcher Zeit und in welcher Situation entstand das Dokument? Wie kommt der Besitzer zu diesem Dokument? Warum hat der Besitzer dies Dokument aufbewahrt? Warum hat der Besitzer gerade dieses Dokument gebracht und kein anderes? Die anderen können nachfragen, der Besitzer erzählt. Es entsteht ein u. U. sehr persönliches Gespräch, das von der Gruppe abhängt. Ist die Gruppe offen, so kann sich der Erzähler öffnen, etc.

...

Insgesamt findet eine stetige Rückbindung zwischen den drei Ebenen statt.

Im Folgenden wird über Ausschnitte unserer Arbeit mit Dokumenten in der Kleingruppe berichtet: Wir waren zu sechst: drei Forscher, drei Teilnehmer; drei Frauen, drei Männer; zwei Militärs, vier Zivilisten; zwei Franzosen, vier Deutsche. Eine gute, bunte Mischung für eine gelungene, experimentelle Arbeit ...

Wir alle legten unsere Dokumente vor, damit die Gruppe sie alle sehen und kennen lernen konnte. Dann entschieden wir uns für eines mit dem wir beginnen wollten:

Wir wählten das Dokument unseres französischen Kollegen – Pazifist und Kriegsdienstverweigerer – aus. Er hatte eine ungeübte, schnelle Zeichnung dabei, die er kurz zuvor mit einem roten Kugelschreiber auf einem einfachen Notizzettel angefertigt hatte. Dies war ganz deutlich eine Dreiminutenarbeit, die eher an einen Schmierzettel erinnerte, wie sie in der Regel bei gelangweilten Telefonaten entstehen.

Diese Zeichnung deutete ein Fenster mit Laden an, aus dem eine Frau herausieht, die lächelt und ihre Arme ausbreitet. Entweder öffnet sie den Fensterladen oder sie schließt ihn. Das war nicht erkennbar ...

Wir betrachteten dieses Bild lange und irgendwann hieß es: „Lieber Gott, wir sind doch nicht im Kindergarten! Was soll das eigentlich?“ Aber weit gefehlt: Wir kommen ins Gespräch ... Wir sehen eine Frau, eine Fensteröffnung, eine Erleichterung, doch wir wissen nicht, was dies soll. Wir werden aufgeklärt: Der junge französische Teilnehmer, der dies Dokument mitgebracht hat, erzählt: „Im Hause meiner Großeltern hing ein Reliefbild an der Wand mit eben dieser Frau. Sie öffnet einen Fensterladen und sieht hinaus. Voll Freude. Voll Erleichterung. Mein Großvater erzählte mir, es war der Tag der Befreiung, der 8. Mai! Als Kind habe ich dies Relief oft betrachtet. Und mein Großvater erzählte mir immer und immer wieder vom Krieg, wenn wir davor saßen. Für mich war es im Alltag eigentlich nichts Besonderes. Aber wenn ich heute daran zurückdenke, war es doch meine erste Begegnung mit Krieg und Frieden. Vielleicht hat mich dies Bild mitsamt den Erzählungen meines Großvaters bis heute nicht nur beeinflusst, sondern vor allem auch geprägt. Ich habe nie einen Krieg erlebt, ich war auch nie Soldat. Und doch bin ich entschiedener Pazifist.“

Kurz vor unserer Gruppensitzung hatte ich noch mit jemandem über den Feiertag gesprochen, weswegen die Geschäfte geschlossen waren. Man sagte mir – es war eine deutsche Kollegin –, es sei doch der Tag der Kapitulation. Der Tag der Befreiung, der Tag der Kapitulation. Zwei Bezeichnungen für diesen 8. Mai – unbewusst und ohne politisch sein zu wollen. Wir beginnen unser Gespräch mit diesem Thema: Wie sehen wir das heute? Wir kommen selbstredend darauf, dass es der Tag der Befreiung ist, aber wir sehen auch, dass es ein kollektives „Wissen“ gibt, das unbewusst unser Denken, unsere Wahrnehmungen leitet. Der 8. Mai und seine persönliche Wahrnehmung, ein interessantes Thema für den deutsch-französischen Dialog.

Wir sprechen weiter und kommen auf die Familie und die enorme Vorbildwirkung des Großvaters zu sprechen. Da gibt es wohl in beiden Ländern Parallelen: Der Großvater ist ein wichtiges Vorbild – gerade in Familien, die mit mehreren Generationen unter einem Dach, oder doch zumindest in einem Ort wohnen. Wegen dieser beeindruckenden Vorbildwirkung ist es auch, dass der Krieg eine wichtige Rolle im Leben der jungen Generation spielt. Der Großvater erzählt vom Krieg, den man unbewusst mitbekommt – eine Tradierung eines kollektiven Traumas.¹⁰ Natürlich ist diese Überlieferung mit Tabus belegt: bestimmte Themen werden verdrängt, nicht erwähnt, zum Tabu erklärt. So kommt der Krieg bereits gefiltert in die Überlieferung.

Wir bearbeiten noch weitere Dokumente: Photographien aus einem deutschen Familienalltag, Photographien aus dem Algerienkrieg. Am Schluss geht es um die Frage: Was lehrt uns das?

Folgende Überlegungen sind die *Resultate* unserer Gruppenarbeit:

Wir stellten resümierend fest, dass es in allen Dokumenten, so unterschiedlich sie auch waren, um folgendes geht: *Rituale, Traditionen und Tabus*.

Unsere Hypothese:

In allen gesellschaftlichen Institutionen, wie der Familie, bis hin zu ganzen Nationen werden Rituale und Traditionen entwickelt und überliefert, aber stets von Tabus überlagert. Ereignisse können sogar mythologisiert werden.

¹⁰ Siehe auch dazu: Hondrich, K. O.: Lehrmeister Krieg. Reinbek 1992.

So zum Beispiel haben wir festgestellt, dass es Rituale, Traditionen, Tabus und Mythologisierungen in folgenden Bereichen in Deutschland und Frankreich im Vergleich gibt: Nation, Armee, Familie. Dabei ist interessant festzustellen, dass Rituale, Traditionen, Tabus und Mythologisierungen auf der Makroebene, also auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene ihr Pendant auf der Mesoebene, also zum Beispiel in den Armeen und auf der Mikroebene, der Familie haben. D. h., wenn also z. B. der Holocaust und andere Menschenrechtsverbrechen, die die Deutschen während des Zweiten Weltkrieges begangen haben, gesamtgesellschaftlich tabuisiert, uminterpretiert und sogar verharmlost werden, dann wird man dies Muster auch in der Armee, der Bundeswehr – als Teil der deutschen Gesellschaft – finden. Und in der Tat: Tabuisiert werden Kriegsverbrechen, die Angehörige der Wehrmacht begangen haben; tabuisiert werden auch Verstrickungen der Institution Wehrmacht mit dem System, dem Hitlerregime. Mythologisiert dagegen werden die sicher verdienstreichen Aktionen der Widerstandsgruppe um Oberst Stauffenberg, die eben der Wehrmacht angehörte. Und schließlich findet man das „Gegenstück“ in der Familie: Tabuisiert werden Erlebnisse bis hin zu Kriegsverbrechen des Großvaters in der Familie; tabuisiert wird die Akzeptanz des Hitlerregimes in der Familie, etc. Noch heute gibt es schmerzliche Situationen und erbitterte Auseinandersetzungen zwischen den Generationen, wenn derlei Tabus angerührt werden.

Zur Nation:

In *Deutschland* gibt es das Problem der Entwicklung einer *deutschen Identität*: Wer sind die Deutschen? Was sind ihre Wurzeln? Was ist ihre Eigenart? Gibt es etwas, mit dem sie sich identifizieren können? Gibt es gar etwas, worauf sie stolz sein könnten? Antworten verbinden sich spontan mit Negativem: Erster Weltkrieg; ein Scheitern eines demokratischen Experiments; die Schaffung und Aufrechterhaltung eines diktatorischen Unrechtssystems; „Hitler“, dessen Name dies System symbolisiert; der Überfall auf Polen; die Verfolgung und Vernichtung von Menschen, die nicht in dies Regime passten; Holocaust; Konzentrationslager; Krieg ... Schuld und Sühne für das Geschehen im Zweiten Weltkrieg. Zudem kommt später das gescheiterte System DDR; die Schaffung und Aufrechterhaltung eines perfekten Überwachungsstaates mittels der Staatssicherheit in der DDR und ihre menschenverachtenden Methoden etc. Nach wie vor gibt es Tabus: Tabus, die weit in die Familien hineinreichen. Täter- und Mittäterschaft im Zweiten Weltkrieg, Reinstallation von Personen nach dem Zweiten Weltkrieg, die trotz schwerer Schuld, in hohe Positionen gelangten. Nahezu alle wichtigen gesellschaftlichen Institutionen waren davon betroffen: Universitäten, Medizin, Justiz, Politik, Kirche und nicht zuletzt das Militär.

Auf *Frankreich* dagegen trifft das nicht zu. Dort konnte man ungehindert eine nationale Identität definieren, die mit positiven zivilisatorischen Entwicklungen verbunden werden kann. Symbolisch steht da der „Sturm auf die Bastille“, die Abschaffung eines Unrechtssystems und der Aufbau einer Demokratie. Doch auch in Frankreich gibt es Brüche, Tabus und Mythologisierungen, die mit dem Zweiten Weltkrieg zusammenhängen. So stellt sich die Frage: Wer war in der Résistance während des Zweiten Weltkrieges, wer war dagegen Kollaborateur? Gerne sehen sich große Gruppen in der Résistance. Erzählungen zufolge gibt es auch kaum Kollaborateure. Doch ähnlich wie sich heute in Deutschland die Mehrzahl der ehemaligen DDR-Funktionäre im aktiven, doch zumindest passiven Widerstand zum System sehen möchte, sind die vielen Kollaborateure Frankreichs im Zweiten Weltkrieg verschwunden. Auch hier gibt es Tabus und Mythologisierungen: die ungeheuer starke Résistance. Ein weiteres kollektives Trauma verbunden mit Tabus und Mythen ist das Thema „Algerienkrieg“. Über diesen gibt es völlig geteilte Wahrnehmungen, Berichte, Bewertungen, Verarbeitungen, die sich in der seriösen Geschichtsschreibung wiederfinden.¹¹ Welche Rolle spielten französische Soldaten in Algerien? Wie haben sie sich verhalten? Gibt es Folter in Algerien? Das Thema Folter in Algerien wird tabuisiert und mythologisiert.

Wir stellen fest, dass es in beiden Gesellschaften kollektive Traumatisierungen gibt, weshalb kollektive Tabus definiert werden, die von Mythenbildungen überlagert werden. Dies ermöglicht das soziale „Überleben“ dieser Gesellschaften, das Ertragen von kollektiver Schuld. Die kollektive Tabuisierung und Mythologisierung ist mit dem *individuellen* Verdrängungsvorgang von Traumata oder Schuld vergleichbar.

Zur Armee:

Wir haben festgestellt, dass in *Deutschland* in der Bundeswehr *soldatische Sexualität* allgemein und *Homosexualität* speziell tabuisiert werden. Eigentlich soll der Soldat als a-sexuelles Wesen handeln und leben. Öffentlich wird darüber nicht diskutiert, es sei denn, ein homosexueller Soldat „outet“ sich öffentlich oder ein höherer Offizier wird der Homosexualität bezichtigt und das Ganze dringt an die Öffentlichkeit. Das Thema soldatische Sexualität, das insbesondere im Auslandseinsatz eine große Rolle spielt, wo Soldaten im Feldlager und auf Patrouille einen „Rund-um-die-Uhr-Job“ verrichten müssen und von ihrem gewohnten sozialen Umfeld lange getrennt sind, wird nicht untersucht. Es ist den Entscheidungsträgern im Verteidigungsministerium nicht wichtig genug, eine wissenschaftliche Expertise darüber anzufordern. Sexualität sei nur ein kleiner Aspekt von vielen, die im soldatischen Alltag eine Rolle spielen mögen. In anderen Armeen dagegen, die über lange Erfahrungen mit Kriegs-

¹¹ Siehe dazu: Ruf, W.: Die algerische Tragödie. Münster 1997.

und Auslandseinsätzen verfügen, werden solche Untersuchungen durchgeführt, um eventuelle Maßnahmen ergreifen zu können, die Problemen und Konflikten auf diesem Gebiete zuvor kommen. Kurzum: Es wird andernorts akzeptiert, dass soldatische Sexualität da ist, sie wird jedoch hierzulande tabuisiert, als nichtexistent behandelt.

Ein anderes Thema ist das *Töten und Getötetwerden*: Beides sind weitere Tabubereiche, was auch damit zusammenhängt, dass die Bundeswehr keine Erfahrungen mit Kriegseinsätzen einerseits und erst nur wenige Erfahrungen mit Auslandseinsätzen andererseits hat. Da kommt individuelles und kollektives Handeln zusammen: In unserer Gesellschaft wird das Sterben grundsätzlich tabuisiert. Am besten geschieht dies lautlos in Anstalten, nicht öffentlich, nicht zu Hause im familiären Kreise. Eigentlich möchte man dies nicht wahrhaben und wahrnehmen müssen. Deshalb wird die Trauerarbeit grundsätzlich erschwert, weil es kaum gesellschaftlich vermittelte Mechanismen gibt, die den Umgang mit dem Tod ermöglichen und damit erleichtern. Es ist nicht überraschend also, dass sich dies Verhalten auch in der gesellschaftlichen Großinstitution Militär wiederfindet: Der Möglichkeit im Auslandseinsatz umzukommen, möchte man sich nicht stellen. Das *Töten* als Thema ist etwas anders gelagert: hiermit verbindet sich der Gedanke der Schuld. Und dabei ist die deutsche Vergangenheit im Hintergrund.

Ein dritter Tabubereich, der hier genannt werden muss, ist die Rolle der Wehrmacht im Hitlerregime. Das nationale Tabu „NS-Zeit“ spielt auch in der Institution Armee eine elementare Rolle: Man denke in diesem Zusammenhang an die erbitterte, kontroverse Debatte über die Hamburger „Wehrmachtausstellung“. Die Wehrmacht, die kollektiv als „Fels“ in der „Brandung“ mythologisiert wurde und wird, wird nun als „Täter“ identifiziert. Eine Ausstellung zeigt Bilder, die Verbrechen dieser Armee entlarven. Ein Tabu wird enttabuisiert und es ist kein Zufall, dass sich die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen bemühen, die Ausstellung als unseriös zu bewerten. Kritikpunkte betreffen „Un-Wissenschaftlichkeit“ der Recherchen, die „mangelnde Aussagekraft“ der Bilder und man wirft den Ausstellern sogar Geschichtsfälschung vor. Auch wenn einige Ungenauigkeiten in den Recherchen vorkamen, die sich nicht leugnen lassen und die schnell aufgedeckt und beseitigt werden konnten, so hat die Ausstellung – wohl fundiert und beweiskräftig – einen sehr wunden Punkt berührt: Sie hat die Wehrmacht als Teil des Hitlerregimes entlarvt und behauptet, dass Soldaten dieser Institution durchaus schwere Kriegsverbrechen begangen und diese mit der menschenverachtenden Politik und dem Menschenbild des Nationalsozialismus begründet haben.¹² Diese schweren Vorwürfe werden gar mit Bilddokumenten belegt.¹³

In *Frankreich* wird als Tabu vor allem die Homosexualität von Soldaten genannt. Nicht soldatische Sexualität allgemein: Man hat Erfahrungen mit Kriegs- und Auslandseinsätzen und die Institution Militär greift auf lange Erfahrungen zurück. Französischen Soldaten wird die Sexualität als Verlangen nicht abgesprochen. Homosexuelle Soldaten dagegen „darf“ es auch hier nicht geben: deren Existenz wird ähnlich wie in Deutschland geleugnet, tabuisiert.

Auch in der französischen Armee findet sich ein nationales Tabu wieder: die Folter im Algerienkrieg. Tod und Getötetwerden ist anscheinend nicht so extrem im Tabubereich angesiedelt wie in Deutschland: Frankreichs Armee hat immerhin eine langjährige Kriegserfahrung.

Zur Familie:

Wir stellen fest, dass in beiden Ländern die nationalen Tabus auch in den Familien – eben auf der Mikroebene wieder zu finden sind: So zum Beispiel die Einstellung der Eltern bzw. Großeltern zum Nationalsozialismus in *Deutschland*. Sie mussten sich vor allem von der 68er-Generation Fragen gefallen lassen: Wo wart ihr während der Hitler-Zeit? Welche Rolle spielte die Familie, welche Einstellungen vertrat sie? Hatte der Vater bzw. der Großvater gedient? War er gar in der Waffen-SS tätig? Was hat er im Krieg erlebt und dort getan, verbrochen? Hat die Familie über den Holocaust gewusst? Wie konntet ihr es nicht wahrnehmen, wenn Nachbarn verschwanden? usw. Ganze Familien zerbrachen, als Tabus enttabuisiert und Mythen entmythologisiert wurden: Wenn der Vater nicht mehr nur als naiver Mitläufer, der nur das „Beste“ wollte galt, sondern als aktiver Täter entlarvt wurde. Wie auch auf der nationalen Ebene trifft dies auf *französische* Familien nicht zu. Doch auch hier gab es Fragen der Jungen an die Alten: Welche Rolle hat die Familie im Zweiten Weltkrieg gespielt? Gab es in der Verwandtschaft Kollaborateure? Wenn ja, warum? Was wollten sie? Gab es Mitglieder in der Résistance? Wie haben sich die Akteure verhalten? Oder auch: Es gibt Fragen der Jungen an die Alten: Warum wart ihr in Algerien? Was wolltet ihr dort? Wie könnt ihr das rechtfertigen? Gab es Folter? Wusstet ihr konkret von Vorfällen? Wie habt ihr euch verhalten? etc.

Insgesamt war unsere Sitzung eine hoch interessante: Wir haben offene Gespräche führen können, in welchen wir sogar Tabubereiche angesprochen haben. Ein Unterfangen, das nicht immer leicht war! Die Ethnomethodologie hat sich für diese Arbeitseinheit als sehr sinnvoll erwiesen, wir haben ein Gespräch gefunden, wir haben uns öffnen können und wir konnten vom besonderen zum allgemeinen finden: Wie entstehen Tabus, Rituale, Mythen? Welche Tabus gibt es in Frankreich und Deutschland im Vergleich, die mit Krieg und Frieden zu tun haben? Welches Pendant haben sie in den jeweiligen Armeen, welches Pendant findet sich in den Familien? Abschließend kann man

¹² Siehe dazu: Greven, M.; von Wrochem, O. (Hrsg.): Der Krieg in der Nachkriegszeit. Opladen 2000.

¹³ Siehe dazu: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Vernichtungskrieg. Hamburg 1996.

feststellen, dass der Zweite Weltkrieg in beiden Gesellschaften eine Kollektiverfahrung war und seine Spuren bis in die dritte Generation hinterlassen hat.

4 Fazit oder: Fünf Thesen zum Abschluss

Es ist das Ziel jeglichen wissenschaftlichen Unterfangens, verallgemeinerbare Erkenntnisse zu formulieren. Unser wissenschaftliches Unterfangen war eine fünfjährige Arbeit mit einer circa 30köpfigen Gruppe im deutsch-französischen Dialog über den Vergleich der jeweiligen Militärkulturen. Es war eine Art Aktionsforschung, denn wir wollten Perzeptionen erforschen und die TeilnehmerInnen zum Denken und Sprechen bringen. Das ist nicht immer leicht, wenn man über die deskriptive Ebene, die Ebene der reinen Komparatistik hinaus will. Denn da müssen die TeilnehmerInnen sprechen: Über sich, über Erfahrungen, über Gefühle, über ihre Biographie. Und um dies zu erreichen, ist die Ethnomethodologie ein wunderbarer Mittler zum interkulturellen Dialog. Über kleine alltägliche Gegenstände und Begebenheiten kommt man zum „Bedeutungsvollen“, hin zum eigentlichen Thema: in unserem Falle zum Thema Militärkulturen. Wir haben dies geschafft und somit hat sich die Ethnomethodologie als Vehikel zum interkulturellen Dialog erwiesen. Ein gelungener Dialog allerdings erfordert Zeit, denn Interpretations- und Deutungsprozesse erfolgen nur in regelmäßigen intensiven Arbeitstreffen, in denen man sich kennen lernen kann. Nur eine gewisse „Bekanntheit“ schafft Vertrauen und Vertrauen ist die Grundlage jeden offenen Gesprächs. Das offene Gespräch wiederum ist Voraussetzung für einen gelungenen deutsch-französischen Dialog.

Folgende Thesen können abschließend als Gewinn aus der Projektarbeit formuliert werden:

Erstens:

Es ist wichtig, im interkulturellen Dialog das Alltagsverhalten, das Alltagserleben von Menschen wahrnehmen zu lernen, um deren bewusstes Erleben dieses Alltagsverhaltens erkennen zu können. Darauf aufbauend kann man über den Sinn, den die Menschen ihrem Alltagsverhalten und Alltagserleben verleihen, lernen und diesen im Vergleich interpretieren.

Zweitens:

Wir haben nicht nur individuelle, sondern vor allem auch kollektive Prägungen, die uns meist nicht bewusst sind. Die kollektiven Prägungen kommen aus der transnationalen Region, der Nation, der Region, der Familie.

Drittens:

Der „Andere“ wird zunehmend mehr zum „Fremden“ für die eigene Wahrnehmung, je mehr seiner kollektiven Prägungen nicht dem eigenen Hintergrund entsprechen.

Viertens:

In allen gesellschaftlichen Institutionen, wie der Familie bis hin zu ganzen Nationen werden Rituale und Traditionen entwickelt und überliefert, aber stets von Tabus überlagert und Ereignisse können sogar mythologisiert werden.

Fünftens:

Die Ethnomethodologie ist ein wunderbares Vehikel für den interkulturellen Dialog und sollte weiter im deutsch-französischen Dialog ausgebaut werden!

Literatur

Bremer, H.-H.: Leitkultur läßt sich nicht mal übersetzen. Frankfurter Rundschau vom 10. November 2000, S. 6.

Dibie, P.; Wulf, Ch.: Zur Sozioethnologie interkultureller Begegnungen, in: Dibie, P.; Wulf, Ch. (Hrsg.): Vom Verstehen des Nichtverstehens. Ethnosoziologie interkultureller Begegnungen. Frankfurt am Main/New York 1999a, S. 9–15.

Dibie, P.; Wulf, Ch. (Hrsg.): Vom Verstehen des Nichtverstehens. Ethnosoziologie interkultureller Begegnungen. Frankfurt am Main/New York 1999b.

Garfinkel, H.: The Origins of the Term „Ethnomethodology“, in: Turner, R. (Hrsg.): Ethnomethodology. Selected Readings. Middlesex 1974, S. 15–18.

Garfinkel, H.: Studies in Ethnomethodology. New Jersey 1967.

Geertz, C.: Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten. München 1997.

Gugel, G.: Interkulturelles Lernen. Eine gesellschaftliche Notwendigkeit, in: Rundbrief des Verein für Friedenspädagogik Tübingen e.V., 2/2000, S. 1–5.

Greven, M. Th.; von Wrochem, O. (Hrsg.): Der Krieg in der Nachkriegszeit. Der Zweite Weltkrieg in Politik und Gesellschaft der Bundesrepublik. Opladen 2000.

Hamburger Institut für Sozialforschung (Hrsg.): Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Ausstellungskatalog. Hamburg 1996.

Hondrich, K. O.: Lehrmeister Krieg. Reinbek bei Hamburg 1992.

Landeshauptstadt München/Kulturreferat (Hrsg.): Bilanz einer Ausstellung. Dokumentation einer Kontroverse um die Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“ in München. Galerie im Rathaus 25.2. bis 6.4.1997. München 1998.

Ruf, W.: Die algerische Tragödie. Vom Zerschneiden des Staates einer zerrissenen Gesellschaft. Münster 1997.

Pascal Dubellé

Antwort auf Ulrike C. Nikutta-Wasmuht aus französischer Sicht

Lassen Sie mich zunächst einmal sagen, dass mich der Text interessiert hat, weil er die persönlichen Erfahrungen bei einem interkulturellen Austauschprogramm wiedergibt. Er hat mich aber auch interessiert, weil er auf einem theoretischen Ansatz beruht, der meinen Vorstellungen sehr nahe kommt und den man im weitesten Sinne als sozioanalytisch bezeichnen könnte.

Meine Antwort wird folglich einerseits die einer Person sein, die in ihrer kulturellen Identität betroffen ist, andererseits bewegt sie sich auf der Ebene des theoretischen Nachdenkens. Allerdings bin ich mir bewusst, dass eine strenge Trennung zwischen beiden Positionen schon deshalb nicht möglich ist, weil jegliches Alltagsgeschehen von den tatsächlichen Gegebenheiten abhängt. Sie formen damit auch die Persönlichkeit in ihren Gedanken und Worten und vielleicht auch und ganz besonders in ihrer kulturellen Identität.

Im übrigen wurde die Idee, Franzosen auf Deutsche und Deutsche auf Franzosen antworten zu lassen aus der Vermutung heraus geboren, man könne auf diese Weise die Komplexität der verschiedenen Gedankengänge und Vorstellungen etwas entwirren. Dabei sollte auch hilfreich sein, dass bei der Paarbildung der Autoren die beruflichen Spezialgebiete der einzelnen, nämlich politische Soziologie, Soziologie und Sozialpsychologie berücksichtigt wurden.

Nach diesen Vorbemerkungen will ich in meiner Antwort den Vorgaben im Text von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht folgen. Ich werde versuchen, meine Gedanken ihren Bemerkungen anzupassen, um sie dann in einen kulturellen oder, falls dies möglich, in einen theoretischen Gesamtzusammenhang einzufügen, dessen einzelne Begriffe sowohl für Deutsche als auch für Franzosen verständlich sind.

1 Theoretische Gegenposition

Die erste Regel, die man berücksichtigen muss, wenn man einen anderen in seiner kulturellen Identität begreifen will, lautet, dass man, wie hier im Falle von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht, darauf verzichten sollte, daran zu glauben, dass Unterschiede in der Person ein Hindernis zu ihrem Verständnis sein müssen. Wenn man also seine eigenen kulturellen Bezugspunkte beim anderen nicht findet, darf dies nicht zur Folge haben, ihn nicht zu verstehen. Folgt man diesem Gedankengang nicht, so wird jede Äußerung des anderen als Zurückweisung aufgefasst, was letztlich zur Folge hat, dass der Versuch, eine andere Kultur zu verstehen, in Frustrationserlebnissen endet. Wenn man dann einen Unterschied nicht begreift, so liegt die Versuchung nahe, ihn zu übertreiben und dem anderen Eigenschaften zuzudiktieren, die man eigentlich bei ihm nicht finden kann, nur um ihn in ein negatives Licht zu setzen. Sehr schnell nimmt man dann verallgemeinernd das Teil noch für das Ganze, und schreibt allen die Fehler zu, die man gefunden zu haben glaubt. Umgekehrt wird in der Folge der Einzelne dann wieder der Sündenbock für alle.

In diesem gedanklichen Umfeld bewegt sich auch die Ethnomethodologie, wie sie uns von der Autorin präsentiert wird. Sie stellt eine Methode dar, die nicht nur jenseits des Rheins sondern auch von vielen Soziologen und Sozialpsychologen in Frankreich angewandt wird.

Betrachtet man die Dinge allerdings genauer, so folgen sie vielleicht nicht immer der strengen Logik, die besagt, dass das kulturelle Anderssein als schmerzhaft und unerträglich erlebt werden muss. Man kann sich nämlich tatsächlich fragen, warum ein Mensch daran glauben sollte, wo er doch in seiner ganzen bisherigen Entwicklung sich im Anderssein hat beweisen und er alle Hindernisse und Frustrationen hat überwinden müssen. Dies alles stellte schließlich sein bisheriges Leben dar.

Ohne jede einzelne Phase der Psychogenese nachvollziehen zu wollen, kann man sagen, dass der Mensch zunächst einmal gezwungen ist, sich von seiner Mutter zu trennen und das Leben ohne sie zu lernen. Danach muss er sich von einer Allmachtsposition verabschieden, in der er sich als Mittelpunkt all der von ihm geliebten Dinge sah. Er wird mit seinem eigenen Bild und dem anderer, die ihm ähnlich sind, konfrontiert und macht die Erfahrung einer beunruhigenden Fremdheit, wie sie S. Freud genannt hat, wobei er in erster Linie an die heikle Entdeckung der Unterschiede zwischen den Geschlechtern gedacht hat, die den Menschen in einen Abgrund von Bestürzung gemischt mit Neugierde hineinfällen lassen.

Verlässt man nun das Feld der Psychopathologie und versucht, all die Phänomene, die man mit mehr oder weniger angenehmen Gefühlen erlebt hat, zu deuten, so stellt sich die Frage, wie man diese Angst vor dem Fremden, die manchmal in Hass und Zurückweisung umschlägt, erklären kann? Liegt ihr wirklich die Wahrnehmung der Verschiedenheit zu Grunde? Nichts ist weniger sicher.

In seiner bemerkenswerten Schrift über die beunruhigende Fremdheit weist S. Freud mit Recht daraufhin, dass es ihm besonders unangenehm gewesen sei, in einer zufälligen Begegnung mit seinem eigenen Bild, das er

ursprünglich als das eines anderen sah, konfrontiert worden zu sein. Folgt man seiner Beobachtung, so könnte man mit Recht der Meinung sein, dass es nicht die Verschiedenheit eines Fremden ist, die einen beunruhigt und ängstlich macht, sondern im Gegenteil die Ähnlichkeit. Dass der Fremde uns so gleicht, das ist das, was wir als unerträglich empfinden.

Und hierin liegt die in Mythen und Sagen beschriebene Problematik aller Paare, die sich so ähnlich sind, dass der eine Partner verschwinden muss, damit der andere weiter existieren kann. Es ist die Begegnung mit seinem Ebenbild und dessen Sterblichkeit, die den in sich selbst verliebten Narziss der Sage dazu geführt hat, sich ihm in einem tödlichen Kuss hinzugeben. Und warum soll man vor diesem Hintergrund nicht auch die Entstehung des Antisemitismus in Deutschland sehen, der Ende des Ersten Weltkrieges in der deutschen Gesellschaft den Plan reifen ließ, die Juden zu vernichten? Dies konnte ein Außenstehender anfangs kaum glauben, waren doch die deutschen Juden in Europa diejenigen, die am tiefsten in die Gesellschaft ihres Landes integriert waren und die am besten dessen Sprache und dessen Sitten und Gebräuche verinnerlicht hatten. Sie haben darüber hinaus sehr intensiv am gesellschaftlichen Leben teilgenommen, haben zum wirtschaftlichen Wohlstand beigetragen und haben das geistig-kulturelle Leben der jungen deutschen Nation befruchtet. Das was man heute als eine gelungene Integration bezeichnen würde, die so weit ging, dass viele Juden nicht mehr von einem „richtigen“ Deutschen zu unterscheiden waren, hat dann aber paradoxerweise zu der heftigen Gegenreaktion geführt, dass die Deutschen, durch Krieg und Niederlage sowie wirtschaftliche Probleme beeinflusst, an einem besonderen Punkt ihrer Geschichte sich einen Sündenbock suchten.

Wenn ich mich trotzdem der These von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht anschließen kann, dass der Andere uns um so fremder erscheint, je mehr die Besonderheiten seines Landes von den unseren entfernt sind, so liegt das in erster Linie daran, dass ich unterstreichen möchte, dass die erkannte Verschiedenheit statt Angst im Gegenteil auch Neugierde oder sogar Interesse hervorrufen kann. Nur dann, wenn ein Anderer anwesend ist, besteht eine gute Möglichkeit, die eigenen Eigenheiten so herauszustreichen, dass sie in der Abgrenzung leichter zu erkennen sind. Sicher verhindert dies keine Missverständnisse und verringert auch nicht die Schwierigkeiten bei der Verständigung, aber der Wunsch, dass der Andere uns gleicht, unsere Sprache spricht und die selben kulturellen Verhaltensweisen zeigt, bringt noch weniger. Er führt lediglich zu einer Scheinlösung, die in der Wirklichkeit kaum tragfähig ist.

Missverständnisse und Konflikte gehören nicht nur zu jeder menschlichen Beziehung, sie sind sogar wesentlich für sie. Ohne notwendigerweise immer an interkulturelle Situationen gebunden sein zu müssen, erhalten sie allerdings dort eine ganz besondere Bedeutsamkeit. Die ganze Schwierigkeit besteht darin, zwischen Sympathie und Antipathie, zwischen Zuneigung oder Zurückweisung, die sich spontan zwischen Personen verschiedener Kulturen entwickeln und die entweder anlage- oder umweltbedingt sind, unterscheiden zu können. Dies ist sehr schwer und führt dazu, dass kein noch so engagierter Beobachter, selbst wenn er sich wissenschaftlicher Hilfsmittel bedient, das Problem zu lösen imstande ist, fehlt ihm doch die dazu notwendige kulturelle Neutralität.

2 Kulturelle Gegenposition

Unter Berücksichtigung dieses Einwandes lädt uns Ulrike C. Nikutta-Wasmuht ein, den Werdegang der deutsch-französischen Gruppe und ihre Beteiligung an den alle sechs Monate stattgefundenen Begegnungen in den letzten vier Jahren zu verfolgen. Wie sie haben wir diese Phase des Eintauchens in die Interkulturalität, die zunächst mehr dem Gefühl und weniger absichtlichen Planungen folgte, erlebt. Diese Zeit so realitätsgetreu wie möglich zu schildern, bereichert zweifelsohne den Abschlussbericht und verleiht ihm seinen wissenschaftlichen Wert.

Ihre Gedanken und Äußerungen als jemand, der ebenfalls alles miterlebt hat, wiederzugeben, ist eine ebenso schwierige wie notwendige Aufgabe. Sie stellt nicht nur intellektuelle Anforderungen, sondern verweist auch auf ethische Verpflichtungen, ohne die in den Humanwissenschaften nichts wiedergegeben werden kann. Es handelt sich um ein Vorgehen, das es erlaubt, den Standpunkt desjenigen, der spricht, näher zu beschreiben, damit ein breiter Dialog möglich ist, der dann zu einem wahrhaft konstruktiven und bereichernden Austausch führen kann. Es ist nicht abhängig vom Wissen, sondern lässt dem von der Sprache bestimmten Sein, dem „parlêtre“, um eine Wortschöpfung von J. Lacan zu gebrauchen, in der jeweiligen Kultur breiten Raum. Nur so scheint das Vertreten einer Gegenposition überhaupt möglich.

Ich will nicht auf alle Punkte im Text von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht eingehen, sondern beschränke mich auf die Passagen in ihrem Text, die einen französischen Soldaten besonders zu einer Antwort reizen und die Anmerkungen, die sie zu Nation und Autorität macht. Ich antworte als jemand, der von der französischen Kultur beeinflusst ist, auch auf ihre Bemerkungen zur Sexualität des Soldaten, zum Tod im Kampf und zu den Tabus, die beide Themenbereiche umgeben.

Die Frage der Autorität war Gegenstand eines kulturellen Missverständnisses, das in unserer Gruppe nie behoben werden konnte. Dies liegt sicher daran, dass jeder, bedingt durch Kultur und Geschichte, in seinen Ansichten einen blinden Fleck hat. So war es für die Franzosen nicht begreiflich, dass die Deutschen ihnen vorwerfen konnten, sie seien der Autorität des Staates und staatlicher Einrichtungen blind ergeben. In der Tat bedeutet für die Franzosen die Akzeptanz der Notwendigkeit von Autorität im sozialen Leben und bei staatlichen

Einrichtungen keineswegs, sich auch allen Anordnungen dieser Institutionen oder gar dem Missbrauch von Autorität durch sie zu unterwerfen. Um dies zu belegen, verweisen sie gerne auf ihre Geschichte. War es nicht das französische Volk, das die Revolution erfunden hat, um den Absolutismus des Königreiches zu brechen? Haben nicht die Franzosen sogar den Ruf, teilweise unregierbar zu sein, weil sie dazu neigen, immer wieder in alte Streitereien zu verfallen, weil sie sich in endlosen Auseinandersetzungen um die Wahrung ihrer Rechte bemühen und weil sie sich gegen Anordnungen von oben nur allzu gerne streikend auf die Straße begeben?

Die Deutschen dagegen, denen die Franzosen gerne noch, halb bewundernd, halb ironisch, ihren Gehorsam vorwerfen, antworten daraufhin etwas gereizt, dass dieses ihr Verhalten längst obsolet geworden sei und sie aus ihrer Geschichte gelernt hätten. Heute, so versichern sie, fühle sich der Deutsche als Staatsbürger aber auch moralisch verpflichtet, keine Autorität unbesehen anzuerkennen. Und dieses lobenswerte Bestreben geht so weit, dass er, jenseits von Vorschriften und Verhalten, sogar das Wort „Autorität“ mit einem solch negativen Beigeschmack versieht, dass er es kaum noch in den Mund nimmt. Das Wort erzeugt Unruhe, weiß man doch nicht genau, ob von Autorität oder aber von Autoritarismus die Rede ist. Wie bei den Franzosen hat auch bei den Deutschen die Geschichte ihre Spuren hinterlassen. Aber den Deutschen geht ihre jüngste Geschichte unter die Haut, erinnert sie doch an die schrecklichen Taten, die auf die Befehle einer heuchlerischen und verbrecherischen Autorität, nämlich von Adolf Hitler, verübt worden sind. Niemand bestreitet, dass das so war. Aber sind die Deutschen in der Ablehnung dieser Taten und in deren Folge jeglicher Autorität nicht zu weit gegangen und haben das Kind mit dem Bade ausgeschüttet? Was ist dann noch ihre Beteuerung wert, im guten Glauben gehandelt zu haben? Kann man darin nicht auch den Versuch sehen, auch vor sich selbst zu vertuschen, dass die Beziehung zur Autorität nie sonderlich entwickelt war. Im übrigen sind die Franzosen in der Gruppe im Hinblick darauf, ob die sozialen Einstellungen der Deutschen wirklich deren Haltung gegenüber der Autorität so bestimmen, ziemlich skeptisch geblieben. Sie haben vielmehr vermutet, dass doch noch etwas existiere, was an eine Vorgesetzten-Untergebenen-Beziehung erinnere. Aber wäre es vielleicht nicht besser, in Zukunft den Blick eher auf die Geschichte zu richten, die uns daran hindert, die Deutschen als diejenigen zu sehen, die sie heute wirklich sind, nämlich sowohl die Erben des Föderalismus als auch die des preußischen Militarismus?

Das Konzept der „Nation“ traf interessanterweise in der Gruppe auf die gleiche zwiespältige Meinung wie das der Autorität. Die Franzosen wurden gerne als patriotisch wenn nicht sogar als nationalistisch eingeschätzt, obwohl dieses Wort in Deutschland als tabuisiert gilt, weil es auf einen Neonationalsozialismus hindeuten könnte. Hier wiederum spielt die Geschichte eine bedeutende Rolle. Während die Franzosen bei ihrer Bindung an die Nation an ein Vaterland denken, in dem die Menschenrechte eine prägende Rolle spielen, möchten die Deutschen am liebsten den Teil ihrer Geschichte vergessen, der die nationale Idee durch die nationalsozialistische Ideologie zum hasserfüllten und todbringenden Nationalismus pervertiert hat. Die Worte „Nation“ und „Autorität“ wecken beide in Deutschland die Erinnerung an die unheilvolle Vermengung der Bedeutungen von national und nationalistisch und stehen damit im Schatten des Nationalsozialismus.

Die anderen von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht aufgeführten Erscheinungen, wie die Sexualität und der Tod des Soldaten im Gefecht, sind ebenfalls kennzeichnend für unsere zeitgenössischen Gesellschaften.

Beim Anschneiden dieser Fragen legt die Autorin ihren Schwerpunkt auf das, was sie „Tabus“ nennt. Sie meint damit nicht nur Erscheinungen, die zu Tabus werden, weil sie sozial geächtet sind, wie z. B. der Inzest, sondern all das, von dem man nicht gerne spricht und das man in einer Gesellschaft am liebsten in Vergessenheit geraten lassen möchte. Diese Phänomene unterliegen bekanntermaßen gruppenspezifischen und institutionellen Einflüssen, sind aber auch absolut unverzichtbar für das Gleichgewicht in Gruppen und Gesellschaften und manchmal sogar für deren Überleben.

Die Sexualität gehört normalerweise zu den Bereichen des täglichen Lebens, über die man nicht spricht, zumindest dann nicht, wenn es sich um Neigungen oder Praktiken handelt, die als unüblich oder gar als untolerierbar angesehen werden. Aus einer solchen Sichtweise erfährt die Homosexualität heute kaum noch eine andere Behandlung als andere sexuelle Neigungen und man kann sich fragen, warum Ulrike C. Nikutta-Wasmuht auf sie so stark eingeht. Wäre es nicht lohnender, sich mit den sexuellen Frustrationen der heterosexuellen Soldaten im Einsatz zu beschäftigen? Warum sollte man nicht bei Männern und Frauen deren masturbatorische Praktiken oder andere Ersatzbefriedigungen betrachten? Aber dies wäre vielleicht in der Gruppe aus moralischen oder ethischen Gründen auf Widerstand gestoßen und hätte so deren Zusammenhalt belastet. Alles ist vielleicht schwer zu sagen und das, was zur Sprache kommt, folgt der sozialen Erwünschtheit oder ist manchmal einfach nur eine Modeerscheinung. Um aber auf das von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht angesprochene Problem der Behandlung homosexueller Soldaten zurückzukommen, so habe ich das Gefühl, dass es zwischen der deutschen und der französischen Armee im Grundsatz keinen Unterschied gibt. Hier wie dort möchte man die Homosexualität am liebsten nicht erwähnt sehen. Wann immer möglich möchte man sie wie auch andere Phänomene in einen Mantel des Schweigens hüllen. Informelle Regelungen, die Homosexualität zu dulden, bestehen zweifelsohne. Sollte man sie wirklich offen legen?

Dieselbe Regel scheint auch für den Tod im Gefecht gültig zu sein, zumal es den Streitkräften schwer fällt, an ihn zu erinnern, ohne dass man das Bild vergangener Helden, die meistens tote Helden sind, ins Spiel bringt. Aber der ruhmreiche Vorfahre ist eine idealisierte Figur aus der Vergangenheit und ist wenig geeignet, an das Sterben in

der Gegenwart zu erinnern. Der Tod wird verdrängt oder aber tabuisiert, wie es der französische Philosoph und Historiker Ph. Ariès behauptet, für den der Tod die Sexualität als Tabuthema ersetzt hat. Der Tod als eine Realität im Kampfgeschehen wird entweder verleugnet oder aber in seiner Bedeutung herabgesetzt, wenn man ihn in der Bundeswehr oder auch in manchen französischen Truppenteilen mit den Fotos von Leichen den Soldaten „zur Information“ präsentiert.

Literatur

Freud, S. : L'inquiétante étrangeté, Essais de psychoanalyse appliquée. Paris 1971.

Messadié, G.: Histoire générale de l'antisémitisme. Paris 1999.

Übersetzung aus dem Französischen: Peter Klein

Johannes M. Becker

Die Legitimation von Militär in Deutschland und Frankreich

1 Einleitung

In unserem Projekt zum Vergleich der Militärkulturen Frankreichs und Deutschlands wurde über einen langen Zeitraum hinweg die Problematik der Legitimation von Militär und Armeen diskutiert. In den beiden von uns untersuchten (und in unserem fünfjährigen Forschungszyklus erlebten) Ländern basiert diese Legitimation auf unterschiedlichen Politikmustern:

- auf einer unterschiedlichen Geschichte,
- auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Sozialisationsinstanzen wie Elternhaus, Schule und Hochschule,
- auf unterschiedlichen Rollen in der internationalen Politik und auf vielem mehr.

Im Laufe des Projektzeitraumes (1995–2000) kam insbesondere in die deutsche Politik Bewegung. In der Folge der deutschen Einigung, in der Folge der Beendigung des Kalten Krieges, in der Folge insbesondere der Konflikte im ehemaligen Jugoslawien wurde vor allem in der deutschen Außen- und Sicherheitspolitik mit der Wendung von einer Zivilorientierung hin zu einer Militärorientierung eine neue Logik eingeleitet. Auf französischer Seite herrschte, ungeachtet eines Regierungswechsels, weitgehend Kontinuität.

Der folgende Beitrag wird zum einen die Geschichte der Legitimation von Militär in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich bearbeiten, er wird zum anderen anhand der Reaktion der deutschen und französischen Jugend auf den Krieg der NATO gegen die Republik Jugoslawien (Kosovo-Krieg) das gewandelte politische Klima, die neue Legitimationsbasis für Militär in den beiden Kernländern der Europäischen Union (EU), aufzeigen.

2 Deutschland: Die Legitimationskrisen der Bundeswehr

Die Teilnahme der Bundeswehr am NATO-Bombardement gegen Jugoslawien hat eine lange Vorgeschichte. Ich werde diese anhand von vier Legitimationskrisen des Militärs in Westdeutschland darstellen.¹⁴

2.1 Die Auseinandersetzungen um die Wiederbewaffnung ab 1950

In dem 1949 gegründeten westlichen und westintegrierten Teilstaat Bundesrepublik Deutschland begann bereits 1950 die offene politische Diskussion über eine *Wiederbewaffnung*, damals „deutscher Beitrag zur Verteidigung des Westens“ genannt. Die von Stalin regierte *Sowjetunion*, die sich nach der Erfahrung des deutschen Überfalls von 1941 mit den osteuropäischen Staaten eine Art „cordon sanitaire“ als territoriales Vorfeld zu den westeuropäischen Staaten und vor allem zu den unter starkem US-Einfluss stehenden deutschen Westzonen resp. der Bundesrepublik angelegt hatte, wurde zum *vornehmen Sinnspender der Wiederbewaffnung*.

Die westdeutschen Bewaffnungs-Protagonisten wurden im übrigen maßgeblich durch die US-Politik unter Truman sowie durch die britische Regierungspolitik gestützt. Frankreichs politische Klasse hingegen reagierte differenziert: Während die politische Linke, in erster Linie repräsentiert durch die stärkste Partei der endvierziger Jahre, die Französische Kommunistische Partei, eine deutsche Wiederbewaffnung strikt ablehnte, arrangierten sich die Mitte- und die Rechtsparteien rasch. Unter dem Eindruck, die Entwicklung nicht aufhalten zu können, reagierten sie mit dem Versuch, sie politisch zu beeinflussen: Mit dem Plan einer Europäischen Verteidigungs-Gemeinschaft (EVG) beabsichtigten die Mitte-Kabinette der Vierten Republik (1946–1958) unter Premier René Pleven, die Aufstellung westdeutscher Streitkräfte, wenn sie schon nicht zu verhindern war, lediglich in supranationalen Strukturen zuzulassen, jedenfalls nur ohne einen westdeutschen Oberbefehl und Generalstab.

Die *EVG*, der *erste Versuch eines Aufbaus supranationaler Militär-Strukturen* unter Einschluss deutscher Kräfte, scheiterte schließlich 1954 in der Pariser Nationalversammlung an einer historischen Koalition aus (vornehmlich) Kommunisten und Gaullisten.¹⁵ Die Bundesrepublik wurde im Gegenzug in das Nordatlantische Verteidigungsbündnis NATO sowie in die Westeuropäische Union WEU aufgenommen. Sie verfügte hierdurch über eine – verglichen mit der EVG-Planung – recht souveräne Armee, die bis in die 80er Jahre hinein allerdings – neben den Regelungen des Atomwaffensperrvertrages – einigen Rüstungsbeschränkungen unterlag.

Die ersten Soldaten der nun als eigenständige Armee aufgebauten Bundeswehr wurden schon 1955 vereidigt. Die Generalität der neuen westdeutschen Armee bestand vollständig aus Offizieren der Wehrmacht. Die Regierung Adenauer legte bei der Auswahl der Offiziere in ihrer Außendarstellung allerdings großen Wert auf die Demonstration der persönlichen und politischen Unbescholtenheit der Bewerber. Im folgenden Jahr 1956 beschloss der Deutsche Bundestag die Allgemeine Wehrpflicht.

Die Bundesrepublik war zu diesem Zeitpunkt militärisch, ökonomisch und politisch bereits völlig *westintegriert*: Als Stichworte hierfür mögen genügen

- * Teilhabe am Marshallplan/ERP (1947 ff.),
- * Beitritt zum Europarat (1951),
- * Mitgliedschaft in der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl EGKS (1951).
- * Im Jahre 1957 war die Bundesrepublik Deutschland Gründungsmitglied der Europäischen Atomgemeinschaft (EURATOM) wie auch der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), aus der sich später die Europäischen Gemeinschaften (EG) und die heutige Europäische Union (EU) entwickelten.

Die Regierung Adenauer hatte also, dies ist als Fazit festzuhalten, die erste, die grundlegende Legitimationskrise der westdeutschen Armee, die *Krise ihrer (Wieder)Gründung*, bestanden. *Antisowjetismus und Antikommunismus* hatten den Protagonisten dieser Politik als ihre wesentlichen Werkzeuge gedient. Gleichwohl bemühten sich Regierung wie Bundeswehrführung, einen apostrophierten *neuen Charakter* der Bundeswehr zu betonen – eine zentrale Rolle spielten hierbei die Konzepte des „*Staatsbürgers in Uniform*“ sowie der „*Inneren Führung*“. Der demonstrative Bruch mit der Tradition der Wehrmacht des deutschen Faschismus diente wie die ebenso dezidierte und vollständige Integration der neuen westdeutschen Armee in Bündnisstrukturen zur Legitimation des so raschen Neuaufbaus militärischer Strukturen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges.¹⁶

Ralf Zoll (1979, S. 43) betrachtet das Konzept der „*Inneren Führung*“ unter dem Blickwinkel einer zentralen Legitimitäts-Definition von Doorns wie folgt: „Die Konzeption der Inneren Führung diente und dient der

¹⁴ Dieser Teil des Textes findet eine erhebliche Ausweitung in meiner Schrift: *Militär und Legitimation. Eine vergleichende Studie zur Sicherheitspolitik Frankreichs und der BRD*. Marburg (IAFA-Bd. 20) 1997.

¹⁵ Ausführlicher hierzu siehe Becker, J. M., 1987, a. a. O., S. 26 ff.

¹⁶ Hierzu haben die entscheidenden Offiziere der Aufbauphase der Bundeswehr ausführlich Stellung genommen in Interviews, in: Becker, J. M., 1987, a. a. O.

Legitimation von Streitkräften in der Bundesrepublik (...). Kernstück der Konzeption der Inneren Führung bildet die Norm einer den Funktionen der Streitkräfte angemessenen weitestgehenden Integration von Bundeswehr und Gesellschaft. Als Legitimationskrise wäre demnach eine unzureichende Integration der Bundeswehr in die Gesellschaft im Sinne der ‚Inneren Führung‘ zu bezeichnen.“¹⁷

Die Bundeswehr entwickelte sich in den kommenden Jahrzehnten zu einer der *stärksten konventionellen Armeen in Westeuropa*. Sie war in ihrer Legitimation innerhalb der bundesdeutschen Gesellschaft bis zum Beginn der 80er Jahre nicht ernsthaft in Frage gestellt.

2.2 Die Ostpolitik der 60er/70er und die „Nachrüstungs“-Debatte der 80er Jahre

Erste Risse erlitt das Feindbild Kommunismus/Sozialismus/ Sowjetunion und der „Roten“ Armee („Rot“ war in den Planspielen der Bundeswehr in diesen Jahren stets die Farbe des Feindes) im Zuge der *Ostpolitik* der sozialliberalen Ära Brandt/Scheel ab dem Ende der 60er Jahre.

Das westdeutsche Militär reagierte mit einer Trivialität: In den internen Planspielen der Bundeswehr standen sich im Zuge der Entspannung bei der Kennzeichnung der verschiedenen militärischen Lager nun nicht mehr „Rot“ und „Blau“ als Antagonisten gegenüber, sondern „Rosa“ und „Blau“ – die Perzeption der vermeintlichen Aggressivität des Gegenüber wurde auch in den militärischen Sandkästen abgeschwächt. Weitaus wichtiger war: In die Ränge der Staboffiziere und Generale stiegen ab den 70er Jahren zum einen nun auch Offiziere auf, die nicht mehr der Wehrmacht entstammten; zum zweiten lehrte an den zentralen Akademien, so an den beiden neugegründeten Hochschulen der Bundeswehr in München und Hamburg, an der Führungsakademie der Bundeswehr, ebenfalls in Hamburg, oder auch an der Heeresoffiziersschule in Hannover, und Schulen der einzelnen Waffengattungen eine zunehmende Zahl der Ostpolitik positiv gegenüber eingestellter, entspannungsorientierter Lehrkräfte, ob in Zivil oder Uniform. Eine gewisse „Sozialdemokratisierung“ der Bundeswehr griff Raum.

Als Index für eine sinkende Bedrohungsperzeption in der westdeutschen Bevölkerung mag die Entwicklung der Zahlen der *Anträge auf Kriegs-/Wehrdienstverweigerung* in der Bundesrepublik dienen:

- * bis zum Jahr 1967 hatte dieser Wert¹⁸ stets unter 6 000 gelegen;
- * im Jahr 1968 im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen um die Notstandsgesetze, um die politische Bewegung der Studierenden, schließlich um die Anti-Vietnamkriegs-Bewegung ergab sich eine sprunghafte Steigerung auf 12 000;
- * von der Zeit der neuen Ostpolitik ab stieg dieser Wert kontinuierlich auf 45 000 im Jahr 1979 an.¹⁹

In diese Phase der bundesdeutschen Nachkriegszeit fielen also zwei Faktoren, die die Legitimation der Bundeswehr zunächst bei deren klassischen Adressaten, den Wehrpflichtigen, in den folgenden Jahren jedoch zusätzlich in den Institutionen des Bildungswesens in Frage stellten: Neben *dem Nachlassen der Wirkung der Bedrohungsperzeption* durch die sozialliberale Verständigungspolitik mit dem Osten wirkte sich ein *tiefgreifender Wertwandel*, ausgehend von der antiautoritären Bewegung der end-sechziger Jahre, aus:

- * Zum einen wurden in dieser Phase zentrale Institutionen der Bundesrepublik wie das Hochschulwesen, die Justiz, teilweise gar die gesamte politische Klasse der Republik und eben auch die Armee nach ihrer Rolle in der Nazi-Zeit hinterfragt.
- * Zum anderen wurden Werte wie die Verteidigung des Vaterlandes, Disziplin, Ordnung und Pünktlichkeit, zentrale Werte des Militärischen also, in ihrer Bedeutung vermindert. Familienstrukturen lösten sich tendenziell

¹⁷ In der gebotenen Kürze die vier Prinzipien der „Inneren Führung“ (aus einer trefflichen Präsentation von Seiten Oberst Weidemeiers vom Zentrum Innere Führung der Bundeswehr vor unserem Forschungsprojekt „Die Militärkulturen Frankreichs und Deutschlands (...)“ am 10.04.1997 in Berlin):

- * Das Militär ist Teil der Exekutive und ist dem Primat der Politik unterworfen;
- * Die Bundeswehr ist eine Wehrpflichtarmee im (westlichen, J.M.B.) Bündnis;
- * Der Auftrag der Bundeswehr ist begrenzt auf Verteidigung und Mitwirkung an kollektiven Sicherheitssystemen;
- * Der Soldat der Bundeswehr ist „Staatsbürger in Uniform“, d. h. er hat die Rechte und Pflichten eines „normalen“ Staatsbürgers.

Der Vortrag Weidemeiers vor unserem Projektplenum löste übrigens nachhaltig Diskussionen aus: Die Frage, inwieweit aus der „Inneren Führung“ für die Bundeswehr, wie es formuliert wurde, als Ergebnis „Keine Armee wie jede andere“ resultierte.

¹⁸ Zum Vergleich: In den Jahren von 1956 bis 1990 lag die Zahl der jährlich verfügbaren Wehrpflichtigen zwischen 370 000 und 415 000. Mit der deutschen Einigung stieg sie ab 1990 auf etwa 500 000 an.

¹⁹ Angaben zu den KDV-Zahlen finden sich in den Veröffentlichungen der Zentralstelle KDV (Dammweg 20, 28211 Bremen), in Wehrdienst und Zivildienst. Fachzeitschrift zu KDV, in diversen Veröffentlichungen der Pressestelle des Bundesministeriums der Verteidigung in Bonn sowie in den Drucksachen des Deutschen Bundestages (z. B. Drucksache 12/6895 der 12. Wahlperiode vom 24.02.1994). Den Versuch einer politischen Einordnung der Kriegsdienstverweigerung bis zum Beginn der 80er Jahre unternahm Krölls, A.: Kriegsdienstverweigerung. Das unbequeme Grundrecht. Frankfurt/M. 1980.

auf, die ökonomische Krise ergriff mit dem Phänomen der Massen- und Langzeitarbeitslosigkeit neue Bevölkerungsschichten, die Gewerkschaften verloren an Bedeutung.²⁰

Zurück zur politischen Entwicklung der Bundesrepublik: Die Abschwächung des Kalten Krieges war zunächst nicht von langer Dauer. Ende der 70er Jahre beschloss die NATO die *Aufstellung atomarer Mittelstreckenraketen und Marschflugkörper in Mitteleuropa*. Infolge der NATO-Stationierungspolitik wie auch im Gefolge des Aufkommens ökologischer Gruppierungen und Parteien, entstanden zu Beginn der 80er Jahre in fast allen westeuropäischen Staaten *Neue Soziale Bewegungen*, die sich – mit einer ihrer wesentlichen Forderungen – einer Umkehrung der Entspannungspolitik des vergangenen Jahrzehnts in den Weg zu stellen versuchten.

Für die Bundesrepublik Deutschland ergab sich hieraus folgende Dialektik: Die GRÜNEN bzw. ihre diversen organisatorischen Vorläufer engagierten sich zentral im politischen Kampf gegen die Stationierung von Pershing II und Cruise Missiles und erreichten über dieses Engagement eine derartige Ausweitung ihrer Basis, dass sie sich dauerhaft als politische Bewegung etablieren konnten. Das Militär bzw. die herrschende Sicherheitspolitik hatte nun, bis zum Ende der 90er Jahre, eine in der Jugend besonders verankerte institutionalisierte Kritikerin, die Militär und Rüstung nicht mehr isoliert in ihren Erscheinungsformen bzw. in ihren tagespolitischen Innovationen (wie Wiederbewaffnung, drohende Atombewaffnung, „Nach“rüstung etc.) attackierte, sondern – in ein Geflecht „alternativer“, sprich ökologischer, antihierarchischer, antikapitalistischer, teilweise noch antiautoritärer Werte eingebettet – grundsätzlich ablehnte, bzw. in seinem Agieren entscheidend beschnitten wissen wollte.

Die Anti-NATO-„Doppelbeschluss“-Bewegung verlor ihren politischen Kampf zwar – die Raketen und Marschflugkörper wurden stationiert. Die Legitimationsbasis des Militärs und der herrschenden Sicherheitspolitik jedoch war zumindest in der jüngeren Generation nachhaltig erschüttert. Zu einer offenen Legitimationskrise für die Bundeswehr kam es zu Beginn der 80er Jahre jedoch nicht: Die SPD wurde zwar an der Seite der GRÜNEN wie der Friedensbewegung zu einer Kritikerin der US-Stationierungspolitik, sie wechselte also das politische Lager (schließlich wurde sie 1982 von der liberal-konservativen Koalition unter H. Kohl in die Opposition verdrängt). Die westdeutsche Sozialdemokratie blieb aber grundsätzlich militär- und rüstungsfreundlich eingestellt.

2.3 „Perestroika“ und „Glasnost“ in der Sowjetunion

Von weit größerer Bedeutung als die „Nach“rüstungskrise für die herrschende Sicherheitspolitik in der Bundesrepublik war die Entwicklung in der *Sowjetunion* ab der zweiten Hälfte der 80er Jahre. Der sowjetische Staats- und Parteichef Gorbatschow drängte ab 1985 zunächst erfolgreich auf wirksame *Abrüstungsmaßnahmen*, drängte auf *vertrauensbildende Maßnahmen* und erreichte bspw. einen weitgehenden *Atomteststop*. Dabei verzichtete die Sowjetführung auf das allfällig bekannte peinlich genaue Einhalten eines Gleichgewichtes bei der Abrüstung und ging zur Taktik einseitiger Vorleistungen über. Die Sowjetunion verlor im Massenbewusstsein ihre Unberechenbarkeit, sie wurde nun, wenngleich weiterhin als politischer und militärischer Gegner betrachtet, zum „normalen“ politischen *Verhandlungspartner*. In den Jahren 1989/90 ließen Gorbatschow und die sowjetische Regierung gar die Vereinigung von BRD und DDR zu, ein Eingreifen der Roten Armee in den Auflösungsprozess des ostdeutschen Staates (wie auch der Warschauer Vertrags-Organisation, WVO, insgesamt) stand zu diesem Zeitpunkt schon gar nicht mehr ernsthaft zur Debatte.

Die *Legitimationskrise* der Bundeswehr erreichte *einen weiteren Höhepunkt*. Zu den Spätauswirkungen der 68er Bewegung mit ihrem Wertewandel, zur Entmythologisierung der USA, zur Verstetigung der alternativen, der „grünen“, Bewegung als antiautoritärer, ökologischer wie militärkritischer Kraft, war die *faktische Zerstörung des Feindbildes* gekommen: Die WVO löste sich in der Tat 1991 förmlich auf.

Die Sicherheitspolitik der Bundesrepublik reagierte in zweifacher Weise. Zum einen wurde die Gesamtstärke der Bundeswehr in Folge der 4+2-Verhandlungen und im Zusammenhang mit den Verhandlungen um eine Reduktion der Landstreitkräfte in Europa quantitativ erheblich reduziert: von – die NVA eingeschlossen – über 600 000 auf 340 000 Soldaten. Zum anderen reagierte die Bundeswehr analog zur Differenzierung der Feindfarbe in ihren Planspielen am Beginn der 70er Jahre, diesmal, in der Periode von „Perestroika“ und „Glasnost“, jedoch mit einer offensiveren Variante. Sie gab sich fortan als (auch) ökologisch orientierte Armee aus. In aufwendig gestalteten Hochglanz(!)-Broschüren warb die westdeutsche Armee für eine kurze Orientierungsphase um Legitimation mit der simplen These, auf ihren Truppenübungsplätzen überlebten selten gewordene und vom Aussterben bedrohte

²⁰ Inglehart schrieb (1977 bzw. 1989) von einer Verdrängung „materialistischer Werte“, wie Streben nach ökonomischem Wohlstand, Betonung von Leistung und Disziplin, von äußerer und innerer Sicherheit, durch „postmaterialistische Werte“ wie Streben nach Partizipation, Solidarität und Selbstverwirklichung, nach Freiheit und Gleichheit sowie von einer stärkeren Artikulation intellektueller, sozialer und ethischer Bedürfnisse. Kurz: Kollektive Werte traten hinter individualistischen zurück. Dem Staat zu „dienen“ war für die Generation der Kinder der 68er Generation weitgehend ein Fremdwort. Der *Vietnamkrieg* und die dortige umstrittene Rolle der bis dato unangefochtenen Orientierungsmacht des Wohlstands-Musterstaates Bundesrepublik, der USA, darf hier in seiner Wirkung nicht unterschätzt werden.

H. Klages schrieb (1984) in diesem Zusammenhang von einem „Wertewandelschub“ als „Schrumpfen von Pflicht- und Akzeptanzwerten“ und von einer Zunahme von „Selbstentfaltungswerten“.

Spezies, da sie hier vor den Schäden der Zivilisation infolge Versiegelung des Bodens, landwirtschaftlicher Nutzung oder Bebauung bewahrt blieben. Die Bundeswehr ernannte Ökologie-Beauftragte, in ihren Periodika erschienen einschlägige Beiträge.²¹ Die Aktion verpuffte jedoch rasch, und dies nicht nur aufgrund des Verzichts auf Recycling-Papier bei der geschilderten PR-Kampagne: Die politische Entwicklung selbst eröffnete neue, noch kurze Zeit zuvor für undenkbar gehaltene Perspektiven für die Darstellung einer Existenzberechtigung der deutschen Armee.²²

2.4 Das Ende des Ost-West-Konfliktes

Die Abfolge der Legitimationskrisen der westdeutschen Armee erreichte ihren Höhepunkt mit der deutschen Vereinigung, mit der Auflösung der Sowjetunion, mit der *Auflösung auch der Warschauer Vertragsorganisation (WVO)*, dem Militärbündnis der ehemals sozialistischen Staaten, zu Beginn der 90er Jahre. Der für die Sicherheitspolitik der bisherigen Nachkriegszeit konstitutive Feind war nun gänzlich abhanden gekommen, er hatte sich in eine Vielzahl kleiner, zumeist bankrotter, zudem auf westliche Politikmuster orientierter Staaten, aufgelöst.

Die vornehme Zielgruppe der Bundeswehr, die westdeutschen Jugendlichen, fragte sich nun: Wozu soll ich heute noch 15 Monate meines Lebens hergeben? Für welche Ausbildung gegen welchen Feind? Ein wachsender Teil der Bevölkerung verlangte nach einer wirksamen Reduzierung der Rüstungslasten im Bundeshaushalt, nach der „Friedensdividende“. In der deutschen Sozialdemokratie (SPD) gewann die Forderung nach der jährlichen Streichung von einem Zehntel der Militärausgaben vorübergehend an Boden. Die GRÜNEN verlangten für eine Zeitlang mit Mehrheit gar die sofortige Auflösung der Bundeswehr, große Teile der GRÜNEN (jetzt BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN genannt) postulierten den Austritt der Bundesrepublik aus der NATO. Verteidigungsminister Rühle schließlich sah die Bundesrepublik „von Freunden umzingelt“. In anderem Zusammenhang (s. u.) dieser Schrift weise ich auf das sprunghafte Ansteigen der KDV-Zahlen hin. Es kam zu einem vorübergehenden Legitimationsverlust der Bundeswehr.

3 Die Suche nach einer sicherheitspolitischen Rolle des „neuen“ Deutschland

Bundeswehr und politische Führung reagierten am Beginn der 90er Jahre wiederum offensiv auf die neue Qualität der Legitimationskrise: Sie nahmen die Vereinigung von BRD und DDR zum Anlass, eine Art *sicherheitspolitischer „Normalität“* für das neue, das vereinigte Deutschland einzufordern. Von Seiten des Auslandes, so die Diktion der politischen Führung des Landes, wurde von Deutschland nun die *Übernahme von mehr „weltpolitischer Verantwortung“* erwartet. Die konservative politische Klasse der Bundesrepublik und exemplarisch ihre Presse lobten die Bonner Regierung Kohl im Zusammenhang mit den Diskussionen um die künftigen Aufgaben der Bundeswehr zu Beginn der 90er Jahre dafür, dass sie sich (so die FAZ am 10.01.1992) „aus dem stillen Winkel westdeutscher Provinz verabschiedet“ habe.

Als erster Testfall für den Wiederhall dieser Legitimationsstrategie wurde der Golfkrieg von 1991 genutzt, zu dem die Bundesrepublik neben logistischen Leistungen vor allem finanziell beitrug. Einige Zeit nach dem Abflauen der Diskussionen über den Golf-Krieg, am Beginn der kriegerischen Auseinandersetzungen auf dem Balkan, forderte der damalige Generalinspekteur der Bundeswehr, General Naumann, auf der 34. Kommandeur-Tagung der Bundeswehr, einen, wie die FAZ (am 6.10.1993) titelte, „neuen Soldaten“. Naumann sagte: „Innere Führung, harte Gefechtsausbildung und die Bereitschaft, morgen einen Einsatzauftrag außerhalb Deutschlands anzutreten, sind keine Gegensätze, im Gegenteil.“ Die FAZ weiter zu Naumanns normativer Rede: „Der Krieg (im früheren Jugoslawien) zeige auch, daß ein Blauhelm-Mandat allein auf der Grundlage des gewaltfreien Friedenserhalts nicht ausreiche. Regelfall werde bei künftigen friedenserhaltenden UN-Einsätzen ein ‚robustes Mandat‘ sein müssen, das den Einsatz von kontrollierter ‚Gegengewalt‘ erlaube.“ Diese Rede des Generalinspektors erfuhr, aufgrund ihrer signifikativen Bedeutung für das im Wandel befindliche sicherheitspolitische Klima des vereinten Deutschland, breite Beachtung: Das gemessen an der Bevölkerung größte und ökonomisch stärkste europäische Land legte deutlich die Zivillogik der Nachkriegsjahrzehnte ab und gab der Militärlogik mehr Raum.

Die Ausweitung der sicherheitspolitischen Aktivitäten der Vereinten Nationen (UNO) infolge der Konflikte in Somalia und dann vor allem im sich auflösenden Jugoslawien diente ab 1992 innenpolitisch als zentrales Feld der Auseinandersetzung um den neuen Sinn einer deutschen Armee, um Einsätze der Bundeswehr zu humanitären und schließlich auch zu militärischen Aktivitäten außerhalb Deutschlands und außerhalb des dezidiert beschränkten

²¹ In der „Legitimations“-AG unseres Projekts wurde diese Politik von französischer Seite mit Schmunzeln zur Kenntnis genommen: Niemals, so die Aussage vor allem der Soldatinnen und Soldaten, werde Frankreichs Armee derart agieren.

²² Kritisch mit der Thematik „Ökologie und Militär“ setzt sich das Dossier Nr. 19 von Wissenschaft & Frieden (Marburg) 13, 1995, 1 auseinander.

Ein wenig verzögert wärmte Karl Feldmeyer, Militärkorrespondent der FAZ, am 04.10.1996 die Öko-Legende der Bundeswehr noch einmal auf, als er titelte: „Wo Ziegenmelker und Hirschsprung überleben. Truppenübungsplätze sind auch Naturreservate“. Feldmeyer stützte sich auf die 52-seitige Broschüre „Umweltschutz der Bonner Hardthöhe“ – diesmal „gedruckt auf 100 Prozent Recycling-Papier“.

NATO-Einflussgebietes. Eine Auseinandersetzung, die nun – aufgrund der Forderungen nach wirksamen Rüstungsbeschränkungen in der Bundesrepublik aus den Kreisen der politischen Opposition – auch in der politischen Öffentlichkeit bestritten wurde. Die Argumentation der Konservativen in Deutschland lautete, Deutschland dürfe sich nicht für alle Zeiten auf seine Sonderrolle (gemeint war: als Ausgangsland von Nazismus, Judenverfolgung und Massenvernichtung sowie als Verursacher des Zweiten Weltkrieges) zurückziehen. „Die Weltöffentlichkeit“ habe ein „Recht“ auf eine angemessene Beteiligung eines Deutschland, dem die Großmächte mit der Vereinigung die vollständige Souveränität „geschenkt“ hätten, an der Lösung der allfälligen Konflikte auf der Erde. (Inmitten des NATO-Luftkrieges gegen Jugoslawien sollten nur wenige Jahre später, 1999, die Minister Scharping und Fischer gar die Rede von „Auschwitz“ bemühen, um die Teilnahme am Bombardement zu legitimieren.)

Zurück zur Suche des „neuen“ Deutschland nach einer ebenso neuen sicherheitspolitischen Rolle: Ein abschließender Blick auf die *Entwicklung der Antragszahlen von Kriegsdienstverweigerern (KDV)* in der ersten Hälfte der 90er Jahre mag *den bei den Wehrpflichtigen* durchaus als zweifelhaft zu bezeichnenden Erfolg der Bonner Bemühungen um eine neue Legitimation der Bundeswehr, nämlich als „normales“ Politikinstrument, verdeutlichen:

- * Hatten Ende 1987 noch 63 000 Wehrpflichtige einen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung gestellt, so war diese Zahl im Zuge von Perestroika und Glasnost in der Sowjetunion bis 1989 auf fast 74 000 anstiegen;
- * 1991, im Jahr des Zusammenbruchs der Warschauer Vertrags-Organisation wie im Gefolge des zweiten Golfkrieges, lagen bereits 151 000 Anträge vor (zum Vergleich: ohne den Anteil der Neuen Bundesländer hätte die Zahl bei 132 000 gelegen), im folgenden Jahr 1992 noch 134 000 (ohne NBL 109 000). Neben dem Verlust des Feindbildes Sowjetunion war hier von großer Bedeutung eine große (Golf-)Kriegsangst der deutschen Wehrpflichtigen: Die Einsätze der Bundeswehr in Krisengebieten bedeuteten – anders als die bisherige Übungstätigkeit, ob gegen einen rot oder orange eingefärbten Feind – ohne Zweifel eine spürbar gewachsene Gefahr für Leib und Leben.
- * In den folgenden Jahren flachte die Kurve der KDV-Anträge, auch bedingt durch geburtenschwache Jahrgänge, zunächst signifikant ab: Sie lag 1993 bei 130 000, 1994 bei 126 000. Im Jahr des in der politischen Öffentlichkeit heftig umstrittenen Bundestagsbeschlusses zu einer Neuformulierung des Bundeswehreininsatzes 1995 stieg die Zahl der KDV-Anträge wieder stark an, diesmal auf fast 161 000 (FAZ vom 08.03.1995 und 01.02.1996), um bis ins Jahr 2000 auf diesem hohen Niveau zu bleiben. Der Jugoslawienkrieg mag vielen Wehrpflichtigen deutlich vor Augen geführt haben, dass der Charakter der Bundeswehr sich gründlich gewandelt hatte, dass nunmehr mit häufigeren Kriegseinsätzen zu rechnen sei.²³

Ein geradezu katastrophales Ergebnis für die Periode der deutschen „Wende“ zeitigten auch Umfragen des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr (SOWI) unter Wehrpflichtigen über den „Sinn des Wehrdienstes für die eigene Person“²⁴. *Sinnvoll* fanden den Wehrdienst 1972 immerhin noch 28 % der Wehrpflichtigen; ab 1977 schwankte dieser Wert nur noch zwischen 10 und 16 % (1992 Alte Bundesländer (ABL) 17 %, Neue Bundesländer (NBL) 11 %). Für *sinnlos* hingegen hielten den Wehrdienst zwischen 52 % (1972) und 36 % (1989). Die Werte für 1992 lauteten auf 41 % (ABL) und 50 Prozent (NBL).

Beeinflusst zum einen von der anhaltend hohen Zahl der Wehrdienstverweigerer, zum anderen von der entsprechenden Debatte im benachbarten Frankreich, diskutiert die politische Öffentlichkeit der Bundesrepublik von Zeit zu Zeit Pläne der *Abschaffung der Wehrpflicht* zugunsten der Einführung einer Berufsarmee. Einstweilen wird die Wehrpflicht – nicht zuletzt resultierend aus Resten einer selbstauferlegten sicherheitspolitischen Zurückhaltung sowie mit Blick auf die volkswirtschaftliche Bedeutung der 150 000 Zivildienstleistenden – jedoch noch von keiner namhaften Institution oder politischen Partei, B90/DIE GRÜNEN sowie die F.D.P. ausgenommen, geschlossen infrage gestellt.

Gleichwohl wurden in der mittel- und langfristigen Planung für die Bundeswehr bereits Strukturen avisiert, die eine *Professionalisierung* zumindest eines Teils der Armee nahe legten: In der Mitte der 90er Jahre wurde im Zuge der Reduzierung der Zahl der Soldaten der Bundeswehr auf nur noch 340 000 die Umstrukturierung in einerseits Hauptverteidigungskräfte (HVK) (geplant: 260 000) und Krisenreaktionskräfte (KRK) begonnen.²⁵ Die letztgenannten waren als „luftbewegliche und hochmobile Kampf- und Kampfunterstützungsbrigaden“ geplant, die, so der Bundesverteidigungsminister, „Landes- und Bündnisverteidigung in einer entscheidend verbesserten Sicherheitslage und die angemessene und wirkungsvolle Teilhabe an internationaler Krisenbewältigung“ zum Ziel

²³ Ein Blick auf den Zivildienst, den „Ersatzdienst“ der Wehrdienstverweigerer: die Anzahl der Plätze für Zivildienstleistende stieg von 1984 39 000 über 1990 89 000 auf 1995 150 000, davon 120 000 in Westdeutschland, an. Etwa die Hälfte der „Zivis“ arbeitet im Bereich von Pflege und Betreuung (Neues Deutschland vom 10.05.1995 und 11.10.1995).

²⁴ Das Ergebnis dieser zwischen 1972 und 1992 durchgeführten Umfragen hat Paul Klein kommentiert in: *Information für die Truppe* 1994, 5, S. 14 f.

²⁵ Die personelle Stärke der Bundeswehr belief sich – vor der deutschen Einigung – auf etwa 500 000 Mann, die Nationale Volksarmee der DDR hatte bis 1989 zusätzliche 170 000 Soldatinnen und Soldaten, 1990 dürfte deren Zahl noch bei etwa 90 000 gelegen haben.

hatte.²⁶ Ein weiteres Kapitel der Differenzierung der Bundeswehr bedeutete die Aufstellung des Kommando Spezialstreitkräfte (KSK) in Calw ab dem 01.04.1996, das mit 1 000 Mann, so die Zeitung „Die Welt“ (am 28.01.1995) die Rolle einer „Para-Kommandobrigade für den Guerrillakampf“ übernehmen soll.²⁷ Die aktuellsten Strukturveränderungen wurden Mitte des Jahres 2000 durch die Berichte der sog. Weizsäcker-Kommission und darauffolgend durch die Reformpläne des Verteidigungsministeriums unter Scharping verursacht. Ich gehe weiter unten darauf ein.

4 Die erfolgreiche Trendwende

Die offensive Sinngebungs-Kampagne der Bundeswehr und der Bonner, heute: Berliner politische Führung hat bereits wenige Jahre nach ihrem Beginn als Reaktion auf die tiefe Legitimationskrise der Bundeswehr nach dem Zusammenbruch der Warschauer Vertrags-Organisation (WVO) ein positives Ergebnis zu verzeichnen: Die Akzeptanz des deutschen Militärs ist spürbar gestiegen. Mit den Worten Jacques van Doorns hat das politische System der Bundesrepublik „einen allgemeinen Glauben“ entwickelt, dass die „zentrale Einrichtung“ – in unserem Falle die Bundeswehr – „im allgemeinen angemessen und akzeptabel“ ist. Unabhängig von der aufgezeigten Entscheidung eines großen Teils der deutschen Jugend für die Wehrdienstverweigerung hat die Bedeutung der Bundeswehr im Bewusstsein der deutschen Bevölkerung in den 90er Jahren im Westen wie im Osten deutlich zugenommen.

Als Fazit der vierten Legitimationskrise der Bundeswehr im Zusammenhang mit der deutschen Einigung und dem Zusammenbruch der WVO ist ein außerordentlich differenziertes Bild zu konstatieren. In den politischen Parteien Deutschlands – die bislang vornehmlich in Deutschlands Osten verankerte PDS ausgenommen –, in den großen sozialen Bewegungen des Landes sowie in der überwiegenden Anzahl der Medien ist die Suche der bis 1998 regierenden Konservativen sowie der auf sie folgenden SPD-B90/DIE GRÜNEN-Koalition sowie der Armeeführung nach neuen, über die traditionelle Landesverteidigung hinausgehenden Aufgaben als gleichsam legitimationsstiftendes Moment mit der *aktiven Teilnahme am Bombardement gegen die Republik Jugoslawien* erfolgreich beendet worden. Die Bundesrepublik hat im Frühjahr 1999 gleichsam die Nachkriegszeit beendet und ist ein, mit bspw. Frankreich vergleichbarer, „normaler“, d. h. interventionsfähiger und -bereiter, Staat geworden.²⁸ Diese Politik ist beim Gros der deutschen Bevölkerung auf positiven Widerhall gestoßen.

Die *Abschaffung der Allgemeinen Wehrpflicht* und damit die Delegation der Militärpolitik an ein professionelles, gleichsam ein Dienstleistungs-Organ, könnte dieses Bild in den kommenden Jahren allerdings durchaus vereinheitlichen. Die in diesen Monaten eingeleitete Bundeswehr-Reform weist wie bereits die Empfehlungen der Weizsäcker-Kommission vom Mai 2000, wenn auch halbherzig, in diese Richtung. Die Legitimation einer Dienstleistungs-Armee dürfte dann, vielleicht am ehesten mit dem Einsatz einer Berufsfeuerwehr vergleichbar, einzig am Erfolg ihrer Missionen gemessen werden.

Für die Zukunft muss unter dem Aspekt der Legitimation neben den aufgezeigten Professionalisierungstendenzen folgendes beachtet werden:

- a) die Technologisierung der Kriegführung (gemeint ist die Rede vom „Chirurgischen Schlag“);
- b) die Illusion vom „Krieg mit Null Toten“ (fr.: „la guerre à zero morts“), der die Toten der Gegenseite, so im Irak mit seinen 300 000 Toten des zweiten Golfkrieges, oder auch die Zivilopfer in Jugoslawien, außer Acht lässt (beide Entwicklungen resultieren aus dem nachhaltigen Vietnam-Trauma in den USA).
- c) Schließlich sei der Leiter der Abteilung Außen- und Sicherheitspolitik der Konrad-Adenauer-Stiftung, Karl-Heinz Kamp, zitiert, der in der Bundeswehr-eigenen „Information für die Truppe“, Zeitschrift für Innere Führung (9-10/1999) schrieb: „Kosovo hat den neuen Typus des ‚postnationalen‘ Krieges eingeleitet, der nicht mehr im reinen nationalen Interesse ausgefochten wird und in dem die Grenzen zwischen Krieg und Frieden, Angriff und Verteidigung, Recht und Unrecht etc. verschwimmen.“²⁹

²⁶ Zit. nach Rüdiger Moniac: Noch etliche Jahre bis zur Komplettierung. In: Das Parlament, 36/37, 1996. Schwerpunkt Ausgabe zum Thema „40 Jahre NATO-Mitgliedschaft – 40 Jahre Bundeswehr“ vom 01./08.09.1996, S. 8. Allein die dort nachzulesende Syntax des Themenstellung des offiziellen „Parlament“ mag die Bündnistreue der deutschen Sicherheitspolitik demonstrieren. Die genannte Ausgabe enthält eine Reihe lesenswerter Beiträge.

²⁷ Mit dem Schwerpunktthema „Die neue Bundeswehr – Weltweit im Kommen“ befasst sich die Marburger Zeitschrift „Wissenschaft & Frieden“ in ihrer Ausgabe 4/96. Im Jahre 2000 ist die Diskussion neu entfacht.

²⁸ Auch in den Diskussionen des Projekts fand dies seinen Niederschlag: Griffen französische Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Angesicht deutschen Unverständnisses bspw. zur Begrenztheit des Wertes der „Inneren Führung“ in akuten Konfliktlagen zu Beginn (1995f.) häufig zu Erklärungen wie „Dies kann nur mit Kriegserfahrung verstanden werden“, so fielen derartige Einschätzungen, als man in Ex-Jugoslawien Seite an Seite in UN-Truppen stand, tendenziell weniger.

²⁹ Auch die neue (u. a. deutsche) Strategie, Kriegsflüchtlinge „vor Ort“ zu versorgen, d. h. die kriegführenden Länder nicht mehr mit den unmittelbaren Folgen der Kriege zu konfrontieren, dient dem einen Ziel: Die Schwelle vor der bewaffneten Konfliktlösung soll weiter gesenkt werden. Zum Jugoslawienkrieg siehe Becker, J. M.; Brücher, G. (Hrsg.): Der Jugoslawienkrieg – Eine Zwischenbilanz. Münster 2001.

Insbesondere der Aspekt des „postnationalen Krieges“ dürfte, anders als in unserem Partnerland Frankreich, für die deutsche Diskussion von entscheidender Bedeutung sein, kann hier doch einem historischen Stigma begegnet werden. Die – nicht zuletzt durch die Erfahrungen des Jugoslawienkrieges – ausgelöste Forcierung des Aufbaus einer Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (GASP) der EU beruht wesentlich auf einer Richtungsänderung auf deutscher Seite, weg von einer einseitigen Orientierung auf die USA, hin zu einer Orientierung auf europäische Interessen (und damit zu langjährigem französischem Ideengut).

5 Frankreich: Frankreichs Legitimationskrisen

5.1 Von der Niederlage 1940 zur Befreiung Deutschlands

Am 8. Mai 1945 endete auch für Frankreich der Zweite Weltkrieg. Frankreich stand, wenngleich 1940 von der Wehrmacht überrollt, nun auf der Seite der Siegermächte. Die politische Klasse und ihr voran die militärische Führung hatten sich wenige Wochen nach Beginn des deutschen Angriffs auf Frankreich zum Großteil in der Hoffnung auf eine Sonderrolle Frankreichs in den (Nach)Kriegszielen des deutschen Faschismus – wie es manchen Beobachtern schien: allzu willfährig – dem deutschen Bewegungskrieg im Norden des Landes ergeben. Das Land war in die Verfechter einer Kollaboration und in die der *Résistance* gespalten.³⁰ Maßgeblich durch die Truppen der Anti-Hitler-Koalition, zuletzt jedoch auch unter aktiver Teilnahme französischen Militärs, waren die deutschen Okkupanten bis zum Jahresende 1944 weitgehend aus dem Land gedrängt worden.

Das zentrale Problem der französischen Gesellschaft wie des französischen Militärs in den Jahren nach 1944 war, die Spaltung der Gesellschaft in die ehemaligen Anhänger der *Résistance* und die Anhänger Vichys zu überwinden. Am Ende des Krieges war Frankreich der Lösung dieser gravierenden Legitimationskrise des französischen Militärs von 1940 aus vielerlei Gründen nähergekommen:

- * Das Kriegsgeschehen, eingeschlossen die Besetzung Frankreichs, verhinderte zunächst eine politische Aufarbeitung der „seltsamen Niederlage“ (M. Bloch). Die Verlagerung des Schwerpunktes der Kriegshandlungen in die Sowjetunion tat ein übriges.
- * Das nationalsozialistische Deutschland hatte Vichy-Frankreich die Verwaltung seiner Kolonien und damit auch der dort stationierten Truppen überlassen; dort konnte also in einem gewissen Maße eine „militärische Kultur“ aufrechterhalten werden.
- * Wachsende Teile auch des französischen Militärs hatten sich im Laufe der Okkupation Frankreichs, nach 1942 vor allem, den Reihen der *Résistance* angeschlossen.
- * Frankreichs Truppen hatten in steigendem Maße an der Befreiung des Landes sowie an der Befreiung Deutschlands und Österreichs teilgenommen. Militärische Führer wie die Generale de Lattre, Koenig oder auch Bethouart waren in den Jahren der Libération sehr populär in Frankreich.
- * Das Land zählte, obgleich von der deutschen Wehrmacht 1940 zur Kapitulation gezwungen, 1945 zu den Siegermächten.
- * All diese Argumente wurden jedoch überlagert von der Persönlichkeit eines Militärs, der zum erfolgreichen Politiker avanciert war: General de Gaulle verkörperte für das Frankreich der unmittelbaren Nachkriegszeit die Nichtunterwerfung unter die deutschen Okkupanten, verkörperte militärischen Widerstandswillen und dabei sogar Durchsetzungsvermögen gegenüber der in Westeuropa politisch und militärisch nun deutlich präsenten USA. De Gaulle, so schien es, hatte Frankreich, und dies galt besonders für seine Armee, seine Würde wiedergegeben.

5.2 Der Indochinakrieg und Dien Bien Phu

Bereits im Jahr 1946 erhob sich in Indochina eine Unabhängigkeitsbewegung. Frankreich war mit seinem alten Kolonialanspruch rasch in den Krieg verwickelt. Der Krieg gegen die sozialrevolutionäre Bewegung des Vietminh, *„la sâle guerre“* (1946–1954), begann. Die Aufarbeitung der Kollaborations- bzw. *Résistance*-Phase wurde in der französischen Gesellschaft ebenso wie in der Armee in den Hintergrund gerückt, die sozialpsychologische Spaltung des Landes konnte nicht vermindert werden. Die einheimischen Nöte, in erster Linie die sozialökonomischen Probleme nach dem vierjährigen Ausbluten Frankreichs zugunsten der deutschen Kriegsführung, hielten das Land in Atem.

Die militärische Niederlage von Dien Bien Phu 1954 wurde in Frankreich zwar schmerzhaft verzeichnet, die daraus erwachsene Legitimationskrise des Militärs ist jedoch mit der von 1940 aus folgenden Gründen nicht vergleichbar:

- * Der Indochinakrieg wurde in weiter Ferne und in einer Region mit einer geringen französischen Siedlerdichte geführt. Das Interesse für den Krieg war im Mutterland zudem gering.
- * Unter den etwa 180 000 Soldaten befanden sich viele Nicht-Franzosen, in erster Linie aus nordafrikanischen Ländern, sowie die Truppen der *Légion Étrangère*.

³⁰ Marc Bloch, einer der Begründer der *„Annales“*, hat in seinem Buch *„Die seltsame Niederlage. Frankreich 1940“* (Frankfurt/Main 1992) eine kritische Analyse dieser Vorgänge vorgelegt.

- * Wehrpflichtige waren an den Kampfhandlungen nicht beteiligt. Die finanziellen Lasten des Krieges wurden ab 1950 von den USA mit getragen.
- * Schließlich waren die Kritiker des Indochina-Krieges relativ isoliert: Neben der Französischen Kommunistischen Partei fanden sich hier zu Beginn lediglich einige Intellektuelle und Linkskatholiken.

5.3 Der Algerienkrieg und die Accords d'Evian

Einen anderen Charakter hatte für Frankreichs Gesellschaft wie die Armee der Algerien-Krieg, der unmittelbar an die Niederlage in Indochina offen ausbrach. Algerien („*l'Algérie Française*“) war die einzige Siedlungskolonie Frankreichs und war dies mit hoher ökonomischer und personeller Durchdringung. Anfangs verharmlosten die häufig wechselnden Regierungen der IV. Republik ihre Operationen gegen die algerische Unabhängigkeitsbewegung noch als „Polizeiaktionen“, sie gingen jedoch 1956 auch offen zu massiver Konfrontation über. Dieser Krieg wurde auch mit Wehrpflichtigen geführt, er kostete schließlich etwa 175 000 Menschen das Leben, darunter 25 000 französische Bürger.³¹

Die Armee wandte im Verlaufe des Krieges in einigen Fällen Folter- und Mordpraktiken an und rief dadurch schließlich in Frankreich, wo sich eine Opposition gegen den Krieg nur zögerlich entwickelte, eine wachsende Volksbewegung hervor. Das Militär verspielte für Frankreich zudem durch seine zuweilen eigenmächtige Kriegspolitik, so – neben Folterungen – durch die Entführung des Widerstandsführers Ben Bella, durch die Bombardierung eines tunesischen Grenzdorfes, viel außenpolitischen Kredit. Als im Mai 1958 sogar ein Militärputsch der eigenen, französischen, Truppen gegen die IV. Republik nicht mehr auszuschließen war, ergriff General de Gaulle, freilich nicht ohne sich vorher mit dem Oberkommandierenden der (starken) französischen Besatzungstruppen in Deutschland, General Massu, abgestimmt zu haben, die Macht.

De Gaulle, nach wie vor mit der Aura des militärischen Führers und Résistance-Kämpfers ausgestattet, zudem als bindendes Glied in der nach der Niederlage und der Besetzung Frankreichs nach wie vor nicht überwundenen Spaltung des Landes, war für das Militär zu dieser Zeit noch der Garant für die Fortdauer des Status der „*Algérie Française*“. Im Laufe der folgenden Monate gelang es ihm jedoch, in Frankreich, eingeschlossen die überwiegende Anzahl der militärischen Führer, der Einsicht zum Durchbruch zu verhelfen, dass Algerien nicht zu halten war. Nach langwierigen Friedensverhandlungen wurde das Land im März 1962 in die Unabhängigkeit entlassen. Vorher, im April 1961, war noch ein Putsch vierer in Algerien stationierter Generale gegen die Regierung in Paris gescheitert. Die Armee fand sich, wie das gesamte Land, in ihrer überwiegenden Mehrheit nur schwer mit dem Verlust Algeriens und – natürlich damit verbunden – mit dem verlorenen Krieg ab. (In einigen Teilen der Armee war das Ansehen de Gaulles das eines Verräters. Viele hielten den Krieg in Algerien für nicht verloren, fühlten sich eher – ein weiteres Mal – von der Politik im Stich gelassen.) Am 19. März 1962 endete mit den *Accords d'Evian* für Frankreich ein über zwei Jahrzehnte anhaltender Kriegszustand, der seit dem 9. September 1939, dem Tag der Kriegserklärung Frankreichs an den deutschen Faschismus, gedauert hatte.

Neben der Krise der „seltsamen Niederlage“ von 1940 bedeutete der Verlust Algeriens für das französische Militär den tiefsten Einschnitt. Diese Krise scheint bis heute nicht überwunden. Auch die Wissenschaft findet erst langsam den Weg zu einer Aufarbeitung des Algerienkrieges. In zahlreichen Gesprächen³² wurden mir hierfür folgende Gründe genannt:

- * Die betreffenden Archive werden der Öffentlichkeit erst langsam zugänglich gemacht.
- * Viele Zeitzeugen des Algerienkrieges und seines politischen Umfeldes, wie der OAS, leben noch (was wiederum Auswirkungen auf die Archivlage hat).
- * Die vorbehaltlose Aufarbeitung des Algerienkrieges wird außerdem durch die Existenz einer in die Millionen gehenden Zahl von „Algerienfranzosen“, d. h. ehemals mit den französischen Besatzern kollaborierender Algerier, erschwert, die nach ihrer Emigration, teilweise Flucht, heute in Frankreich leben.
- * Die brisante aktuelle politische Lage in Algerien wird als ein weiteres retardierendes Argument angeführt.

Vordergründig war es am Ende der 60er Jahre wieder Charles de Gaulle³³, der die Krise überwand. Sein in der Armee nach den *Accords d'Evian* zunächst überaus schlechtes Image verbesserte sich spätestens mit den politischen Ereignissen des Jahres 1968. De Gaulle überlebte diese tiefe Krise nicht nur, sondern er gewann anschließend sogar

³¹ Das „Frankreich-Lexikon“ (Hrsg.: Schmidt, B., Doll, J. u. a., Bd. 1, Berlin 1981, S. 336 ff.) summiert die Kosten des Krieges auf 25 Mrd. DM.

³² Die Frage der Legitimation war durchgängiges Thema im gesamten Prozess des DFJW-Seminars. Der Informationsstand war dabei auf Seiten der französischen wie deutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehr unterschiedlich. Insbesondere die älteren erinnerten an das französische Trauma Algerien und stellten (häufig umstrittene) Vergleiche zur Niederlage der Wehrmacht 1945 an.

³³ Intensiv befasst sich u. a. Jean Lacouture mit der zivilen und gleichsam militärischen Persönlichkeit de Gaulles. Der dritte Band seiner Biographie „de Gaulle“ ist überschrieben „Le Souverain“, Paris 1986.

noch die Parlamentswahlen des Juni 1968 – und zwar mit der absoluten Mehrheit für die gaullistische Bewegung. Sein Slogan „*moi ou le chaos*“ („de Gaulle oder das Chaos“) mag der bürgerlichen französischen Gesellschaft nach der gewaltigen Instabilität des Mai 1968 überdeutlich eingeleuchtet haben. Auch innerhalb der Armee hatte der Mai 68 zeitweise Spuren hinterlassen: Insbesondere trotzkistische Gruppen hatten bspw. mit dem Aufbau von Soldaten-Komitees Schwelfeuer gelegt.

5.4 Der "nationale Militär-Konsens" in Frankreich³⁴

Wilfried von Bredow thematisierte in einer kritischen Auseinandersetzung mit der Theorie vom Militärisch-Industriellen Komplex (MIK) als eins von dessen Merkmalen die Verwischung „der herkömmlichen Trennlinien zwischen zivil und militärisch“, also, wie Monika Medick sich ausdrückte, die „Erosion der Trennung zwischen zivilem und militärischem Sektor der Gesellschaft“.³⁵

Beide Phänomene lassen sich für Frankreichs Geschichte nach dem Zusammenbruch der III. Republik 1940 und insbesondere für seine Nachkriegszeit an einer langen Kette von Entwicklungen aufzeigen:

- * Schon die Phase der *Résistance* hatte die Trennungslinien verwischt; militärischer und nicht-militärischer Widerstand waren zum einen nur schwer zu unterscheiden gewesen, zum anderen hatte das französische Militär durch sein o. a. sukzessives Überwechseln in die Reihen der *Résistance*-Truppen während des Krieges und durch die Tatsache, dass Frankreich nach 1945 formell zum Kreis der Siegermächte zählte, den 1940 verlorenen Kredit im Massenbewusstsein weitgehend zurückgewonnen. Das Militär hatte durch seine aktive Beteiligung bei der Befreiung und der Besetzung Deutschlands in weiten Teilen der Bevölkerung wahrscheinlich sogar noch an Ansehen gewonnen.
- * Nach 1944/45 erlebte Frankreich dann nur eine kurze und schwache Phase der Demobilisierung; die Besetzung Deutschlands und Österreichs, vor allem jedoch der Indochina-Krieg, der Ende 1946 begann, hielten das Land im Zustand einer (wenngleich begrenzten) Militarisierung. Nahtlos an den Indochina-Krieg schloss sich der Algerien-Krieg an.
- * In der Zwischenzeit bereits hatten die geheimen, illegalen Vorbereitungen für ein atomares Rüstungsprogramm begonnen, das nach der Übernahme der Regierungsgewalt durch General de Gaulle mit Druck vorangetrieben wurde. Nach den als schmachvoll empfundenen Niederlagen in den Kolonialkriegen sollte die Atombombe, verkörpert in der *Force de frappe*, im französischen Massenbewusstsein in den folgenden Jahrzehnten eine wichtige Rolle spielen beim Versuch der Wiedererlangung der verlorenen Weltgeltung Frankreichs. Dies um so mehr, als sich de Gaulle scheinbar erfolgreich gegen den Zugriff der USA und der NATO auf diese nationale Waffe wehrte³⁶ und 1966 nach einer langen Phase politischer Spannung innerhalb der NATO gar die militärische Integration des atlantischen Bündnisses verließ. Ein Rüstungsakt hatte, so schien es, im Massenbewusstsein die Souveränität der französischen Politik wiederherstellen geholfen (nur die Kommunisten und ein Teil der Sozialisten widersetzten sich).
- * Die Atomwaffe markierte mit der Plutoniumproduktion auch einen zentralen Punkt der volkswirtschaftlichen Vermengung von ziviler und militärischer (hier: Energie-)Politik, der große Nuklearanteil am Verteidigungshaushalt in der Aufbauphase der *Force de frappe* verstärkte diesen Effekt.
- * Schließlich das sinnfälligste Beispiel für die oben genannten technologie-, forschungs-, beschäftigungs- und konjunkturpolitischen Funktionen des Militärs und somit für die „Erosion der Trennung zwischen zivilem und militärischem Sektor“: der Rüstungsexport. Dieser erfuhr unter Staatspräsident Giscard d'Estaing (1974–1981) einen gewaltigen Anstieg, Frankreich wurde zum drittstärksten Waffenexporteur der Erde.

Weitere bekannte Faktoren verstärken die zugrunde liegende These und verdeutlichen die großen Differenzen zwischen der französischen und der (west)deutschen Militärkultur bis in die 90er Jahre:

³⁴ Die folgenden Ausführungen zu Frankreich stützen sich wesentlich auf: Becker, J. M.: Der Nationale Militär-Konsens. Marburg (Schriftenreihe der IAFa) 1989. Das Theorem vom Nationalen Militär-Konsens ist der Versuch, die vielfältigen Ansätze, sicherheitspolitische Determinanten, Faktoren und Subjekte zu fassen (u. a. mit Begriffen wie „Militärisch-Industrieller Komplex“, bspw. vom Bremer Ökonomen Jörg Huffschild vertreten, oder „Industrialer Militarismus“, so der Berliner Politikwissenschaftler Ulrich Albrecht) und sie für Frankreichs Realität konkret zu benennen.

³⁵ von Bredow, W.: Moderner Militarismus: Analyse und Kritik. Stuttgart 1983, S. 71. Medick, M.: Das Konzept des ‚Military-Industrial-Complex‘ und das Problem einer Theorie demokratischer Kontrolle. In: Berghahn, V. R. (Hrsg.): Militarismus. Köln 1975.

³⁶ Am 27.05.1989 berichtet das US-amerikanische Magazin Foreign Policy über ein Geheimabkommen zwischen Frankreich und den USA von 1961, betreffend den Austausch von Informationen bei Atomwaffen, und relativierte so die These von der völligen Unabhängigkeit der französischen Nuklearwaffen. Das Abkommen sei jedoch erst nach 1972, unter der konservativen Regierung Pompidou, zur Anwendung gekommen und sei allerdings 1985, zur Regierungszeit des Sozialisten Mitterrand also, erneuert worden.

- * Die Streitkräfte haben auch in Frankreich ein hohes innenpolitisches Gewicht; dieses äußert sich bspw. im – von Nationalstolz geprägten – Umgang mit der Befreiung Frankreichs, es äußerte sich im Zusammenhang mit der Regierungsübernahme General de Gaulles im Jahre 1958 und der damaligen tragenden Rolle des Militärs, dieses wird jedes Jahr bei Gelegenheiten wie dem 8. Mai oder dem 14. Juli auf ein Neues durch große Militärparaden deutlich; auch diese werden von einem breiten Konsens getragen;
- * Durch das Prinzip der Wehrpflicht prägte das Militär bis in unsere Jahre hinein (die Wehrpflicht wird ab dem Jahre 2002 ausgesetzt) auch in Frankreich die politische und soziale Einstellung einer Vielzahl vor allem junger Menschen: Von den bis Mitte der 90er Jahre etwa 500 000 Soldaten waren etwa 210 000 Wehrpflichtige, sie machten also stark 40 % Prozent der Gesamtstärke der Armee aus.

In dieser Gesamtanlage der Sicherheitspolitik Frankreichs in der Nachkriegszeit, insbesondere während der V. Republik (1958 ff.) kamen – wenngleich diese selbst gänzlich überraschend – die beiden großen Linksparteien PS und PCF (zuzüglich des kleinen PS-Fortsatzes MRG) in die Regierungsverantwortung. Frankreichs Sozialisten und Kommunisten hatten freilich bereits wenige Jahre vor dem Mai 1981 in der Kernfrage der Sicherheitspolitik, in der Problematik der strategischen Nuklearbewaffnung, weitreichende Schwenks vollzogen. Von Positionen der radikalen Ablehnung zu Zeiten noch des *Programme commun* (1972 ff.) eingeschlossen das Versprechen, die *Force de frappe* im Falle eines entscheidenden Wahlsieges abzurüsten, kamen sie zu offener (PS) bzw. zurückhaltender (PCF) Akzeptierung derselben; Akzeptierung eben als Garanten der nationalen Souveränität Frankreichs.³⁷ Der Konsens in der Nuklearpolitik, der militärischen wie der sogenannten „zivilen“, zog dann nach 1981 die Regierungspolitik des Nationalen Militär-Konsenses insgesamt nach sich. Frankreichs Sozialisten und Kommunisten bauten die Nuklearstreitkräfte enorm aus, steigerten den Rüstungsexport, stationierten Navigationsinstrumentarien im Weltraum u. v. m.

5.5 Gaullistische Renaissance in Frankreich unter Jacques Chirac

Die Wahl des Neogaullisten Jacques Chirac zu Frankreichs Staatspräsident im Mai 1995 sollte die Pariser Sicherheitspolitik aktivieren. Chirac eröffnete seine politische Bilanz mit einem Paukenschlag, als er noch im Sommer 1995 die von seinem sozialdemokratischen Vorgänger Mitterrand ausgesetzten französischen Atomversuche im Südpazifik wiederaufnahm. Trotz einer unerwartet großen Welle des internationalen Protestes (selbst das Europäische Parlament verurteilte die Pariser Politik), trotz der Gefahr von Einbußen bei französischen Exporten, trotz schließlich des Risikos eines Profilgewinns durch die politische Linke als (sich u. U. neu-profilierende) Entspannungs- und Abrüstungsprotagonisten blieben Chirac und sein – ebenfalls gaullistischer – Premier Alain Juppé bei der harten, der Test-Linie.

Erneut kam Bewegung in das sicherheitspolitische Gefüge der Nachfolger de Gaulles, als Frankreichs Staatsführung im Herbst – offenbar kurzzeitig beeindruckt von den Protesten der Verbündeten (die Bonner Regierung hielt sich hierbei äußerst zurück) – zwei in höchstem Maße „ungaulistische“ Überlegungen äußerte:

1. es sei in der nahen Zukunft vorstellbar, dass der Schutzschirm der Nuklearwaffen Frankreichs, deren Optimierung die Mururoa-Tests von 1995/96 gerade dienen sollten, auf die Bundesrepublik ausgeweitet werden könne, ja darauffolgend sogar ins das Gefüge der europäischen Einigung eingebracht werden könne;
2. gab Frankreich Überlegungen zu erkennen, auch militärisch wieder in das NATO-Bündnis zurückzukehren.

Beide Entwicklungen wurden in sicherheitspolitischen Kreisen mit viel Aufmerksamkeit, in den meisten nicht-französischen konservativen Zirkeln sogar mit Euphorie, bedacht. Bei näherer Analyse kristallisierte sich jedoch ein entscheidendes Pariser Junktum heraus: Chirac und seine Berater wollten die Integrationen nur dann stärken, wenn sich sowohl im Gefüge der Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik der Europäischen Union (GASP) wie auch bei einer Neudefinition der NATO-Aufgaben für Europa eine größere Eigenständigkeit eben europäischer Strukturen ergäbe.

3. Mit noch einem dritten Moment profilierte sich Staatspräsident Chirac in seiner *domaine réservé*, der Sicherheitspolitik. Ebenfalls in seinem ersten Regierungsjahr kündigte er die Abschaffung, korrekter: die Aussetzung der Wehrpflicht und die Schaffung einer reinen Berufsarmee bis zum Jahre 2002 an.³⁸ Auch diese Entscheidung – durchaus vergleichbar mit der derzeit aufkeimenden Debatte in Deutschland – ist nicht einem Legitimationsverlust des französischen Militärs zuzuschreiben. Eine Berufsarmee erscheint der Cohabitation Chirac (RPR)/Jospin (PS) hingegen weit mehr als eine Armee von Wehrpflichtigen in der Lage, den weltweiten Interessen und Interventionsansprüchen Frankreichs zu entsprechen, d. h. den Ansprüchen

³⁷ Siehe hierzu ausführlicher meine Schrift: Das französische Experiment. Linksregierung in Frankreich 1981–1984. Bonn 1985.

³⁸ Zur Abschaffung der Wehrpflicht sh. exemplarisch *le Monde* vom 04./05.02.1996. Generell setzt sich mit der Armeereform unter Chirac auseinander die Zeitschrift *DAMOCLÈS* (Lyon) 1996, 69.

Frankreichs nach Ergänzung der aktuellen (US-dominierten) Unilateralität um eine entweder französische, besser – je nach den politischen Konditionen auch – eine europäische Komponente.

Der Nationale Militär-Konsens ist als eine wesentliche Bestimmungsgröße für das Frankreich der V. Republik, insbesondere – dies nach dem Einschwenken der Linksparteien – in der Frage der Atomwaffen, geworden. Und er unterscheidet die französische Militärkultur damit – zumindest bis zum Ende der 90er Jahre – deutlich von der deutschen. Spezifisch französisch an der gesamten hier geschilderten Entwicklung ist das weitgehend ungebrochene Verhältnis der großen Mehrheit der Bevölkerung zum nationalen Militär und ist das spezifische Gewicht des Militärischen an der Festigung der heute konstaterbaren Position Frankreichs im weltpolitischen Kräftespiel, das den Konsens aller großen Parteien und politischen Interessenverbände in dieser Frage herstellt. Frankreichs Militär kennt bis heute keine entscheidenden Zäsuren, wie das deutsche Pendant bspw. das Jahr 1945. Weder die umstrittene Niederlage von 1940, noch Kolonialkriege und Kriegsverbrechen trübten die Stellung des nationalen Militärs im Massenbewusstsein nachhaltig. Militärische Integrationen gingen Frankreichs Nachkriegsregierungen, anders als die deutsche Bundesregierung, freiwillig, jedenfalls nicht unter dem Druck der Legitimierung der eigenen Existenz, ein. Im Gegenteil: Staatspräsident de Gaulle betonte die militärpolitische nationale Souveränität 1966 durch den (durchaus konfliktträchtigen) Austritt Frankreichs aus der militärischen Integration der NATO.

Die Zeitschrift *Armées d'Aujourd'hui* veröffentlichte 1995 das Ergebnis von Einstellungsuntersuchungen zur französischen Armee aus den Jahren 1984 bis 1995. In diesem Zeitraum steigerte sich der Anteil der Französisinnen und Franzosen mit einer guten Meinung von der Armee kontinuierlich von 65 auf zuletzt 74 %. Eine schlechte Meinung hatten im gesamten Untersuchungszeitraum, ebenfalls recht kontinuierlich, lediglich zwischen 23 % (1985) und 17 % (1993). Für 1995 lautete der Wert 22 %.

Allerdings sind diese aktuellen Tendenzen in Frankreich – anders als in der Bundesrepublik Deutschland – nicht dem Fortfall eines Feindbildes zuzuschreiben. Die Nuklearstrategie „*Tous azimuts*“ hatte – eingeschlossen natürlich die geographische Distanz zur Ost-West-Systemgrenze an der Elbe – vielmehr zur Folge, dass die Zeit vom Fall der Berliner Mauer bis zur Auflösung der Warschauer Vertrags-Gemeinschaft auch nicht im Ansatz eine Legitimationskrise des Militärs heraufbeschwor. Die Feindbilder Sowjetunion, Sozialismus und Kommunismus waren in Frankreich, anders als hierzulande, immer nur Feindbilder unter anderen. Das problematische Verhältnis zu einigen arabischen Ländern wie Libyen oder Algerien rückte ebenso anti-islamische Befürchtungen ins Zentrum. Zum zweiten: Frankreichs Befassung mit Supranationalität und Europäisierung im militärischen Bereich ist u. a. Resultat zum einen des neuen, US-dominierten Unilateralismus, zum anderen zweifelsohne der Versuch einer angemessenen Reaktion auf die neue politische und militärische Rolle des vereinten Deutschland.

6 Schluss

Unser Projekt des Vergleichs der Militärkulturen Frankreichs und Deutschlands und der Rolle der Jugend in diesem Kontext fand in einer historisch bemerkenswerten Umbruchsituation statt. In den 90er Jahren hat sich eine lange Reihe von Grundlagen der deutschen Politik derart verändert, dass sich auch die Legitimationsbasis für Militär und eine stärker militärischer Logik folgende Politik stark verändert hat. Um es bildhaft auszudrücken: Die bundesdeutsche Nachkriegszeit ist beendet. Die Ausgangsbasen der deutschen und der französischen Sicherheitspolitik haben sich angenähert.

Auch in Deutschland kann heute die Rede sein von einem „Nationalen Militärkonsens“ – die eingangs aufgezeigten – im Vergleich zum vorangegangenen Golfkrieg – unbedeutenden oppositionellen Reaktionen gegen Deutschlands Teilnahme am NATO-Bombardement gegen Jugoslawien zeugen davon. Deutlichster Ausweis der neuen Lage ist jedoch die neue Dynamik in der GASP der Europäischen Union: Hier hat die Aufgabe der deutschen Position der (nahezu bedingungslosen) US-Orientierung – eingeschlossen die negativen Erfahrungen der NATO-Verbündeten mit den USA im vergangenen Jugoslawien-Konflikt des Jahres 1999 wie auch des Afghanistan-Krieges 2001/02 – Frankreichs langjährigem Bestreben zum Aufbau eigenständiger europäischer Strukturen offenbar zum Durchbruch verholfen.³⁹

Literatur

40 Jahre NATO-Mitgliedschaft – 40 Jahre Bundeswehr: Themenschwerpunkt der Bonner Wochenzeitung „Das Parlament“ vom 01./08.09.1996,

³⁹ Auch die europäische Dimension der Sicherheitspolitik der beiden beobachteten Länder hat unser Projekt durchgängig begleitet. Und die politische Entwicklung der End-90er Jahre hat manche Einschätzung vom Beginn des Projektes obsolet gemacht.

- Becker, J. M.: Der Nationale Militär-Konsens. Frankreichs Militär- und Sicherheitspolitik unter François Mitterrand im Spannungsfeld von nationaler Souveränität, NATO- und Westeuropaorientierung. Marburg (Schriftenreihe der IAFA) 1989.
- Becker, J. M.; Brücher, G. (Hrsg.): Der Jugoslawienkrieg – Eine Zwischenbilanz. Münster 2001.
- Becker, J. M.: Die Remilitarisierung der Bundesrepublik Deutschland und das deutsch-französische Verhältnis. Die Haltung führender Offiziere beider Länder (1945–1955) Marburg 1987.
- Bundesministerium der Verteidigung (Hrsg.): Weißbuch 1994: Weißbuch zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Lage und Zukunft der Bundeswehr, o. O., o. J.
- DAMOCLÈS. Monatszeitschrift des Centre de Documentation et de Recherche sur la Paix et les Conflits. Lyon.
- Frankreich-Info: Unregelmäßig erscheinendes Dossier. Hrsg. Presse- und Informationsabteilung der Französischen Botschaft in Bonn/Berlin
- Hamann, R.; Matthies, V.; Vogt, W. R.: Deutsche Soldaten in alle Welt? In: Wissenschaft und Frieden, 12, 1994, 4, S. 27–38.
- Hoffmann, H.-V.: Demoskopisches Meinungsbild in Deutschland zur Sicherheits- und Verteidigungspolitik 1994. Schriftenreihe der Akademie der Bundeswehr für Information und Kommunikation Strausberg, Bd. 9, 1995.
- Inglehart, R.: Kultureller Umbruch. Frankfurt/M., New York 1989.
- Inglehart, R.: The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics. Princeton 1977.
- Jugendwerk der Deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '97. Opladen 1997.
- Klages, H.: Wertorientierungen im Wandel: Rückblick, Gegenwartsanalysen, Prognosen. Frankfurt/M./New York 1984.
- Klein, P. (Hrsg.): Deutsch-französische Verteidigungskooperation – Das Beispiel der Deutsch-Französischen Brigade. Baden-Baden 1990.
- Krölls, A.: Kriegsdienstverweigerung. Das unbequeme Grundrecht. Frankfurt/M. 1980.
- La Défense de la France: Hrsg.: Ministère de la Défense. Paris 1988.
- Ökologie und Militär: Dossier Nr. 19 der Zeitschrift Wissenschaft & Frieden 13, 1995, 1.
- Rupp, H. K.: Außerparlamentarische Opposition in der Ära Adenauer. Köln 1970.
- Schmidt, B.; Doll, J. u. a. (Hrsg.): Frankreich-Lexikon. Berlin 1981 und 1983.
- van Doorn, J.: The Military and the Crisis of Legitimacy. Paper presented to the VIII. World Congress of Sociology in Toronto, August 1974. In: Zoll, Ralf (1979), S. 43.
- Wehrdienst und Zivildienst: Fachzeitschrift der Zentralstelle KDV (Dammweg 20, 28211 Bremen).
- Zoll, R.: Militär und Gesellschaft in der Bundesrepublik – Zum Problem der Legitimität von Streitkräften. In: Zoll, R.: (Hrsg.) Wie integriert ist die Bundeswehr? Zum Verhältnis von Militär und Gesellschaft in der Bundesrepublik. München 1979, S. 41 ff.

Jean-Paul Kieffer

Antwort auf Johannes M. Becker aus französischer Sicht

1 Einleitende Bemerkungen

Jede Legitimationskrise einer Armee umfasst, unabhängig vom jeweiligen Land, zwei Aspekte: einerseits die Wahrnehmung durch die öffentliche Meinung, andererseits die Wahrnehmung durch die betroffene Armee. Auch die Sozialisationsmöglichkeiten von Streitkräften und deren Rolle auf dem internationalen Parkett mögen wesentliche Faktoren sein, allerdings lassen sie sich mehr oder weniger den Folgen aus der jeweilig nationalen Geschichte zuordnen.

Nach der Gründung der Bundeswehr war das Ansehen des Militärs in der Bundesrepublik anfangs in der gesamten Gesellschaft und bis heute immer noch in Teilen der Jugend nicht sehr hoch. Dies lag in erster Linie daran, dass das Militär als der Hauptverantwortliche für den deutschen Militarismus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts angesehen wurde. Es ist daher verständlich, dass deutsche Politiker vor diesem Hintergrund den tatsächlichen oder angenommenen Reaktionen der öffentlichen Meinung größere Bedeutung zugemessen haben als den Stimmungen innerhalb der Armee, zumal das Militär ja lediglich ein befehlausführendes Organ sein konnte und durfte. Im Gefolge dieser Stimmungslage ist es auch verständlich, dass Deutschland wahrscheinlich das einzige Land der westlichen Welt war bzw. ist, in dem die Streitkräfte direkt dem Befehl eines zivilen Verteidigungsministers und nicht eines militärischen Oberbefehlshabers unterstehen.

Anders ist die Situation dagegen in Frankreich, wo der Soldat auch heute noch eine gewisse Wertschätzung genießt. Zwar werden ihm ebenfalls Fehler zur Last gelegt, der Anteil der Politiker an diesen Fehlern wird jedoch keineswegs völlig vernachlässigt oder gar tot geschwiegen.

2 Deutschland: Legitimationskrisen

Frankreich hat zweifelsohne in den ersten zehn Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wesentlich an der Vorstellung mitgewirkt, man könne Deutschland nicht mehr vertrauen und es ginge Europa und insbesondere Frankreich selbst besser, wenn es keine deutschen Soldaten mehr gäbe. Die öffentliche Meinung in Frankreich war damals noch voller Misstrauen, was allerdings nach drei deutschen Angriffen auf staatliches französisches Territorium innerhalb von nur achtzig Jahren jedoch allzu verständlich erscheint. Die verantwortlichen französischen Politiker wussten allerdings schon im Juni 1948, dass eine Remilitarisierung Deutschlands zweifelsfrei kommen würde. Am 4. Juni 1948 erteilte Frankreich den „**Londoner Empfehlungen**“ seine Zustimmung, die die Grundlage für die Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1949 bildeten. 1950 erklärte Robert Schuman, der eine wesentliche Rolle bei der Vorbereitung der Gründung der späteren **Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl** spielen sollte, dass „die Vereinigung der europäischen Nationen die Beendigung der jahrhundertealten Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland erfordere...“⁴⁰

Es sei an dieser Stelle daran erinnert, dass die **Europäische Verteidigungsgemeinschaft (EVG)** auf eine französische Initiative zurückging und dass sie lediglich aufgrund des Widerstandes der stark von Moskau abhängigen Kommunistischen Partei Frankreichs (PCF) und der gaullistischen Partei scheiterte. Deren Widerstände dabei waren weniger grundsätzlicher Art sondern richteten sich eher gegen einzelne Modalitäten des Vertragswerkes.

Als Beweis hierfür mag die Unterzeichnung der Verträge von Paris vom 23. Oktober 1954 gelten, die den Beitritt der Bundesrepublik Deutschland zur **Westeuropäischen Union (WEU)** und zum **Nordatlantischen Verteidigungsbündnis (NATO)** besiegelten ohne dass von französischer Seite Vorbehalte geäußert wurden.

Frankreich und die Franzosen hatten nur allzu gut verstanden, dass die einzigen potentiellen Feinde die Sowjetunion und deren mehr oder weniger freiwilligen Verbündeten innerhalb des Warschauer Paktes waren.

Die Bedrohung, die von diesem Bündnis ausging, war für die Franzosen wie für die Deutschen alles andere als die eines imaginären Feindbildes. Die Blockade von Berlin, die 50 000 Panzer des Warschauer Paktes (die NATO besaß im Vergleich dazu lediglich 16 000), das beträchtliche nukleare Waffenarsenal der Sowjetunion sowie deren überdimensional große Kriegsflotte bewiesen nur allzu deutlich das Hegemoniestreben dieses Staates. Die sowjetischen Angriffspläne gegen den Westen, die nach dem Fall des Eisernen Vorhangs in der Deutschen Demokratischen Republik gefunden wurden, lassen keinen Zweifel an der Absicht eines militärischen Erstschlags

⁴⁰ Auszug aus der Erklärung der französischen Regierung vom 9. Mai 1950.

von Seiten des Warschauer Paktes zu. Daran ändert auch nichts, dass das Bedrohungspotential und die militärischen Fähigkeiten der Sowjetunion von westlicher Seite teilweise überschätzt worden sind.

Dass die deutsche Jugend, die seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges von jeglicher Verteidigungspflicht befreit war, bei der Wiedereinführung der Wehrpflicht von der Vorstellung, erneut zu den deutschen Fahnen eilen zu müssen, nicht gerade begeistert war, kann kaum erstaunen. Ihre Väter, von denen viele wahrscheinlich noch daran geglaubt hatten, das Vaterland verteidigen zu müssen, hatten einen hohen Preis zahlen müssen. Dieser Glauben fehlte den meisten der Söhne.

Wenn zu Zeiten des kalten Krieges auf militärischen Lagekarten zur Kennzeichnung des Feindes die Farbe rot verwendet wurde, so darf dies nicht notwendigerweise damit gleichgesetzt werden, dass auf diese Weise automatisch den Kommunisten die Rolle des Feindes zugeschrieben wurde. Schon auf einigen Karten zur Zeit des napoleonischen Kaiserreichs sind die Russen rot und die Franzosen blau markiert (die Deutschen sind ihrerseits schwarz, die Österreicher gelb dargestellt). Die Sowjetrussen haben jedoch zu Beginn der 70er Jahre gegen diese weitläufige Praxis protestiert. Während eines kurzen Zeitraums ist dann auch in Frankreich der Feind orange dargestellt worden, bis man schließlich zu den herkömmlichen Gewohnheiten zurückkehrte und das Hauptaugenmerk wieder auf ernsthaftere Angelegenheiten richtete.

Die Erhöhung der Zahl der Wehrdienstverweigerer als eine Konsequenz der Ostpolitik und der von ihr mithervorgerufenen Entspannung der Ost-West-Beziehungen zu betrachten, erscheint verwunderlich. Ist es nicht vielmehr so, dass die jungen Deutschen von einer Gesetzgebung profitiert haben, die die Kriegsdienstverweigerer begünstigte oder sie sogar zu einer entsprechenden Antragstellung geradezu ermutigt hat? Der Zivildienst erfüllt zahlreiche Aufgaben! (Nebenbei bemerkt ist er gegenwärtig wohl ein wesentlicher Grund, warum die Wehrpflicht beibehalten wird. Wer erledigt diese Aufgaben, wenn es keine Wehrdienstverweigerer mehr gibt?)

Ist man sich wirklich sicher, dass zum damaligen Zeitpunkt das Gefühl der Bedrohung abgenommen hatte? War es nicht vielmehr so, dass Europa sich an dieses über dem Kontinent schwebende Damokles-Schwert gewöhnt hatte?

Man ist geneigt, sich eine andere Frage zu stellen. Glaubten die Deutschen wirklich, dass Europa oder sogar die ganze Welt die Augen so auf sie fixiert hatten, dass auch nur das geringste Eingreifen eines deutschen Soldaten außerhalb des eigenen Staatsgebiets heftige Reaktionen hervorgerufen hätte? Handelte es sich dabei in Wirklichkeit nicht vielmehr lediglich um ein Alibi? Angesichts der Bedrohung durch einen Ost-West-Konflikt, der in dem Maße wie die wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten der Sowjetunion ans Tageslicht kamen immer unwahrscheinlicher wurde, und im Schutz des großen amerikanischen Bruders war es für die deutschen Politiker einfach zu verlockend, Auslandseinsätze der Bundeswehr abzulehnen und sich dabei hinter möglichen Reaktionen der öffentlichen Meinung zu verschanzen.

Auch wenn es sich um ein vielschichtiges und komplexes Thema handelt, es besteht kaum ein Zweifel daran, dass die deutschen Reaktionen auf die Bedrohungen während des langen Zeitraums, der erst mit der Perestroika und Glasnost zu einem Abschluss kam, die Franzosen stets etwas verwundert haben. Die Massendemonstrationen gegen den Vietnamkrieg, gegen die Stationierung von Pershing II-Raketen und Marschflugkörpern, sowie die Haltung der Öffentlichkeit und der Medien während des Golfkriegs, der sich zwar erst viel später ereignete, aber auf das gleiche Meinungsklima traf, sind für Frankreich stets unvereinbar gewesen mit der deutschen Rolle des besten Freundes Amerikas und des Musterschülers der NATO, der dem französischen Störenfried gerne eine Lektion erteilt. Hat man aber in Deutschland schon jemals eine Demonstration größeren Ausmaßes gegen sowjetrussische Raketen gesehen? Merkwürdigerweise haben die Deutschen stärker gegen die Bewaffnung ihrer Freunde als gegen die Bewaffnung ihrer Feinde demonstriert.

Es versteht sich von selbst, dass die Bundeswehr unter diesen Bedingungen besonders unter Legitimationskrisen leiden musste. Deren letzte, die logischerweise eintrat, als die Bedrohung, zumindest zeitweilig, verschwunden war, erwies sich als noch gravierender als die vorangegangenen. Es handelte sich hierbei jedoch um ein weitverbreitetes Phänomen, das ein französischer Politiker mit den Worten charakterisierte, dass man nun daran gehen müsse, die Friedensdividende zu kassieren. Die Gesamtheit der Staaten des nordatlantischen Verteidigungsbündnisses sah sich von dieser Erscheinung betroffen. Die Verteidigungshaushalte mussten überall schwerwiegende Kürzungen hinnehmen.

In Deutschland bleibt allerdings ein Widerspruch bestehen. Er ist darin zu sehen, dass das Land nach Verwirklichung seiner Einheit, nach vollständiger Wiedererlangung seiner staatlichen Souveränität, nach erfolgreicher Überwindung der letzten Legitimationskrise seiner Armee und trotz Zustimmung der Mehrheit seiner Staatsbürger und auch der jungen Bevölkerung zu Einsätzen der Bundeswehr im Rahmen von UNO- oder NATO-Missionen, in der Zwischenzeit von allen großen europäischen Ländern den proportional betrachtet niedrigsten Verteidigungshaushalt hat. Ist Deutschland wirklich in der Lage, seinen internationalen Verpflichtungen nachzukommen, die ihm aufgrund der Größe seiner Bevölkerung und seiner wirtschaftlichen Stärke auferlegt sind? Die Franzosen melden diesbezüglich einige Bedenken an. Die Beibehaltung einer schon lange nicht mehr „allgemeinen“ Wehrpflicht mit der offiziellen Begründung, man garantiere dadurch gute Beziehungen zwischen Armee und Gesellschaft und halte an der Idee des Staatsbürgers in Uniform fest, obwohl der wahre Grund doch vielmehr in der Aufrechterhaltung des sozialen Netzes durch „billige“ Wehrdienstverweigerer liegt, vermittelt den Eindruck, dass in Deutschland der Innenpolitik weiterhin der Vorrang gegeben wird.

3 Die französischen Legitimationskrisen

Die Niederlage vom Mai/Juni 1940 hat tiefe Spuren im Land hinterlassen und erklärt zu einem Großteil die Außen- und Verteidigungspolitik Frankreichs bis in die Gegenwart hinein.

Sie ließ die Aufopferungsbereitschaft französischer Soldaten vergessen, die es den Briten gestattete, ihre Soldaten von Dünkirchen nach England über zu setzen. Sie retteten damit ihre Armee, wollten daran dann schnell aber nicht mehr erinnert werden. Die Niederlage trug auch die Mitschuld der Amerikaner, die keine Begeisterung zeigten, in den Krieg zu ziehen und sie war auf unheilvolle politische und strategische Entscheidungen zurückzuführen, die zwischen einem Bewegungskrieg, wie er von Oberst de Gaulle befürwortet wurde, und dem Festhalten an der Maginot-Linie schwankten. Und schließlich beruhte sie auch auf der Schwäche der politisch Verantwortlichen, die „die Ehrlosigkeit dem Krieg vorzogen, um sich letztlich sowohl mit der Ehrlosigkeit als auch mit einem Krieg konfrontiert zu sehen“, wie es Sir Winston Churchill einmal ausgedrückt hatte. München und seine Folgen wurden diesen Männern nicht vergeben. Niemand weiß, wie das Ergebnis einer größeren Entschlossenheit ausgesehen hätte, aber es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Geschichte dann wohl einen anderen Verlauf genommen hätte.

Die Wiederversöhnung Frankreichs mit seiner Armee wurde durch den Umstand erleichtert, dass es ein Soldat war, der die Ehre des Landes gerettet hatte. Dem Namen de Gaulle sind jedoch noch diejenigen von de Lattre, Koenig und Bethouard sowie die von Leclerc, Hauteclocque und Juin hinzuzufügen. Diese Männer haben es Frankreich ermöglicht, mit einer Millionen Soldaten, die von der Französischen Union bereitgestellt wurden, den Tag des Sieges über Nazi-Deutschland an der Seite der Alliierten mit zu feiern. Die kommunistische Partei Frankreichs, die sich im Zweiten Weltkrieg anfänglich aufgrund des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes neutral verhielt, ging nach dem Angriff auf die Sowjetunion geschlossen in den Widerstand. Die aus der kommunistischen Widerstandsbewegung hervorgegangenen Offiziere wurden nach Ende des Zweiten Weltkrieges teilweise in die Armee übernommen, dann aber entlassen, als sie sich weigerten, in Indochina zu kämpfen. Dies ist eine nur wenig bekannte Episode, die jedoch zur damaligen Zeit die betroffenen Personen in eine schwierige Situation brachte, wurden sie doch von ihrer Partei im Stich gelassen und gerieten schließlich in Vergessenheit.

Der Stachel dieser Episode sitzt nicht weniger tief als die traumatischen Ereignisse vom Mai 1940, die schwer zu verarbeiten waren und es auch heute noch sind. Der so oft verkündete Wunsch, nicht nur die eigenen lebensnotwendigen Interessen verteidigen zu können, sondern sich, gestützt auf eine ausreichende Macht, auch Gehör zu verschaffen, ist wahrscheinlich eine der Konsequenzen dieser traumatischen Ereignisse.

Die öffentliche Meinung in Frankreich fühlte sich generell nicht allzu sehr vom Krieg in Indochina betroffen, der in zu großer räumlicher Entfernung ausgetragen wurde und zudem von Berufssoldaten und Kolonialtruppen geführt wurde und alles in allem lediglich das Interesse der Anhänger der kommunistischen Partei erregte, die den Versand von Waffen und Munition nach Indochina zum Kampf gegen ihre „Vietminh-Brüder“ sabotierte. Der Indochina-Krieg rief keine Legitimationskrise innerhalb der französischen Gesellschaft hervor, er bildete aber den Ausgangspunkt für eine armeeinterne Krise. Die Militärs hatten sich schon 1940 von den Politikern verraten gefühlt. Nach Dien-Bien-Phu hatten sie das gleiche Gefühl, das sich während des Algerienkrieges noch verschärfen sollte. Indochina war gleichfalls für eine gewisse antiamerikanische Haltung verantwortlich, die heute jedoch unter französischen Offizieren nicht mehr verbreitet ist. Die Rolle der Vereinigten Staaten war nicht immer deutlich ersichtlich; dies gilt insbesondere für den Auftrag der Spezialeinheiten, die seit 1946 vor allem in Laos stationiert wurden. Schließlich hat sich die Weigerung der USA, die belagerten französischen Truppen in Dien-Bien-Phu mit Hilfe ihrer Luftwaffe zu unterstützen, für lange Zeit in das Gedächtnis der Überlebenden eingegraben.

Die Haltung der französischen Armee und insbesondere ihrer aus Berufssoldaten bestehenden Truppenteile in Algerien lässt sich teilweise durch die angeführte interne Krise erklären, die schließlich in eine tatsächliche Legitimationskrise zwischen Frankreich und seiner Armee münden sollte.

Die Situation in Algerien war jedoch grundsätzlich von der in Indochina verschieden. Algerien war ein französisches Departement, die meisten dort eingesetzten Soldaten waren Wehrpflichtige. Mehrere Millionen junger Franzosen haben im Algerienkrieg gedient, und alles in allem lebten in den drei algerischen Departements seit 150 Jahren mehr als eine Millionen aus dem Mutterland stammende Franzosen (die von den Franzosen nordafrikanischer Abstammung zu unterscheiden sind). Im Gegensatz zu den Ereignissen in Indochina wurde die Nationale Befreiungsarmee in Algerien zerschlagen oder wurde gezwungen, sich in Tunis und in Kairo niederzulassen. Der Krieg in Algerien dauerte acht Jahre (auf keinen Fall datieren seine Anfänge auf das Jahr 1939), ungeachtet einiger kleinerer vorangegangener Zwischenfälle und eines allzu hart unterdrückten Aufstandes in Sétif im Jahre 1946, dessen nationalistische Ausrichtung jedoch nicht erwiesen ist. Die große Mehrheit der Militärs wusste sehr genau, dass Algerien nicht für ewig französisch bleiben würde. Die Armee akzeptierte jedoch nicht den fehlenden Fortschritt im algerischen Unabhängigkeitsprozess sowie den Umstand, dass die Politiker die Soldaten ein weiteres Mal dazu ermutigt hatten, den Krieg mit voller Härte zu führen, wobei sie in voller Kenntnis der Umstände auch

gelegentliche Folterungen tolerierten, um die Beteiligten schließlich erneut im Stich zu lassen. Im übrigen wussten die Soldaten, welches Schicksal die Algerier erwartete, die Frankreich die Treue gehalten hatten.

Die Historiker sind sich uneins, wenn es darum geht, die genaue Anzahl der Toten dieses Krieges, der lange Zeit nicht als ein solcher bezeichnet wurde, zu beziffern. Die sogar von den Algeriern am häufigsten für richtig befundenen Zahlen (d. h. zumindest von den Algeriern, die sich nicht die Propaganda des amtierenden Regimes zu Eigen gemacht haben) sind beeindruckend und vermitteln ein realistisches Bild des wahren Ausmaßes dieses Konfliktes.

Demnach belaufen sich die Verluste auf französischer Seite auf etwa 30 000 Personen, unter ihnen 23 000 Soldaten (Unfälle unterschiedlichster Art sind bei diesen Zahlen mitberücksichtigt).

Auf algerischer Seite sind 150 000 Moudjahidins mit der Waffe in der Hand im Krieg gefallen, präziser gesagt während der sogenannten Operationen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung. 16 000 Algerier wurden ermordet, weitere 14 000 wurden entführt oder verschwanden; sie wurden Opfer interner Auseinandersetzungen innerhalb der Nationalen Befreiungsfront (FLN) oder des Machtkampfes zwischen der FLN und der Algerischen Nationalen Bewegung (MNA) von Messali Hadj, der seinerseits ermordet wurde. Die gleichen Auseinandersetzungen hatten in Frankreich unter der algerischen Bevölkerung 4 500 Tote und 9 000 Verletzte zur Folge. Dieser traurigen Bilanz sind noch 60 000 bis 90 000 Harkis (algerische Hilfswillige in französischen Diensten) oder Sympathisanten Frankreichs hinzuzufügen, die nach dem 19. März 1962, dem Tag der Unterzeichnung der Verträge von Evian, ermordet wurden.

Der Putsch der Generäle von 1961 hat zwar eine Krise zwischen Frankreich und seiner Armee heraufbeschworen, die jedoch teilweise relativ schnell überwunden werden konnte. Gleiches lässt sich dagegen nicht vom Misstrauen des Militärs gegenüber der Politik behaupten. Dieses fehlende Vertrauen macht sich zwar kaum öffentlich bemerkbar, existiert aber weiterhin, ohne dass dadurch jedoch der Primat des demokratisch gewählten Politikers in Frage gestellt würde. Die Verträge von Evian waren sicherlich positiv zu bewerten, sie wurden allerdings nie in die Praxis umgesetzt, und es verstrichen fast vierzig Jahre bis die Leistungen der Harkis, die an die Versprechen Frankreichs geglaubt hatten, schließlich auch von staatlicher Seite anerkannt wurden.

Trotz einiger Schicksalsschläge und Zeiten voller Schwankungen und Spannungen sowie mehr oder weniger schwerer Legitimationskrisen, sah sich die französische Armee niemals mit ähnlichen Problemen wie die Bundeswehr konfrontiert. Diese ist ihrerseits „wieder in den militärischen Alltag zurückgekehrt“. Die Zeit hat alle Wunden geheilt, die Bundeswehr ist zu einer ganz gewöhnlichen Armee geworden und scheint mittelfristig nicht so sehr durch Legitimationskrisen als vielmehr (wie übrigens auch die französische Armee) durch Haushaltskürzungen bedroht. Die jungen Deutschen, wie auch die jungen Franzosen, protestieren heute gegen das militärische Eingreifen in Ex-Jugoslawien nicht lautstärker als gegen den Kampf gegen den internationalen Terrorismus, in dem Afghanistan nur eine Episode darstellt. Beide Armeen sind zu einem Mittel zur Wiederherstellung der Demokratie oder zum Schutz von Minderheiten geworden und werden in dieser Funktion offensichtlich von der Jugend beider Länder akzeptiert.

Übersetzung aus dem Französischen: Peter Klein.

Mythen oder Legenden

1 Einleitende Bemerkungen

Die folgenden Seiten sollen nicht das Werk eines Historikers oder Soziologen sein, sondern Überlegungen und Erkenntnisse darlegen, die im Verlauf der Tagungen unserer Arbeitsgruppe aus verschiedenen Reaktionen und Bemerkungen gewonnen werden konnten. Die Arbeitsgruppe analysierte und untersuchte während eines Zeitraums von fast vier Jahren, von 1996 bis zum Jahr 2000 alle Aspekte, die in irgendeiner Weise einen Zusammenhang mit den Militärkulturen Frankreichs und Deutschlands aufweisen könnten. Die historische Wahrheit spielt dabei keine so wichtige Rolle. Von wirklichem Interesse ist dagegen die Art und Weise, wie die Dinge wahrgenommen werden; dies ist die Folge einer unterschiedlichen Erziehung, verschiedener Traditionen sowie unterschiedlicher entweder mündlich oder schriftlich durch eine nicht immer objektive Literatur überlieferter Gedanken.

Gibt es eine „Militärkultur“ in der gleichen Weise wie eine westliche Kultur oder eine griechisch-römische Kultur? Wie könnte ihre Definition lauten?

Kultur: „Gesamtheit der intellektuellen Merkmale einer Zivilisation“ und „Gesamtheit der erworbenen Verhaltensformen in menschlichen Gesellschaften“. Diese zwei Formulierungen⁴¹ gestatten es möglicherweise, besser zu begreifen, warum zwei Armeen, die sich, jenseits ihres tatsächlichen Erscheinungsbildes, aufgrund der politischen Führung des Staates, dem sie dienen, angesichts der ihnen anvertrauten Missionen sowie angesichts ihrer allgemeinen Organisation sogar sehr nahe stehen, voneinander so verschieden sein können, sobald man das Verhalten ihrer Angehörigen etwas aufmerksamer beobachtet.

Innerhalb der westlichen Kultur existieren unzweifelhaft eine deutsche und eine französische Variante. Obwohl sie sich sehr nahe stehen und sich gegenseitig ergänzen, beeinflussen und sich wechselseitig durchdringen, rufen sie dennoch Verhaltensunterschiede hervor, denen sich die Militärgesellschaft nicht entziehen kann.

Im Verlauf unserer Begegnungen wurde sichtbar, dass die Armeen als Repräsentantinnen einer der Ausdrucksformen der Macht sowie der Identität eines Volkes, einer Nation oder eines Staates vielleicht in höherem Maße als andere Gruppen der Gesellschaft durch Phänomene charakterisiert werden, die man gemeinhin als Mythen oder Legenden bezeichnet.

Der Begriff Mythos hat nichts abweisendes an sich. In allen Ländern der Welt existieren Gründungsmythen, die häufig für die Bedürfnisse einer Propagandamaschinerie instrumentalisiert und manchmal sogar gänzlich neu angefertigt werden, wobei oft eine Legende den Ausgangspunkt bildet. Mythen können historisch und fundamentlegend oder identitätsstiftend sein, ohne dass es möglich wäre, eine deutliche Unterscheidung zwischen diesen verschiedenen Formen zu machen. Daneben gibt es politische Mythen in der Art, wie sie Raoul Girardet⁴² definiert hat. „Der politische Mythos ist lediglich ein Phantasiegebilde, eine Deformierung oder eine nicht unumstrittene Interpretation des Realen. Allerdings übt er als legendenhafte Erzählung in der Tat auch eine explikative Funktion aus und liefert einige Hinweise zum Verständnis der Gegenwart. Diese bilden ein Raster, mittels dessen sich scheinbar Ordnung in das verwirrende Chaos von Tatsachen und Ereignissen bringen lässt. Diese erklärende Funktion wird in der Tat noch durch eine mobilisierende Funktion ergänzt: Bezüglich allem, was er mit prophezeiender Dynamik vorantreibt, nimmt der Mythos einen wesentlichen Raum ein ...“.

2 Gründungsmythen

Sei es aufgrund von Vorurteilen, Unkenntnis oder einem stärker ausgeprägten Gefühl eigener Identität: Der Franzose geht nahezu selbstverständlich davon aus, dass sich über deutsche Gründungsmythen aus historischer Perspektive diskutieren lässt.

Der erste bekannte historische Held deutscher Herkunft ist Hermann der Cherusker. Er soll dem Vormarsch der Römer in Richtung Norden ein Ende gesetzt und somit die Besetzung von ganz Germanien verhindert haben. Er soll mit Varus im Teutoburger Wald eine Schlacht ausgefochten und dessen römische Legionen vernichtet haben. In der französischen (und römischen) Sichtweise war das Hauptmotiv des Arminius, eines in Rom erzogenen und stark römisch geprägten Prinzen der Cherusker, der in den meisten Enzyklopädien gar nicht vorkommt, in erster Linie Rache an Rom und an Varus, weil ihm dessen Platz, den er gerne eingenommen hätte, verweigert worden war.

⁴¹ Alphabetisches und analoges Wörterbuch der französischen Sprache von Paul Robert (Originaltitel: Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française par Paul Robert).

⁴² Girardet R., *Mythes et mythologies politiques*. Paris, Seuil 1986.

Franzosen und Deutsche betrachten Karl den Großen und Roland ohne jeglichen Zweifel als ihre Landsleute. Folglich sind die Franzosen verblüfft, eine Rolandstatue in Bremen zu entdecken. Offensichtlich sind beide weder Angehörige des einen noch des anderen Landes gewesen. Sie betrachteten sich selbst vermutlich als Franken, die andere Ethnien bekämpften. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, dass Karl der Große germanische Stämme stärker bekämpfte als andere Völker, woran sich Sachsen und Bayern heute noch erinnern.

Nehmen wir ein Beispiel, das der Gegenwart zeitlich näher liegt. Die Deutschen führen gerne den preußischen König Friedrich II als Monarchen an, der repräsentativ für germanische Tugenden steht, wohingegen die Franzosen weiterhin Napoléon I verehren. Warum gerade Friedrich II? Wahrscheinlich weil er Strenge, Organisationsgeschick und militärische Erfolge verkörpert. Eine paradox anmutende Wahl, wenn man weiß, dass dieser große preußische König ein bedingungsloser Bewunderer der französischen Kultur war.

Diese als ruhmreich betrachtete Vergangenheit wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts wiedererweckt, hochgejubelt, manchmal ein wenig zum eigenen Vorteil ausgelegt oder sogar frei erfunden. Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Es ging darum, ein Gefühl deutscher Identität zu verstärken oder vielmehr zu entwickeln.

Zeitgleich wurden in Frankreich mehr oder weniger in Vergessenheit geratene und häufig unbekannte Personen aus dem Nichts hervorgeholt.

Vercingétorix, der unglückliche Held des gallischen Krieges, erfreute sich vor Ende des 19. Jahrhunderts keiner allzu großen Bekanntheit. Bei ihm handelt es sich um das französische Äquivalent zu Arminius, wenn man einmal davon absieht, dass seine Person schon von Cäsar lang und breit erwähnt wurde.

Für Johanna von Orléans, eine andere französische Heldin, ist festzuhalten, dass ihr Bild vermutlich deshalb in den Köpfen der Franzosen lebendig geblieben ist, weil sie den Widerstand gegen den einzigen wahren Erbfeind in der französischen Geschichte, nämlich England, verkörperte.

Schließlich ist auch der Mythos Napoléon in Frankreich noch sehr lebendig. Dieser Artillerieoffizier sehr niedriger adliger Herkunft, der es zu Kaiserwürden brachte, symbolisiert den Erfolg. Er lieferte den Beweis dafür, dass jeder Mensch sich gemäß seiner Verdienste in der gesellschaftlichen Hierarchie hocharbeiten kann. Es scheint keineswegs sicher, dass er sich heute der gleichen Popularität erfreuen würde, wenn er sein Leben nicht auf St.-Helena unter bedauernden Bedingungen beendet hätte und dadurch dem alten Hass auf England neue Nahrung geliefert hätte.

Wenn vom 3. Reich die Rede ist, fragen sich viele Franzosen, welche die beiden anderen Reiche gewesen sind. Es fällt ihnen immer etwas schwer zu verstehen, dass das erste Reich das von Karl dem Großen erschaffene war. Das karolingische römische Westreich (in Opposition zum römischen Ostreich von Byzanz) wurde 843 durch den Vertrag von Verdun zerschlagen. Erst 962 gründete Otto der Große das Heilige Römische Reich Deutscher Nation (St. Empire romain germanique). Da dessen Kaiser Germanen waren, lässt sich die Bezeichnung gut nachvollziehen, obwohl einige von ihnen, und nicht einmal die Unbedeutendsten, nichts anderes vorweisen konnten als eine germanische Abstammung. Die Hohenstaufen beispielsweise sprachen mehr italienisch als deutsch. Seine Eigenschaft als Reich deutscher Nation scheint schon deshalb fraglich, weil der Begriff „Nation“, wohlgernekt lediglich in der deutschen Bezeichnung, existiert. Die Bevölkerungsgruppen waren ebenso wenig allesamt der deutschen Nation zugehörig, wenn diese zur damaligen Zeit überhaupt existiert hat. Italien, Sizilien, Sardinien, Lyon und die Provence haben niemals germanische Bevölkerungsgruppen beherbergt. Später wurde dieses Reich bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts vom Österreich der Habsburger dominiert. Allerdings war die Herrschaft der Kaiser aus diesem Hause über die Gebiete des heutigen Deutschlands häufig lediglich theoretischer Natur.

Aus historischer Sicht scheint es wenig einleuchtend, das Heilige Römische Reich als deutsch zu bezeichnen. Bezüglich des Reiches Karls des Großen ist eine solche Ableitung noch weniger offensichtlich.

Was das Land oder den Staat und seine Abstammung anbelangt, so stellt sich dieses Problem für Frankreich offenbar nicht. Zumindest im Geist der Franzosen herrscht eine Kontinuität, eine Entwicklung und ein Fortschreiten vor, die mit dem gallischen Volk 200 Jahre vor Christi Geburt einsetzen und sich bis zur 5. Republik unter Jacques Chirac hinziehen. Dies erklärt vielleicht, warum die Personen, die unsere Gründungsmythen verkörpern, häufiger als Besiegte endeten. Sie verteidigten die Ideale der Freiheit oder das, was man gemeinläufig als Werte bezeichnet. Vercingétorix, Verkörperung des einigenden Bandes der gallischen Stämme, bekämpfte einen stärkeren und besser organisierten Feind, der zudem von der Unterstützung eines gewaltigen Reiches profitierte. Johanna von Orléans, die mithilfe die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, wurde von besagten Engländern verraten und zu Rouen verbrannt (in Wirklichkeit geschah dies durch englandfreundliche Franzosen). Napoléon, der Erbe der Revolution, wurde, wiederum von den Engländern, ins Exil auf St.-Helena verbannt.

Die Deutschen suchten sich im 19. Jahrhundert starke Persönlichkeiten, modern gesprochen „Siegertypen“, wobei sie bisweilen die Geschichte zu ihren Gunsten interpretierten oder sie neu erfanden. Sogar die Kunst diente diesem Zweck und die Gothik wurde als germanischer Baustil präsentiert, obwohl doch dieser Begriff auf das lateinische Adjektiv „gothicus“ zurückgeht, was lediglich soviel wie mittelalterlich bedeutet.

Offensichtlich hatte es Deutschland wesentlich nötiger als Frankreich, sich eine nationale Identität zu stiften, oder vielleicht glaubte es auch nur, ihrer dringender zu bedürfen.

3 Der Erbfeind

War es wirklich unbedingt notwendig, den Mythos des französischen (oder des deutschen) Erbfeindes zu schaffen? In seiner langen Geschichte hat Frankreich während eines wesentlich längeren Zeitraums Spanien und insbesondere England bekämpft als Deutschland, das lange Zeit nicht als vereintes Land existierte. In den Kriegen gegen das deutsche Kaiserreich hieß der Feind Habsburg. Deutsche Fürsten kämpften häufig auf französischer Seite. Die Namen bestimmter französischer Regimenter des *Ancien Régime* sind diesbezüglich sehr aufschlussreich. 1789 notierte man unter den Kavallerieregimentern ein *Königlich-Deutsches (Royal Allemand)* und ein weiteres, das den Namen *Schomberg-Cavalerie* trug. In der Infanterie gab es ein Regiment mit dem Namen *Hessen-Darmstadt*. Ähnliches war auch während der napoleonischen Kriege zu beobachten. Hamburg, das Großherzogtum Baden, Bayern und Württemberg waren bis 1813 treue Verbündete Frankreichs. Bayern ist es zu verdanken, dass in Österreich die Ordnung wiederhergestellt wurde und Andreas Hofer (wenn auch auf Befehl eines französischen Generals) gefangengenommen und erschossen wurde. Wer zeigt sich also für diesen Mythos verantwortlich? Eine deutsch-französische Wanderausstellung (*Marianne und Michael*), die von unserer Arbeitsgruppe besucht wurde, ließ uns vermuten, dass die Wurzeln dieses Mythos in Deutschland zu finden seien, worauf auch die Lieder und Gedichte über den deutschen Rhein hinzuweisen scheinen. Wer auch immer ihre Urheber sein mögen, diese Mythen haben jedenfalls innerhalb beider Bevölkerungsgruppen raschen Anklang gefunden! Und dies in einem solchen Maße, dass die Franzosen während des Ersten Weltkriegs keine Zweifel daran hatten, dass deutsche Soldaten kleine französische Kinder brien und sie anschließend verspeisten.

Mehr noch als um Erbfeindschaft handelte es sich jedoch schlicht und einfach um Kräfteverhältnisse. Deutschland wurde erst im 19. Jahrhundert ein bedrohlicher Gegner. Zuvor waren Spanien (zunächst die Habsburger, dann die Bourbonen) und insbesondere England die ewigen Feinde.

Merkwürdigerweise ist der auf die Deutschen angewandte Begriff Erbfeind aus dem französischen Vokabular verschwunden, wohingegen er in Deutschland immer noch existiert, glücklicherweise jedoch auf die Vergangenheit gemünzt ist. Nichtsdestotrotz lassen sich noch einige andere Folgeerscheinungen beobachten. Eine davon, die die Franzosen erstaunt oder sogar verärgert, ist beispielhaft der Gebrauch des Begriffs *Grande Nation*. Er ist nunmehr zwei Jahrhunderte alt, den meisten Franzosen aber unbekannt. Dagegen findet er in Deutschland, insbesondere in der Presse, jedoch häufig Verwendung. Handelt es sich hierbei um ein Überbleibsel früheren Grolls? Um Spott? Sicherlich nicht um ein Zeichen von Hochschätzung.

4 Der Mythos des Bluts

In der Fremdenlegion, der Eliteeinheit der französischen Armee, sagt man für gewöhnlich, „dass man nicht durch das erhaltene Blut, sondern durch das vergossene Blut“ Franzose wird. Dies ist in einem Land, das im wesentlichen nur diejenigen als Staatsbürger anerkennt, die im Land geboren sind und dort leben. Frankreich ist aber auch ein Land, das Ausländer bereitwillig assimiliert, insbesondere wenn sie dies auch wollen.

Der deutsche Mythos des Bluts ist dagegen fest in der deutschen Kultur verankert. Die deutsche Staatsbürgerschaft zu erhalten ist möglich, erweist sich jedoch als ein äußerst schwieriges Unterfangen. Im Gegensatz zu Frankreich wird man in Deutschland durch einen längeren Aufenthalt im Land auch keineswegs ohne weiteres Deutscher. Man bleibt vielmehr während mehrerer Generationen z. B. Türke. Dieses Prinzip kann bis auf den Gipfel des Absurden getrieben werden. Die Deutschen, die vor drei Jahrhunderten nach Russland, Rumänien oder in andere Länder ausgewanderten, werden weiterhin als Deutsche bezeichnet und erhalten automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft zurück. Sie sprechen nicht mehr die Sprache, entstammen zahlreichen gemischten Ehen, gelten aber nichtsdestotrotz mehr als Deutsche als ein völlig in die deutsche Gesellschaft integrierter ausländischer Einwanderer der zweiten Generation.

Die Juden, obgleich sie häufig schon seit Jahrhunderten in Deutschland ansässig waren, begingen den tragischen Fehler, die Kraft dieses übersteigerten identitätsstiftenden Mechanismus zu unterschätzen. Zu Beginn des Jahrhunderts betrachteten sie sich vollkommen als Deutsche und legten, insbesondere während des Krieges von 1914 bis 1918, einen beispielhaften Patriotismus an den Tag. Warum fühlten sie sich ebenso vollkommen in die Gesellschaft integriert, wo doch ihr eigenes Gesetz des Bluts dem deutschen Staatsbürgerrecht eigentümlicherweise sehr ähnlich ist? Ist die Ursache darin zu sehen, dass diese Art von Fremdenfeindlichkeit erst ein relativ neues Phänomen ist? In den kleinen deutschen Staaten wurden die Juden wesentlich besser behandelt als in Osteuropa und während einiger Abschnitte der Geschichte sogar besser als in Frankreich. Pogrome in Russland, Polen und den baltischen Staaten hatten Millionen jüdischer Opfer zur Folge, wohingegen ihre Glaubensbrüder in Frankfurt, Berlin und in anderen deutschen Städten zwar in Ghettos, dafür aber in Frieden lebten. Ganz zu schweigen von Wien, der theoretischen Hauptstadt des Kaiserreiches, wo Kaiser Joseph II (Regierungszeit von 1765–1790), ein aufgeklärter Herrscher, sich nicht damit begnügte, sie zu beschützen, sondern sie vielmehr in großen Scharen nach Österreich lockte und dadurch einen Teil der Voraussetzungen schuf, die aus Wien eine der großen intellektuellen Hauptstädte Europas im 19. und frühen 20. Jahrhundert machen sollten.

Anhand zahlreicher Beispiele lässt sich aufzeigen, dass die deutschen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts nicht ausländerfeindlich waren. Der Empfang, der den infolge der Widerrufung des Toleranzedikts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Hugenotten in Preußen bereitet wurde, ist hierfür ein besonders herausragendes Beispiel.

Und dennoch hat die Reform des Staatsangehörigkeitsgesetzes, mag sie auch relativ bescheiden erscheinen, vor noch nicht allzu langer Zeit in Deutschland eine sehr lebhaft Polemik hervorgerufen. Der Begriff „deutsches Blut“ scheint also offenbar noch sehr lebendig zu sein.

5 Das Volk

Das Konzept deutscher Blutzugehörigkeit steht in direktem Zusammenhang mit der Vorstellung vom deutschen Volk. Dies ist ein weiteres Konzept, das für Franzosen nur schwer zu begreifen ist, weil sie in einem Land leben, in dem, zumindest rein rechtlich betrachtet, als Franzose gilt, wer auf französischem Staatsgebiet geboren wurde und lebt, ganz gleichgültig welcher Abstammung er oder seine Eltern sind. In einem Land, in dem das Volk, die Nation und der Staat ein einheitliches Gebilde darstellen, in dem die Begriffe „Staatsangehörigkeit“ und „Nationalität“ in der Bedeutung, die die Deutschen ihnen geben, nicht existieren, kann man unmöglich verstehen, dass Elsässer, Schweizer oder Rumänen aus dem Banat zum deutschen Volk gehören sollen. Im Verständnis der Franzosen sind die Einwohner Québecs als solche oder als französischsprachige Kanadier zu bezeichnen, sie gehören aber nicht zum französischen Volk, genauso wenig wie die frankophonen Belgier und Schweizer. Im Hinblick auf das Elsass haben unsere Tagungen in Strassburg deutlich erkennen lassen, dass sich viele deutsche Teilnehmer, sogar die Jüngeren unter ihnen, in dieser Stadt ein wenig wie bei sich zu Hause fühlten. Einer von ihnen zeigte sich trotz Vorwarnungen davon überrascht, von einer älteren Elsässerin die Antwort zu erhalten, dass in ihren Augen die deutsche Präsenz im Elsass eine Fremdherrschaft darstellte!

Diese Auffassung vom deutschen Volk, worüber schon viel geschrieben worden ist, wurde im übrigen durch den Nationalsozialismus pervertiert. Bei vielen Europäern weckt sie schlechte Erinnerungen. Noch nicht alle haben das Wort vom Herrenvolk vergessen. Es ist nur allzu verständlich, dass diese Vergangenheit ihre Spuren hinterlassen hat. Die Reaktionen können umso heftiger sein, wenn der Durchschnittsdeutsche sich als Vertreter eines ernsthaften und arbeitsamen Volkes bezeichnet und sich bewusst in Opposition zum leichtlebigen und unbeständigen Franzosen setzt (eine Definition, die erst kürzlich aus dem Munde eines 45 Jahre alten deutschen Unternehmers zu vernehmen war, der seine Ausbildung in den USA erhielt, somit eigentlich über einen gewissen Weitblick verfügen sollte).

Andererseits stimmt es, dass der Franzose seinerseits recht selbstgefällig ist und sich für intelligenter als „der deutsche Tölpel“ hält, dem es an jeglicher Raffinesse und Feinheit ermangelt.

Hierbei handelt es sich erneut um einen Mythos. Die Deutschen arbeiten nicht mehr als die Franzosen und diese wiederum sind nicht intelligenter als ihre rechtsrheinischen Nachbarn. Beide Länder haben unterschiedliche Lebensweisen und Ausdrucksformen, auch wenn diese Unterschiede mit der allmählichen Globalisierung der Kultur langsam ausgelöscht werden. Sie sind aber in keinsten Weise das Ergebnis ethnisch-genetischer Überlegenheit. Und dennoch sind diese Klischees weiterhin weit verbreitet.

Aus diesem kurzen Überblick über Gründungsmythen, historische oder identitätsstiftende Mythen ergibt sich offenbar, dass der Lauf der Dinge häufig mit Gewalt vorangetrieben wurde. Jedes Volk benötigt seine Mythen. Aber im Falle Deutschlands kann man sich nur schwer den Gedanken verkneifen, dass der Wunsch nach einer eigenen Identität mehr als in anderen Ländern auf historische Ursachen zurückzuführen war. Eine erst sehr spät verwirklichte nationale Einheit, eine demographische Explosion und ein geradezu unglaubliches Wirtschaftswachstum erklären zweifelsohne dieses übersteigerte Bedürfnis, die eigene Identität unter Beweis zu stellen.

6 Die Bundeswehr

Alles was zuvor gesagt wurde, betrifft natürlich auch die Bundeswehr, da sie an der intellektuellen Entwicklung der deutschen Zivilisation teilhat und da sie als Bestandteil der Gesellschaft Verhaltensformen aufweist, die sie im Verlauf der deutschen Geschichte erworben hat.

Sie wird aber gleichfalls durch spezifische Mythen beeinflusst, die durch die jüngere Geschichte hervorgebracht wurden.

Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs wurde der deutsche Soldat mit Schuldzuweisungen überhäuft, geschmäht und angeklagt, für all die Übel verantwortlich zu sein, die über Deutschland hereinbrachen. Demgegenüber rückte ein Besuch im Gefängnis von Plötzensee (Berlin) im Verlauf einer unserer Begegnungen die Rolle ins rechte Licht, die die Justiz des Dritten Reiches spielte. Die äußerst ungerechten Urteile, die „im Namen des deutschen Volkes“ ausgesprochen wurden, hatten für die verantwortlichen Richter keine Folgen. Die Schulen, Universitäten und ihre Lehrer und Professoren trichterten einer ganzen Generation junger Leute mit Enthusiasmus die Doktrin des Nationalsozialismus ein, was uns auch von Universitätsvertretern, denen wir in Marburg begegneten, bestätigt wurde. Ab 1945 änderten sie zwar ihre Doktrin, wurden wegen ihrer Vergangenheit jedoch nur sehr selten von der Justiz belästigt. Woher kommt diese unterschiedliche Behandlung? Es lassen sich hierfür mehrere Erklärungen anführen. Der Soldat war der sichtbarste und unmittelbarste Feind der Alliierten. Ein Teil der Soldaten der Wehrmacht hat nicht immer die Kriegsgesetze respektiert. Aber waren sie die Einzigen? Es ist vielmehr wahrscheinlicher, dass man die Soldaten beschuldigte und als Sündenböcke herhalten ließ, weil man glaubte, man werde sie zukünftig nicht mehr benötigen.

Unter diesen Umständen ist es nur allzu verständlich, dass die Gründung der Bundeswehr in einem Umfeld höchster Vorsichtsmaßnahmen erfolgte. Während einer unserer ersten Begegnungen wurde sie uns mit der Formulierung „Die Bundeswehr, keine Armee wie jede andere“ vorgestellt.

Wenn die Bundeswehr anders ist als alle anderen Armeen oder, präziser gesagt, als die anderen großen Armeen der westlichen Welt, so verdankt sie es dem Umstand, dass sie zumindest offiziell keinen unmittelbaren Bezug zur Vergangenheit hat.

Die Bundeswehr ist eine Armee mit einer „gebrochenen Tradition“. Die verschiedenen Erlasse, die ihre Beziehungen zur Tradition regeln, wurden stets kritisiert. Der erste dieser Erlasse von 1965 rief zahlreiche Kritiker auf den Plan, weil er den Heldenkult wieder salonfähig machen wollte. Der letzte von 1982 gilt dagegen als wenig hilfreich, weil er sich in allgemeinen Dingen verlor.

Die Identität der Bundeswehr beruht nicht auf Tradition, d. h. einer zumeist mündlichen Überlieferung von Werten und Normen, sondern auf dem Werk des Grafen Baudissin, der Inneren Führung, einem Begriff, der sich nicht ins Französische übersetzen lässt. Die Innere Führung ist ohne Zweifel der einzige zugleich grundlegende und identitätsstiftende Mythos der Bundeswehr. Sie spiegelt zwei wesentliche Aspekte wider. Zum einen eine klassische Komponente, die die ritterliche Seite des Soldaten, des Verteidigers der fundamentalen Werte der westlichen und christlichen Welt, als modellhaft darbietet. Eines Soldaten, der aus Tradition die Pflicht zu Gehorsam, Tapferkeit und Loyalität hat. Zum anderen beinhaltet sie das Konzept des „Staatsbürgers in Uniform“, das mit der Pflicht zum Widerstand verknüpft ist. Als Vorbild dieser Widerstandspflicht dient das Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944.

Besagtes Attentat und das Gedenken daran sind in der Inneren Führung ein Mythos im Mythos.

Von einigen höheren Wehrmachtsoffizieren, an deren Spitze Oberst Graf von Stauffenberg stand, organisiert und mit einem eklatanten Mangel an Umsicht unter nahezu dilettantischen Bedingungen vorbereitet, scheiterte das Attentat letztlich kläglich und endete auf äußerst tragische Weise. Es ist durchaus legitim, einige Zweifel an den wahren Absichten seiner Urheber zu bekunden. Bis zu jenem Zeitpunkt hatten sie Hitler treu gedient, der vermutlich in ihren Augen Deutschland verkörperte. Wollten sie tatsächlich mit den Alliierten verhandeln, um einen umgehenden Friedensschluss auszuhandeln, der doch nur in einer Übergabe des Landes bestehen konnte, und um eine demokratische Regierung einzusetzen? Dies entsprach nicht ihrer geistigen Kultur. Wollten sie nicht vielmehr schlicht und einfach retten, was es noch zu retten gab? Warum spielte man lediglich auf sie an? Waren Beck, von Fritsch und andere Generäle und höhere Offiziere, die von Hitler vor Kriegsbeginn (unter entehrenden Bedingungen, wie z. B. Beschuldigung der Homosexualität) entlassen wurden, weil sie eine geheime aber einflussreiche Opposition bildeten, etwa keine Widerstandskämpfer?

Der Mut dieser Offiziere wird nicht in Frage gestellt, aber den letzten Dokumenten zur Traditionspflege (z. B. dem Traditionserlass von 1982) sind keine Anspielungen mehr auf die Verschwörer von 1944 zu entnehmen und der Begriff Widerstand ist aus den offiziellen Texten verschwunden.

Die Bundeswehr existiert mittlerweile seit mehr als 40 Jahren. Es stellt sich nun die Frage, ob sie ewig mit der ihr auferlegten Zäsur zur Vergangenheit leben können und ob dieser Weg realistisch ist. Die Armee der Bundesrepublik Deutschland wurde keineswegs aus dem Nichts erschaffen; vielmehr kam ihr Personal aus der Wehrmacht, die, ungeachtet dessen, dass sie einem ungerechten Regime diente, einige hervorragende militärische Leistungen vollbrachte. Eine völlige Ausblendung dieser Vergangenheit kann zu der Versuchung führen, die negativen Seiten durch Vergessen zu beschönigen. Nichts deutet jedoch bisher darauf hin, dass wir uns in diese Richtung bewegen. Die Wehrmachtausstellung, die belegte, dass nicht nur Angehörige der SS, sondern auch

Soldaten der Wehrmacht Verbrechen begingen, beweist trotz einiger Übertreibungen und Fehler, dass das Geschehene noch nicht in Vergessenheit geraten ist. Ein solches Risiko besteht aber ohne jeden Zweifel.

Das Führungspersonal der Bundeswehr ist mehrheitlich davon überzeugt, dass die Innere Führung und die Politische Bildung die Soldaten vor jeglichem Abgleiten in extreme Gefilde bewahren und dass sie aus der Bundeswehr eine Armee gemacht haben, die demokratischer als die anderen ist.

Dies lässt sich insbesondere im Hinblick auf die Rechte des Soldaten nicht bestreiten, mögen sie im Falle von Kriegshandlungen auch einige Probleme bereiten. Die im ehemaligen Jugoslawien gewonnenen Erfahrungen werden allerdings zu einer Anpassung der Inneren Führung an neue Gegebenheiten führen. Sie wird aber zweifellos sowohl hinsichtlich der Tradition als auch der ethischen Begründung des Soldatseins ein unzerstörbarer Mythos der deutschen Armee bleiben. Bleibt nur noch die Frage zu beantworten, ob die Innere Führung diese Armee nicht in besonderem Maße an die der westlichen Partner angenähert hat. Vielleicht hat sie aus der Bundeswehr eine Armee gemacht, die ähnlich demokratisch wie andere Armeen ist, was sich von der Wehrmacht sicherlich nicht behaupten ließ.

Ein letztes Klischee stellt der Satz dar: „Der deutsche Soldat flößt Furcht ein“. Er wurde von französischen Politikern bis zu Beginn der 90er Jahre häufig geäußert und von manchen Militärs, die sich dadurch vielleicht etwas ins rechte Licht gerückt sahen, ohne weiteres akzeptiert. Diese Meinung existiert in Frankreich allerdings seit mindestens 30 Jahren nicht mehr. Die französischen Berufssoldaten hätten sich vielmehr, ungeachtet dessen, dass sie die Qualität der deutschen Soldaten anerkennen, lieber eine einsatzfähigere und erfahrenere Bundeswehr gewünscht. Die ersten Auslandseinsätze haben gezeigt, dass einige Befürchtungen nicht völlig unbegründet waren. Dieses Defizit wurde aber seitdem reichlich ausgeglichen. Zur Zeit der Bedrohung durch den Warschauer Pakt hätte allerdings niemand das Recht gehabt, einen Fehler zu machen. Niemand hat in Frankreich gegen eine deutsche Beteiligung an den militärischen Operationen in der Balkanregion protestiert. Vertrauen in die Bundeswehr hat sich zumindest auf französischer Seite etabliert, wohingegen es auf deutscher Seite merkwürdigerweise weniger solide Grundlagen hat, wie unsere Treffen gezeigt haben.

7 Schlussfolgerungen

Das Ziel der vorliegenden Abhandlung bestand darin, die französische Wahrnehmung dessen, was wir als Mythen und Legenden bezeichnen, zu verdeutlichen. Es lag nicht darin, die beiden national geprägten Wahrnehmungsweisen einander anzunähern. Dies wäre zwecklos und, zumindest mittelfristig betrachtet, wahrscheinlich sogar unmöglich. Es gibt Themen, die Franzosen und Deutsche nicht in der gleichen Weise begreifen können. So haben im Verlauf einer unserer Begegnungen jeweils ein Deutscher und ein Franzose den 8. Mai 1945 spontan als Tag der „Kapitulation der Wehrmacht“ bzw. als Tag der „Befreiung Frankreichs“ definiert.

Man braucht nicht zu wissen, wer Recht hat (im vorliegenden Fall haben beide Recht), sondern es ist von größter Wichtigkeit, die Betrachtungsweise des anderen zu akzeptieren. Diese Akzeptanz hätte zur Folge, dass man nicht mehr nach einer Lösung der Frage sucht, ob denn nun Karl der Große und der Rhein deutsch oder französisch seien. Das wäre wenigstens ein Anfang, aber der zu bestreitende Weg ist noch sehr lang ...

Übersetzung aus dem Französischen: Peter Klein

Paul Klein

Antwort auf Jean-Paul Kieffer aus deutscher Sicht

1 Zur Funktion von Mythen

Sowohl in den individuellen Lebensgeschichten einzelner Menschen als auch im kollektiven Gedächtnis von Völkern und Nationen finden wir das Phänomen vor, im Rückblick die eigene Vergangenheit in einem positiven, die von feindlichen Personen oder Völkern aber in einem eher negativen Licht darzustellen. Bei Individuen kommt es noch zu deren Lebzeiten zur Verklärung der Erinnerung, zur Hervorhebung bestimmter Situationen, die die Wichtigkeit der eigenen Person unterstreichen und zur Verdrängung negativer Erlebnisse. Ähnlich sieht es in bezug auf Völker und Nationen aus. Sie schaffen sich Mythen und Legenden, die die angenehmen Seiten der eigenen Geschichte herausstreichen, die weniger angenehmen umdeuten und die unangenehmen weitgehend ausblenden.

Mythen bilden sich in einem lang andauernden Prozess, der die Generationen übergreift und der von den einzelnen Individuen nicht wahrgenommen wird. Beeinflusst durch Erziehung und Sozialisation aber auch durch die jeweilig vorherrschende nationale Politik, werden sie zum Lern- und Lehrgegenstand in den Völkern, in denen sie entstanden sind und erleben dort dann nicht selten einen Prozess der Umdeutung zur historischen Wahrheit, obwohl sie frei erfunden sind oder nur ein Körnchen Wahrheit enthalten. Dieser Entstehungs- und Umdeutungsprozess erfolgt in bezug auf die gleiche Person oder das gleiche Ereignis in einer anderen Nation aus einer anderen Sichtweise heraus und führt dann z. B. dazu, dass ein Ereignis in dem einem Land als geschichtliches Ereignis von Bedeutung, in dem anderen als Mythos oder Legende gesehen wird.

2 Die verschiedene Sichtweise von Gründungsmythen in Deutschland und Frankreich

Für Deutsche ist die Schlacht im Teutoburger Wald ein geschichtliches Ereignis von Bedeutung, an das noch heute in den Schulbüchern und im Schulunterricht erinnert wird. Die (angebliche) Äußerung des Augustus „Varus, Varus, gibt mir meine Legionen wieder“ gilt als verbürgt und an der Person des Arminius, den das 19. Jahrhundert in Hermann umbenannte, gibt es keinen Zweifel. Er wurde sehr bald in Deutschland zu einem Nationalhelden und zur Symbolfigur für deutsche Tugenden, war er doch über Jahrhunderte der einzige Germane, der sich gegen eine Großmacht erfolgreich zur Wehr gesetzt hatte und in Zusammenhang mit einer bedeutenden Tat gebracht werden konnte. Für Frankreich blieb er dagegen ein Germanenfürst, der zwar eine unbedeutende Schlacht gewann, damit letztendlich aber nichts erreichte.

Vercingetorix, den J.-P. Kieffer vergleichend zu Arminius nennt, erlebte in Deutschland ein ähnliches Schicksal. Allenfalls kennt man ihn aus Caesars „De bello gallico“, ansonsten aber ist er ein gescheiterter gallischer Rebell. Im Gegensatz zu Arminius in Deutschland hat Vercingetorix in Frankreich für die Frühzeit aber zumindest bei den Gebildeten in Chlodwig einen Rivalen, von dem Charles de Gaulle immerhin sagte: „Für mich beginnt die Geschichte unseres Landes mit Chlodwig, der durch den Volksstamm der Franken zum König gewählt wurde und nach dem unser Land benannt wurde.“⁴³

Zwar ist Chlodwig heute den meisten Franzosen bestenfalls mit dem Namen bekannt, trotzdem lässt sich in ihm der Anfang eines Nationalmythos sehen, der von zentralistischem Denken bestimmt war und in den sich Karl der Große, viele französische Könige, aber auch Napoleon I., mühelos einreihen ließen. Den Deutschen blieb dieser Nationalstaat und ein entsprechender Mythos versagt, war doch das heilige Römische Reich Deutscher Nation immer ein föderales Gebilde, in dem die einzelnen Landesteile und ihre Fürsten auf Eigenständigkeit pochten und in dem die jeweiligen Kaiser nie über die Machtfülle eines französischen Souveräns verfügten. Dieser föderale Gedanke setzte sich dann auch im Zweiten Reich, das nicht einmal über eine einheitliche Armee verfügte, und in die Weimarer Republik fort und hat sich bis heute als konstituierende Staatsidee erhalten. Mythologische Züge bekam das Erste Reich und einige seiner Kaiser erst im 19. Jahrhundert, nachdem es untergegangen war und der Kampf gegen Napoleon in Deutschland einen gegen Frankreich gerichteten Nationalismus ins Leben rief.

Dass die Bezeichnung des Ersten Reiches als ein deutsches zu Recht bestand, davon sind die Deutschen, sofern sie über geschichtliches Wissen überhaupt verfügen, bis heute aber noch fest überzeugt. Sie berufen sich hierbei auf die Tatsache, dass die Masse der Bevölkerung aber auch die meisten der den Kaiser wählenden Kurfürsten aus Landesteilen entstammten, die auch heute noch zu Deutschland gehören. In dieser ihrer Ansicht werden sie auch keineswegs dadurch gestört, dass das Heilige Römische Reich Deutscher Nation sich zeitweise bis nach Italien und Südfrankreich erstreckte, können sie doch mit Recht darauf verweisen, dass die germanischen Stämme der Ost- und

⁴³ Zit. nach: Die Welt, 10.05.1996

Westgoten, der Vandalen und der Langobarden dort zeitweise sesshaft geworden waren, und eigene germanische Reiche bildeten, die zwar teilweise wieder schnell verschwanden, teilweise aber auch in die Zeit des Ersten Reiches hineinreichten. Wie sehr diese Germanenstämme noch heute als „deutsch“ angesehen werden, belegt die Figur des Gotenkönigs Theoderich, der zwar in Ravenna residierte, als Dietrich von Bern aber schon früh als Held in die deutsche Sagenwelt eingegangen ist.

3 (Vermeintliche) deutsche und französische Mythen der jüngeren Geschichte

Vielen Deutschen ist die nahezu mythische Verehrung, die Napoleon I. auch heute noch in Frankreich genießt, völlig unbegreiflich. Dies wurde bei einem unserer Seminare sichtbar, als die deutschen Teilnehmer beim Besuch des Heeresmuseums in Paris die Ausstellungsstücke zu Napoleon eher amüsiert denn interessiert betrachteten. Im Gegensatz zu Frankreich wurde Napoleon in Deutschland überwiegend immer in seinen negativen Seiten gesehen. Er galt und gilt als der Emporkömmling ohne Skrupel, als der Mann, der einen europäischen Staat nach dem anderen angriff und eroberte, als Macht- und Herrenmensch. Möglicherweise rührt diese negative Bild, das lediglich dadurch etwas abgemildert wird, dass man an seinem militärischen Genie kaum zweifelt, daher, dass Napoleon den Deutschen, oder besser gesagt Preußen, die bis dahin schmachlichsten Niederlagen seiner Geschichte beigebracht hat.

Weil Preußen von Napoleon und den Franzosen gedemütigt worden war, ist es auch verständlich, warum das Wort vom Erbfeind im Zweiten Reich, dem Kaiserreich, so gerne gebraucht wurde, war doch dieses Deutschland durch die Kaiser aus dem Hause Hohenzollern eindeutig preußisch geprägt. Die herrschende Klasse in Deutschland wusste allerdings auch, dass Frankreich sich mit dem Verlust von Elsass-Lothringen nie abfinden würde und tat das ihre dazu, diesbezügliche französische Bestrebungen einer nie vorhanden gewesenen Erbfeindschaft zuzuschreiben.

Der Mythos des Blutes und des Volkes, den J.-P. Kieffer anführt, hat in der Tat die deutsche Gesetzgebung über lange Zeit beherrscht und fand seinen schrecklichen Höhepunkt in den pervertierten Blutmythen und Rassenlehren des Nationalsozialismus. Bis heute bestimmt er, wenn auch neuerdings etwas abgeschwächt, das Staatsbürgerschaftsrecht der Bundesrepublik und führt bisweilen zu schwer nachvollziehbaren Einbürgerungen bzw. deren Verweigerung.

In der Bevölkerung ist das Bewusstsein, dass man sein Deutschsein seinen Vorfahren verdankt, entweder unbekannt oder aber wird nicht mehr akzeptiert. Über die Einbürgerung Auslandsdeutscher macht man Witze, wenn z. B. kolportiert wird, zur Anerkennung als Deutscher genüge bereits der Besitz eines deutschen Schäferhundes. Die Eingebürgerten selbst verspüren Widerstände und Vorurteile, gelten sie doch weiterhin als die Russen, Polen oder Rumänen.

Schweizer, Niederländer und selbst Österreicher gelten heute in Deutschland wie selbstverständlich als Ausländer, auch wenn ihre Staatsgebiete einmal zu Deutschland dazu gezählt wurden. Auch Elsass-Lothringen bildet hier keine Ausnahme. Dies sind in der Volksmeinung alles Gebiete, die zwar früher einmal zu Deutschland gehörten, heute aber von niemandem mehr als deutsch angesehen werden. Wenn manche Deutsche beim Besuch des Elsass erstaunt darüber sind, dass die deutsche Zeit dieser Region von den dortigen Bewohnern keineswegs in einem sehr positiven Licht gesehen wird, so liegt das einfach daran, dass die meisten Deutschen von der Geschichte des Reichslandes Elsass im Kaiserreich oder von dem Elsass unter deutscher Besatzung im Zweiten Weltkrieg und der Behandlung der Bewohner durch die Deutschen zu diesen Zeiten nichts wissen.

4 Die deutschen und die französischen Streitkräfte und ihre Mythen

Wenn im Ausland von der Bundeswehr die Rede ist, so wird nicht selten sofort nach der Inneren Führung gefragt. Sie unterliegt häufig Missverständnissen, gilt sie doch nicht selten als eine Art Strategie, die Armee zu verweichlichen und zu verzivilisieren. Dies ist falsch. General Graf von Baudissin, auf dessen Gedanken die Innere Führung im wesentlichen beruht, wollte keineswegs die Gefechtstüchtigkeit der Streitkräfte schmälern. Beeinflusst durch seine Erfahrungen als Soldat in der Wehrmacht, ging es ihm lediglich darum, eine Armee zu schaffen, in der die Soldaten bei weitgehender Wahrung ihrer Rechte als Staatsbürger ihre militärischen Aufträge erledigen können. Dies ist ihm nach anfänglichen Schwierigkeiten auch weitgehend gelungen. In den Augen der deutschen Soldaten von heute ist die Innere Führung kein Mythos, sondern eine auf dem Gedanken des Staatsbürgers in Uniform aufbauende lebende Führungsphilosophie, die sich im Frieden genauso bewährt hat wie im Einsatz. Dort stehen die deutschen Soldaten genauso ihren Mann wie ihre Kameraden aus anderen Armeen. Nichts deutet daraufhin, dass sie weniger kampftüchtig seien, als die Soldaten anderer Nationen.

Zur Inneren Führung gehört es auch, die Soldaten darauf hin zu weisen, dass sie in bestimmten eng begrenzten Fällen das Recht oder sogar die Pflicht haben, Befehle nicht zu befolgen oder sogar Widerstand zu leisten. Dabei sollen ihnen einzelne Soldaten aus dem militärischen Widerstand gegen Hitler zum Vorbild dienen. Zu ihnen gehören keineswegs diejenigen, die zwar Widerstand geleistet haben und dafür vielleicht sogar mit dem Tode büßen mussten, ansonsten sich aber selbst an Verbrechen beteiligten, und keineswegs nicht nur diejenigen, die unmittelbar

am gescheiterten Attentat am 20. Juli 1944 beteiligt waren, sondern auch diejenigen, die bereits vorher Attentatsversuche unternahmen oder die, wie z. B. Generaloberst Beck, bereits frühzeitig aus der verbrecherischen Politik Hitlers die Konsequenzen zogen und ihren Dienst quittierten.

Im Vergleich zu anderen Armeen ist die Bundeswehr zweifelsohne eine traditionsarme Streitmacht, kennt sie doch keine Traditionsuniformen, keine Gedenktage an frühere kriegerische Ereignisse, keine diesbezüglichen Aufmärsche und Paraden und führen ihre Einheiten die Tradition früherer Regimenter oder Bataillone nicht fort. Auch tragen die Kasernen nur selten Namen von Feldherren oder gewonnenen Schlachten. Diese äußerliche Armut hinsichtlich der Traditionspflege bedeutet aber nicht, dass die Bundeswehr geschichtslos wäre. In ihren Publikationen, die die Soldaten meist kostenlos empfangen, weist sie auf die Vergangenheit hin und klammert dabei deren negativen Seiten keineswegs aus. Ein eigenes, auch international durchaus renommiertes, Militärgeschichtliches Forschungsamt widmet sich auch umstrittenen Themen aus der Vergangenheit. Seit 1978 hat das Amt zusätzlich zur historischen Forschung einen zweiten Kernauftrag. „Dieser lautet, die allgemeinen Forschungsergebnisse des Amtes und der Geschichtswissenschaft für die historische Bildung in der Bundeswehr aufzubereiten. Als Ergebnis dieses Auftrages wurde die Abteilung ‚Ausbildung, Information und Fachstudien‘ (AIF) eingerichtet.“⁴⁴ Unterstützt durch Materialien des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, werden alle Soldaten der Bundeswehr im Rahmen der obligatorischen politischen Bildung in Unterrichten auf die positiven und negativen Seiten der deutschen Militärgeschichte hingewiesen.

Bei den französischen Streitkräften vermuteten viele Bundeswehrsoldaten in den fünfziger und sechziger Jahren die Wirksamkeit zweier Mythen. Das war einmal der der Siegnation des Zweiten Weltkrieges und zum zweiten der Mythos von der Nation der Widerstandskämpfer gegen Hitler und den Nationalsozialismus.

In Bezug auf die Siegnation warfen sie den Franzosen vor, sie hätten nur all zu gerne den totalen Zusammenbruch der französischen Streitkräfte 1940 und die demütigenden Waffenstillstandsbedingungen vergessen, sie übertrieben die in Wirklichkeit nur marginale und wenig kriegsentscheidende Rolle des Freien Frankreichs und stellten die Wichtigkeit der französischen Beteiligung bei den Kämpfen in Italien, bei der Rückeroberung Frankreichs und bei der Eroberung Deutschlands größer dar, als sie tatsächlich gewesen sei. Frankreich habe es nur dem Entgegenkommen der USA, Großbritanniens und Russlands zu verdanken, dass es zur Siegnation geworden sei.

Was den Widerstand angehe, so habe er zum einen erst relativ spät eingesetzt und sei erst dann bedeutsamer geworden, als Amerikaner und Engländer bereits in der Normandie gelandet seien und die Deutschen sich schon auf dem Rückzug befunden hätten. Außerdem verschweige man in Frankreich, dass die Mehrzahl der Franzosen sich während des Zweiten Weltkrieges keineswegs auf der Seite des Freien Frankreichs befunden hätte, sondern viel eher dem Regime von Marschall Pétain zuneigte. Die Zahl der Kollaborateure sei viel größer gewesen, als die der Widerständler. Es habe eine aktive Zuarbeit französischer Stellen bei der Deportation der Juden in die Vernichtungslager gegeben, französische Soldaten hätten auf deutscher Seite in Russland gekämpft und französische Gendarmerie habe den Kampf der Deutschen gegen den Maquis teilweise unterstützt. Selbst die deutsche Gestapo habe sich auf die Hilfe französischer Zuträger verlassen können.

Dass diese beiden Mythen noch heute existieren, glaubt allerdings im Deutschland der Gegenwart kaum noch jemand. Hartnäckig gehalten hat sich allerdings, und hier ist J.-P. Kieffer zuzustimmen, der Glaube der Deutschen, die Franzosen träumten weiter von der Grande Nation. Die Erklärung, warum dies so ist, trifft auf Schwierigkeiten. Sicher haben sich noch Restbestände vom Mythos der Siegnation erhalten. Möglicherweise spielen die auf eine Unterstreichung der Unabhängigkeit bedachten politischen Alleingänge Frankreichs, die das Land nicht selten in den Gegensatz zu seinen Verbündeten und Partnern brachten, ebenfalls eine Rolle. Auch das für Deutsche ungewohnte Pathos, mit dem Charles de Gaulle bisweilen von Frankreich und seiner Rolle in der Welt sprach, mag noch seine Nachwirkungen haben, gilt doch de Gaulle immer noch als einer der ganz großen der französischen Politik und Geschichte.

⁴⁴ Militärgeschichtliches Forschungsamt: Jahresbericht 2001. Potsdam 2002, S. 11f.

5 Ausblick

Zusammenfassend lässt sich für die Gegenwart, sowohl für Deutschland als auch für Frankreich sagen, dass die dargestellten Mythen allmählich verblässen und ihre Wirksamkeit verlieren. Dies gilt angesichts der europäischen Einigung und des ständig wachsenden Verständnisses zwischen Deutschen und Franzosen in erster Linie für die Mythen, die sich an den Nationalstaat anlehnen oder die die kriegerischen Auseinandersetzungen bzw. die Feindschaft zwischen beiden Nationen zum Gegenstand hatten. Angesichts zunehmender Gemeinsamkeiten, des Wegfalls der Grenzen aber auch der intensiven Zusammenarbeit gerade auf militärischem Gebiet, haben diese Mythen ihre begründenden und stützenden Funktionen weitgehend verloren. Eine Rolle mag aber auch spielen, dass sowohl in Frankreich als auch in Deutschland intensiv an der Aufklärung der jüngeren und jüngsten Vergangenheit gearbeitet wurde und wird. Hierbei ist mancher Mythos zerstört worden. So spricht in Deutschland kaum jemand noch davon, die Wehrmacht habe sich im zweiten Weltkrieg aus allen Verbrechen herausgehalten, und in Frankreich wurde den Franzosen durch eine Fülle von veröffentlichten Forschungen über die Zeit der deutschen Besetzung und den Staat von Vichy nahe gebracht, dass der Widerstand gegen den Nationalsozialismus zwar existierte, dass sich aber keineswegs hinter jedem Franzosen ein Widerstandskämpfer verbarg.

An die Stelle dieser alten, absterbenden Mythen treten aber möglicherweise andere neue. „Eine davon ist die große Erzählung der Globalisierung, die je nach politischer Überzeugung zum negativen oder positiven Mythos hochstilisiert wird.“⁴⁵ Ein anderer Mythos, an dessen Heranbildung in der jüngeren Vergangenheit u. a. von Charles de Gaulle aber auch von Francois Mitterand heftig gearbeitet wurde, ist der der angeblichen Vorbildhaftigkeit des Reiches von Karl dem Großen für das Europa von heute und die daran gebundene Idee des christlichen Abendlandes als Leitgedanke für die künftige Einigung Europas.⁴⁶

⁴⁵ Yves Bizent: Die Nation als mythisches Konstrukt in Frankreich, in: Deutsch-Französisches Institut (Hrsg.): Frankreich-Jahrbuch 2000. Opladen 2000, S. 18.

⁴⁶ Vgl. Fabrice Larat. Instrumentalisierung des kollektiven Gedächtnisses und europäische Integration, in: Frankreich-Jahrbuch 2000, a. a. O., S. 187–204.

Paul Klein

Die französischen und deutschen Streitkräfte vor dem Hintergrund unterschiedlicher nationaler Bildungssysteme und Wertvorstellungen

1 Armeen als Produkt der Gesellschaft

Auf den ersten Blick und möglicherweise naiv betrachtet gibt es zwischen den Streitkräften Europas und sogar der Welt nur relativ geringe Unterschiede. Alle Soldaten gleich welcher Nation tragen Uniformen, die ähnlich aussehen. Sie haben Umgangsformen, die nur wenig voneinander abweichen, sie bedienen sich eines vergleichbaren spezifischen militärischen Vokabulars, sie werden ähnlichen Ausbildungs- und Drillprozessen unterworfen, sie leben ohne große Unterschiede in hierarchisch geprägten Organisationen, in denen das Prinzip von Befehl und Gehorsam unbestritten ist. Allen Armeen der Welt ist schließlich gemeinsam, dass ihre Angehörigen in einem besonderen Treueverhältnis zum Staat und/oder der Obrigkeit stehen, das besondere Rechte und Pflichten für die Soldaten und teilweise sogar deren Angehörige mit sich bringt. Auch die Ziele und der Zweck von Streitkräften unterscheiden sich kaum voneinander, sind doch alle Armeen darauf ausgerichtet, die Interessen des Staates notfalls mit Waffengewalt durchzusetzen.⁴⁷

1.1 Deutsch-französische Unterschiede

Alle diese Gemeinsamkeiten finden sich auch zwischen den französischen Streitkräften und der deutschen Bundeswehr, trotzdem überwog in unseren Seminaren von Anfang an der Eindruck, dass zwischen beiden Armeen Welten lägen. In den Augen der Deutschen betreffen die Unterschiede nicht nur verschiedene Leitvorstellungen von Taktik und Einsatzplanung, selten übereinstimmende militärische Schlüsselbegriffe, unterschiedliche Befehlsgewohnheiten und Prinzipien der Dienstgestaltung, sondern auch voneinander abweichende rechtliche Regelungen im Bereich des Disziplinar- und Beschwerderechtes sowie der Handhabung des Koalitionsrechtes. Nach Meinung der Deutschen sind die Unterschiede zwischen den Dienstgradgruppen in der französischen Armee weitaus größer als in der Bundeswehr. Auch empfinden sie den Führungsstil, der jenseits des Rheins in den Streitkräften herrscht, als zu paternalistisch, die Hierarchie als zu ausgeprägt. Der besonders im französischen Offizierkorps sich bemerkbar machende Korpsgeist und die Betonung von Tradition in besonderen Uniformen und Waffen sowie bei Paraden und Vorbeimärschen erscheinen ihnen fremdartig, übertrieben und nicht mehr zeitgemäß.⁴⁸

Bei den Franzosen dagegen, insbesondere auch bei denen, die bereits Kontakt zur Bundeswehr hatten, herrscht nicht selten die Meinung vor, die deutschen Streitkräfte seien durch das System der Inneren Führung und die Idee des Staatsbürgers in Uniform in einem Maße verzivilisiert oder banalisiert worden, dass ihre Kampftüchtigkeit darunter leiden müsste. Die gesetzlich garantierten Beteiligungsrechte und das System der Mitbestimmung, verdeutlicht durch die Vertrauensperson oder Personalvertretungen, deren Möglichkeiten meistens überschätzt werden, treffen ebenso auf Misstrauen wie die weitgehenden Beschwerderechte der Soldaten, die Einrichtung des Wehrbeauftragten und die Tatsache, dass es in der Bundeswehr Gewerkschaften und Berufsverbände gibt und dass Soldaten sich politisch betätigen können und u. U. sogar neben ihren dienstlichen Obliegenheiten ein kommunales Wahlamt, wie das des Bürgermeisters einer Gemeinde, bekleiden. Mit Erstaunen wird zur Kenntnis genommen, dass deutsche Soldaten einerseits für geleistete Mehrarbeit Dienstzeitausgleich in Geld oder Freizeit bekommen und dass der Wehrsold der deutschen Wehrpflichtigen weitaus höher ist als der ihrer französischen Kameraden, dass aber andererseits Berufs- und Zeitsoldaten keinen Anspruch auf eine Dienstwohnung haben und dass Einkaufsgelegenheiten, speziell für Soldaten, unbekannt sind. Im Gegensatz zur französischen Armee beschränkt sich das Wirken der Unteroffizier- und Offizierkorps nur auf den dienstlichen Bereich und bezieht die Familien nur selten mit ein. Die deutschen Soldaten orientieren sich nur wenig an ihrer eigenen Berufsgruppe, sie wollen in erster Linie Bürger wie alle anderen sein. Diese im Seminar von französischer Seite bisweilen vertretene Meinung drücken zwei aufmerksame französische Beobachter wie folgt aus: „Les groupes de référence des militaires allemands sont des groupes civils. On veut vivre dans la société comme les autres. Les militaires allemands ont peur de vivre dans un ghetto. Ils ont un désir très fort d'intégration, d'autant plus fort qu'on est marginal ou qu'on se sent rejeté. Il y a

⁴⁷ Vgl. hierzu Seifert, R.: Europäische Identität und Militär. Kulturelle und soziologische Fragen im Zusammenhang mit einer gemeinsamen europäischen Militär- und Sicherheitspolitik, in: Führungsakademie der Bundeswehr (Hrsg.): Reader Europäische Integration. Hamburg 1999, S. 281.

⁴⁸ Vgl. Klein, P.: Die französischen Streitkräfte und ihre Führungskultur sowie multinationale Streitkräfte aus deutscher Sicht, in: Centre d'études en sciences sociales de la Défense, Centre d'études d'histoire de la Défense (Eds.): Bilan et perspectives de la coopération militaire franco-allemande de 1963 à nos jours. Paris 1999, S. 224 ff.

un refus des signes distinctifs.“⁴⁹ In den deutschen Kasernen gibt es zwar meist noch Speiseräume und Casinos, die nach Dienstgradgruppen getrennt sind, manche Standorte verfügen, zum Erstaunen vieler Franzosen, aber bereits nur noch über einen einzigen Speiseraum, der von Mannschaftsdienstgraden und Offizieren gleichermaßen genutzt wird und in denen nicht selten Selbstbedienung vorherrscht. Völlig unbegreiflich ist vielen Franzosen die Trennung der Bundeswehr in einen militärischen Teil und eine zivile Bundeswehrverwaltung mit weitgehenden Vorrechten auf dem Gebiet der Truppenversorgung, der Rekrutierung und der Finanzierung aller die Einheiten betreffenden Maßnahmen.

Insgesamt, so kann man die Eindrücke aus unseren Seminaren zusammenfassen, herrscht bei den Franzosen ein Bild von der Bundeswehr vor, das von deren Verzivilisierung geprägt ist und deren Soldaten im Vergleich zu den eigenen als weniger professionell im kriegerischen Sinne erscheinen. Die französische Armee wird demgegenüber in den Augen der Deutschen von starken Gegensätzen zwischen den Dienstgradgruppen, von einem militärisch rauen Umgangston, von Disziplin und Autorität geprägt, ist der Tradition verhaftet und nimmt wenig Rücksicht auf die Belange des Einzelnen. In bezug auf ihre Armee gelten die Franzosen heute, so ein deutscher Seminarteilnehmer, als „die Preußen Europas“.

1.2 Tatsachen oder Vorurteil?

All die aufgeführten Gegensätze beruhen auf Meinungen und Einstellungen. Insofern könnte man sie als unzulässige Verallgemeinerungen von nicht repräsentativen Einzelbeobachtungen abtun und sie sogar in den Bereich der Vorurteile verweisen. Obwohl nicht abgestritten werden kann, dass das eine oder andere Urteil, das im Seminar mit dem Brustton der Überzeugung vorgetragen wurde, vielleicht überspitzt und wenig realitätsgetreu war, so wäre es falsch, die Unterschiede einfach als Vorurteile zu bezeichnen. Vielmehr ist es wohl so, dass die meisten der genannten Gegensätze tatsächlich existieren und sich in der militärischen Kooperation zwischen Deutschen und Franzosen auch bemerkbar machen. Hierfür sprechen insbesondere die alltäglichen Erfahrungen aus der Deutsch-Französischen Brigade und dem Stab des Eurokorps, die sowohl von deutscher⁵⁰ als auch von französischer Seite⁵¹ bestätigt werden und die bisweilen zu Missverständnissen und Verstimmungen führten.⁵²

Wenn die Unterschiede aber tatsächlich existieren, so stellt sich fast automatisch die Frage, woher sie rühren. In deren Beantwortung wird nicht selten auf die unterschiedliche Geschichte der beiden Armeen und auf die Tatsache hingewiesen, dass die französischen Streitkräfte auf eine weitgehend ungebrochene Tradition zurückblicken, während es sich bei der Bundeswehr um eine Neuschöpfung handelt, die in wesentlichen Teilen bewusst im Gegensatz und ohne Bezug zu ihren Vorgängerarmeen, der Reichswehr und der Wehrmacht, geschaffen wurde. In der Tat stand bei der Gründung der Bundeswehr der Gedanke Pate, die neuen deutschen Streitkräfte sollten alle als negativ beurteilten Attribute früherer deutscher Streitkräfte ablegen und insbesondere mit der Inneren Führung und der Leitidee vom Staatsbürger in Uniform wollte man signalisieren, „wie sehr sich die Bundeswehr von ihren Vorläufern Reichswehr und Wehrmacht unterscheidet.“⁵³

Seit der Gründung der Bundeswehr ist nun allerdings bereits fast ein halbes Jahrhundert vergangen. Hätten die in den fünfziger Jahren eingeführten Neuerungen, die im wesentlichen die Unterschiede zur französischen Armee begründen, sich nicht bewährt, so wäre die Bundeswehr wohl schon längst wieder zu den Vorbildern vergangener Zeiten zurückgekehrt oder hätte sich ausländischen Beispielen angepasst. Da dem aber nicht so ist und auch die französische Armee sich in ihrem inneren Gefüge seit damals nur marginal verändert hat, besteht die Vermutung, dass es einen Anpassungsdruck von außen kaum gab, dass also die Streitkräfte sowohl in Deutschland als auch in Frankreich in Übereinstimmung mit den vorherrschenden gesellschaftlichen Strömungen standen. Wenn somit der Satz, dass Armeen stets das Produkt ihrer jeweiligen Gesellschaft sind und jeweils besonderen gesellschaftlichen Sicherheitsbedürfnissen entsprechen, richtig ist, so bleibt als Ursache für die konstatierten Unterschiede wohl nur die Vermutung, dass es Differenzen zwischen den beiden Gesellschaften gibt, die auch Auswirkungen auf die Streitkräfte haben.

Auf der Suche nach solchen Unterschieden fielen in den Seminaren einerseits die in beiden Staaten voneinander abweichenden Schul- und Ausbildungssysteme auf, die vielen Teilnehmern weitgehend unbekannt waren,

⁴⁹ Barrère-Maurisson, M. A.; Robert, G.: *Métier et service public France-Allemagne. L'exemple du système militaire.* Paris 1994, S. 72.

⁵⁰ Klein, P.: *Probleme in multinationalen Verbänden am Beispiel der Deutsch-Französischen Brigade.* SOWI-Arbeitspapier Nr. 83, München 1993.

⁵¹ Robert, G.: *Die Gegenüberstellung zweier nationaler Vertretungssysteme in der Deutsch-Französischen Brigade,* in: Klein, P. (Hrsg.): *Mitbestimmung in den Streitkräften.* Baden-Baden 1991; Robert, G.: *La Brigade franco-allemande: rencontre entre deux systèmes nationaux,* in: *Cahiers du CSDN,* Paris 1992.

⁵² Die Unkenntnis darüber, dass deutsche Einheitsführer über keine eigenen Finanzmittel verfügen, hat z. B. anfangs in der Brigade dazu geführt, dass französische Soldaten den Vorwurf erhoben, die deutschen Vorgesetzten wollten bestimmte Ausgaben nicht tätigen.

⁵³ von Bredow, W.: *Demokratie und Streitkräfte. Militär, Staat und Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland.* Wiesbaden 2000, S. 113.

andererseits gab es zahlreiche Hinweise darauf, dass beide Länder in unterschiedlichem Maße vom Wertewandel der vergangenen Jahre betroffen sind.⁵⁴ Beiden Phänomenen soll im folgenden nachgegangen werden.

2 Unterschiedliche Bildungsbegriffe und -systeme und ihre Auswirkungen auf die Streitkräfte

2.1 Begriffe und Praktiken

Frankreichs und Deutschlands Bildungs- und Schulsysteme unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihres Aufbaus und ihrer Struktur, sondern beruhen, teilweise historisch bedingt, auch auf verschiedenen Vorstellungen hinsichtlich der Bewertung von Erziehung und Ausbildung, die sich auch an voneinander abweichenden Begrifflichkeiten zeigen. Schlüsselworte im französischen System sind *éducation*, *enseignement* und *instruction*. Alle drei Begriffe haben etwas zu tun mit aufziehen, züchten, hineinfügen und ausstatten und betonen so die dominante und aktive Rolle des Erziehers im Vermittlungsprozess und die eher passive Ausrichtung des Schülers oder Zöglings. In der deutschen Sprache dagegen stellt *Bildung* einen selbstreflexiven Vorgang dar. Es gibt kein transitives Verb „jemanden bilden“, man kann nur sich selbst bilden. Insofern lautete die Devise Wilhelm von Humboldts, auf den sich weite Teile des deutschen Schulsystems immer noch gerne berufen: „Bilde dich selbst und wirke auf andere durch das, was du bist.“⁵⁵

Der Bedeutungsgehalt der genannten Wörter hat in den beiden Schulsystemen bis heute seine Spuren hinterlassen. Während das französische System hinerzieht zu den Normen, Werten und Fähigkeiten der Gesellschaft, die *éducation* somit einen gesellschaftlich bestimmten Prozess darstellt, ist die deutsche Bildung ein Entwicklungsvorgang, der von der freien Wahlentscheidung des Individuums abhängt. Im Schulalltag bedeutet dies, dass die französische Schule weit stärker als die deutsche noch vom Lernen, Pauken und Büffeln geprägt ist, dass Prüfungen eine größere Rolle spielen und dass das selektive Moment stark ausgeprägt ist. Französische Schüler und Studenten richten sich weit stärker nach den Vorgaben ihrer Lehrer und Professoren als deutsche. Trotz mancher Reformversuche fehlt im Unterricht sehr häufig die aktive Beteiligung der Schüler, weil sie vom Lehrer nicht gewollt wird. Das hat auch zur Folge, dass an französischen Universitäten die klassische Vorlesung im Sinne des Frontalunterrichtes, in dem nur der Dozent redet, noch die Regel ist. Zum Erstaunen deutscher Gastprofessoren, aber auch einiger Seminarteilnehmer, die in Frankreich studiert hatten, tun sich französische Studenten schwer damit, Fragen zu stellen oder Kritik zu äußern, selbst wenn sie dazu aufgefordert oder ermuntert werden.

In Deutschland dagegen ist man sehr stolz darauf, dass Lernen in den Schulen weitgehend selbstbestimmt ausgeführt wird und dass die Schüler ihren Unterricht zumindest mitgestalten. Nicht selten wird dabei allerdings vergessen, dass mangelnde Anleitung und zu lasche Führung durch die Lehrer auch zu Leistungseinbußen führen können, die dann u. U. ein schulisches Niveau zur Folge haben, das der gesellschaftlichen Entwicklung wenig einträglich ist und das dazu beiträgt, dass das deutsche Schulsystem im internationalen Bereich sich den Ruf erworben hat, zumindest partiell leistungsfeindlich zu sein.

Vor dem Hintergrund der geschilderten unterschiedlichen Bedeutungszuweisungen und Praktiken kann es nicht verwundern, dass die Schul- und Ausbildungssysteme in Frankreich und Deutschland strukturelle Unterschiede aufweisen und jeweils Elemente enthalten, die es im anderen Land nicht gibt.

2.2 Die Schul- und Ausbildungssysteme in Deutschland und Frankreich

Ähnlich wie die deutschen Kinder, besuchen französische ab dem sechsten Lebensjahr eine Grundschule, die allerdings im Gegensatz zu Deutschland fünf statt vier Jahre dauert und der eine sogenannte *école maternelle* vorausgeht, an der 35 Prozent der Zweijährigen, 99 Prozent der Dreijährigen und 100 Prozent der Vier- und Fünfjährigen⁵⁶ eine Vorschulerziehung erhalten, die bereits schulische Elemente enthält und nicht mit den deutschen Kindergärten verwechselt werden darf. Nach der Grundschule erfolgt für die französischen Schüler nicht, wie in Deutschland, eine Trennung zwischen Haupt- und Realschule und Gymnasium, sondern alle besuchen gemeinsam das vier Jahre dauernde *collège*, es sei denn, sie gehören zu der Minderheit, die bereits nach dem siebten Schuljahr in einen vorberuflichen Unterricht abwandern. Nach dem *collège* kommen die Schüler in ein dreijähriges Gymnasium (*lycée*) oder in ein zweijähriges Berufsgymnasium (*lycée professionnelle*). Die Gymnasiasten beenden ihre Schulausbildung, ähnlich wie in der Bundesrepublik, mit dem Abitur (*baccalauréat*), das allerdings eine Unzahl verschiedener Formen annehmen kann. So gibt es philosophische, neusprachliche, literarische, verschiedene mathematisch-technische, wirtschaftswissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Abschlüsse.

⁵⁴ Vgl. hierzu die Aufsätze in: Köcher, R.; Schild, J. (Hrsg.): Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten. Opladen 1998.

⁵⁵ Vgl. Große, E. U.; Lüger, H.-H.: Frankreich verstehen. Darmstadt 1997, S. 266 ff.

⁵⁶ Zahlen nach Große, E. U.; Lüger, H.-H., a. a. O., S. 242.

Im Gegensatz zu Deutschland besuchen die französischen Schüler von der *école maternelle* bis hin zum *lycée* Ganztagschulen, werden also wesentlich stärker von der Schule in Beschlag genommen als die deutschen Kinder. Hinzu kommt, dass an den französischen Gymnasien an den Wochentagen ein großer Teil der Schüler im angegliederten Internat verbleibt. Damit ist die Feststellung erlaubt, dass im Unterschied zu Deutschland ab dem dritten Lebensjahr bei sehr vielen französischen Kindern die Schule und der Kreis der Mitschüler zur dominierenden Sozialisationsinstanz wird und der erzieherische Einfluss der Eltern entsprechend zurücktritt, was auch durch vergleichsweise lange Ferien nicht ausgeglichen wird.

Was die Berufsausbildung außerhalb von Universitäten und Fach(hoch)schulen anbelangt, so findet sie in Deutschland in der Regel dual in einem Wechsel zwischen Praxis am Arbeitsplatz und Theorie in einer Berufsschule statt. Demgegenüber besuchen die meisten jungen Franzosen eine zweijährige berufliche Ganztagschule. Nur eine Minderheit erfährt eine duale Lehrlingsausbildung im Betrieb und in einem Ausbildungszentrum. In den Ganztagschulen erwirbt man entweder ein Diplom, das die Ausbildung zu einem speziellen Beruf bescheinigt (*certificat d'aptitude professionnelle, CAP*) oder an den Berufsgymnasien ein solches, das allgemeiner lediglich für eine bestimmte Berufssparte qualifiziert (*brevet d'études professionnelles, BEP*). Erst nach Erwerb eines dieser Diplome beginnt für die jungen Franzosen im Alter von etwa 17 Jahren die Suche nach einem Arbeitsplatz, für den sie dann häufig über das BEP nur über eine sehr allgemeine Qualifikation verfügen.

Hat ein französischer Schüler sein Abitur in der Tasche, so kann er ähnlich wie sein deutscher Kollege an eine Universität oder seit einigen Jahren an Fachhochschulen gehen, die mittlere Angestellte ausbilden, und dort studieren. Will er später allerdings einmal zu den Spitzenkräften in Politik, Verwaltung, Handel und Technik oder auch in den Streitkräften gehören, so geht kein Weg an Spezialhochschulen, die in Deutschland kein Pendant haben, an den *Grandes Ecoles*, vorbei. Dort erhält man eine zunächst theoretische, später dann eine auf die angestrebte Berufstätigkeit hin orientierte praktische Ausbildung. Zur Zeit kennt Frankreich mehrere Hundert dieser Spezialhochschulen, von denen etwa die Hälfte zu einer Führungsposition in einem technischen Beruf führen. Von den übrigen ist zweifelsohne die *Ecole Nationale d'Administration (ENA)* die berühmteste, bildet sie doch die Spitzenkräfte für Politik und Verwaltung aus. Wer sie absolviert hat und damit zu den „Enarques“ gehört, hat in der Regel eine große Karriere vor sich.

Der Zugang zu den *Grandes Ecoles* ist äußerst schwierig und nur kleinen Minderheiten unter den zahlreichen Bewerbern vorbehalten, die eine Aufnahmeprüfung, den *concours d'entrée* bestanden haben. Auf sie hat man sich zwei Jahre lang in Vorbereitungsklassen, die meist an den Gymnasien angesiedelt sind, vorzubereiten. Trotz dieser Vorausausbildung gelangen dann nur etwa zehn Prozent der Kandidaten wirklich ans Ziel. Alle anderen scheitern bei der Aufnahmeprüfung. Die Erfolgreichen haben allerdings die entscheidende Hürde hinter sich. Wer einmal den Sprung in eine der Elitehochschulen geschafft hat, scheitert nur noch selten. Von hoher Wichtigkeit ist allerdings der Rangplatz, den man bei der Abschlussprüfung erreicht. Die besten Absolventen haben nämlich das Vorrecht, sich unter den freien Positionen als erste ihren Platz aussuchen zu können. Diejenigen, die weniger gut abschneiden, müssen sich mit den Stellen begnügen, die übrig bleiben.

2.3 Folgen für die Streitkräfte

Sowohl für die Rekrutierung und Ausbildung der Offiziere und Unteroffiziere als auch für das Binnenklima in den Streitkräften haben die unterschiedlichen Bildungssysteme und die ihr zu Grunde liegenden Vorstellungen zwischen Deutschland und Frankreich Folgen.

Was die Unteroffiziere anbelangt, so kennt die französische Armee verschiedene Zugänge zu deren Laufbahn. Der verbreitetste Weg, den etwa zwei Drittel aller Anwärter gehen, führt über die Unteroffizierschulen der Teilstreitkräfte. In sie tritt man unmittelbar entweder aus einer Unteroffizierschule oder aus dem zivilen Leben ein. Die meisten Unteroffizieranwärter verfügen aufgrund des französischen Ausbildungssystems über keine praktischen zivilen Berufserfahrungen. Sie kommen vielmehr direkt aus der Schule, wo sie entweder das BEP oder das CAP, in erheblichem Umfang aber auch das Abitur, gemacht haben. Auch die Unteroffizieranwärter, die über den Wehrpflichtigenstatus in die Laufbahn eintreten⁵⁷, haben selten bereits vor ihrer Militärdienstzeit einen Beruf ausgeübt. Ihr Weg führte sie nach einem Schulabschluss ebenfalls meist direkt in die Streitkräfte.

Der fehlende oder nur ansatzweise vorhandene Zivilberuf hat für die Unteroffiziere und die Armee zwei Konsequenzen. Zum einen müssen in den Streitkräften benötigte zivilberufliche Kenntnisse dort nachgeholt bzw. neu erworben werden, zum anderen ist der Übergang ins Zivilleben für alle diejenigen schwer, die eine solche zivilberufliche Ausbildung in den Streitkräften nicht genossen haben. Da die französische Armee in der Vergangenheit eine von der Verpflichtungszeit abhängige Berufsförderung am Ende der Dienstzeit, wie sie in der Bundeswehr üblich ist, nicht gekannt hat, tendieren z. B. in den Kampftruppen viele Unteroffiziere dazu, Berufssoldat zu werden. Hat man dieses Ziel erreicht, so steht einem nach einer Dienstzeit von 15 Jahren das Recht zu, jederzeit aus der Armee mit Anspruch auf die jeweils erdienten Pensionsbezüge auszuschcheiden. So ergeben sich

⁵⁷ Auf Grund des Übergangs zur Berufsmarine wird diese Möglichkeit zukünftig entfallen.

für die Unteroffiziere im Vergleich zur Bundeswehr relativ lange durchschnittliche Dienstzeiten, die zwar einerseits die Gefahr der Überalterung des Unteroffizierkorps beinhalten, andererseits aber auch hohen militärischen Sachverstand und Professionalität garantieren.

Im Gegensatz zur französischen Armee haben sehr viele Unteroffizieranwärter der Bundeswehr einen abgeschlossenen Zivilberuf, Abiturienten befinden sich unter ihnen dagegen selten. Zwar kennen auch die deutschen Streitkräfte den lebenslang dienenden Berufsunteroffizier, er stellt aber eher die Ausnahme denn die Regel dar. Die meisten Angehörigen der Dienstgradgruppe scheiden nach Verpflichtungszeiten zwischen vier und 15 Jahren aus der Bundeswehr aus und wechseln wieder in einen Zivilberuf zurück. Weil dem so ist, bleibt der deutsche Unteroffizier weit stärker als der französische an seiner zivilen Umgebung orientiert. Dies geht bisweilen zu Lasten seiner (militärischen) Professionalität, macht ihn aber häufig zu einem ausgesprochenen Spezialisten. Letzteres wird von den Franzosen durchaus anerkannt, im allgemeinen halten französische Unteroffiziere ihre deutschen Kameraden jedoch eher für Beamte in Uniform. In bezug auf die Deutsch-Französische Brigade drückt das Gilles Robert, der sich im Rahmen einer Doktorarbeit mit der Brigade beschäftigt hat, wie folgt aus: „To this extent, it is noticeable that German personnel of the brigade tend to standardization through a functional conception of the service. German personnel are civil servants of the Defense Department. They think on a professional basis free from all ethical legitimacy what guarantees a good efficiency in the achievements of tasks. However, some perverse effects may be attributed to this model, such as becoming a personnel into public service, working routine together with conformism and protectionism.“⁵⁸

Was die Offiziere anbelangt, so rekrutiert das französische Verteidigungsministerium seine Spitzenkräfte, ähnlich wie die anderen Ministerien, über eigene Elitehochschulen, in bezug auf die Soldaten also über die Offizierschule des Heeres (Ecole Spéciale Militaire, ESM) St.Cyr in Coetquitan, die Offizierschule der Marine (Ecole Navale) in Lanveoc-Poulmic und die Offizierschule der Luftwaffe (Ecole de l'Air) in Salon de Provence. Wie bei allen anderen *Grandes Ecoles* benötigt man zum *concours* an den genannten Schulen eine zweijährige Vorbereitungszeit, die an manchen Gymnasien oder aber auch in speziellen Militärgymnasien, die es in Deutschland nicht gibt, absolviert werden kann. Gehört man zu den Glücklichen, die die Aufnahmeprüfung bestanden haben, so erwartet einen eine dreijährige Ausbildung zum Offizier, die theoretisch-wissenschaftliche Teile auf universitärem Niveau, aber auch praktische militärische Ausbildungsabschnitte enthält. Am Ende wartet auf den angehenden Offizier eine Abschlussprüfung, bei der es darauf ankommt, möglichst gut ab zuschneiden. Wie an den anderen *Grandes Ecoles* darf nämlich der beste Absolvent als erster seine Verwendung und im Heer somit auch seine Waffengattung wählen. Die schlechtesten müssen mit dem vorlieb nehmen, was die besten übrig gelassen haben.

Entgegen einer in ganz Deutschland und folglich auch unter den meisten deutschen Seminarteilnehmern weit verbreiteten Meinung, rekrutieren die französischen Streitkräfte keineswegs alle ihre Offiziere über die genannten Offizierschulen der Teilstreitkräfte. Rein quantitativ gesehen ist eher das Gegenteil der Fall. Fast zwei Drittel der aktiven französischen Offiziere kommen aus dem Unteroffizierkorps oder sind ehemalige Reserveoffiziere.⁵⁹ Von wenigen Offizieren in besonderen Verwendungen abgesehen, steht allen Angehörigen dieser Dienstgradgruppe die Möglichkeit offen, bis zu den höchsten Positionen aufzusteigen. In der Praxis hat ein Absolvent der genannten Offizierschulen aber die weit besseren Chancen. Ähnlich wie in anderen Bereichen des Öffentlichen Dienstes, wie in Handel, Wirtschaft und Industrie stehen auch in den Streitkräften Spitzenpositionen nur den Absolventen der Elitehochschulen offen. Nach wie vor gilt es z. B. im französischen Heer als ein Markenzeichen, wenn man die Offizierschule St.Cyr besucht hat, zumal wenn man einem berühmten Jahrgang (*promotion*) angehört, zwischen dessen Absolventen es auch später ein dichtes Netz von Verbindungen gibt. In Luftwaffe und Marine gilt in bezug auf deren Offizierschulen ähnliches.

Wer über die drei genannten Ausbildungseinrichtungen Offizier geworden ist, bleibt in der Regel bis zu seiner Pensionierung, deren Zeitpunkt er im Gegensatz zu Deutschland weitgehend selbst bestimmen kann, in den Streitkräften. Zum einen hat er hier die besten Karrieremöglichkeiten, zum anderen fehlen ihm aber auch die Ausbildungsvoraussetzungen, um außerhalb des Öffentlichen Dienstes in Spitzenstellungen aufzusteigen. Die Ausbildung über die Offizierschulen zeigt sich einerseits als Vorteil, angesichts zunehmender Berufswechsel während eines Lebens, aber auch als Nachteil. Insgesamt lässt sich aber feststellen, dass der Elitegedanke im Offizierkorps vorwiegend von den Absolventen der Offizierschulen geprägt wird, die wiederum im System der *Grandes Ecoles* fest verankert sind.

Die deutsche Offizierausbildung ähnelte bis zum Beginn der siebziger Jahre in ihren Grundzügen der französischen, lief sie doch im wesentlichen in einem Wechsel von Theorie und Praxis an Offizier- und Truppschulen ab. Ihr fehlten allerdings von Anfang an die elitären Züge und die bewusste Distanzierung von den übrigen Dienstgradgruppen. So beginnt im deutschen Heer die Ausbildung zum Offizier bis heute zusammen mit den Mannschaftsdienstgraden und Unteroffizieranwärtern in gleichen Ausbildungseinheiten.

⁵⁸ Robert, G.: Multinational Forces. First Lessons from the Experience of the Franco-German Brigade. Paper to be presented at the Biennial Conference of the IUS (Inter-University Seminar on Armed Forces and Society), Baltimore, October 11–13, 1991, S. 5.

⁵⁹ Die weitgehende Durchlässigkeit zwischen Offizier- und Unteroffizierkorps mag auch ein Grund dafür sein, dass so viele Unteroffizieranwärter das Abitur haben. Über den Umweg der Unteroffizierlaufbahn können sie Offizier werden, ersparen sich aber die Offizierschule und vor allem den *concours* und die zweijährige Vorbereitung auf diese Prüfung.

Seit 1973 steht im Mittelpunkt der Ausbildung zum Offizier ein zivil vergleichbares Studium an einer der beiden Universitäten der Bundeswehr in München und in Hamburg. Der dort gelehrt Stoff entspricht dem an zivilen Universitäten, die erreichbaren Abschlüsse sind zivil anerkannt.⁶⁰

Der wichtigste Grund für die Einführung des zivilen Studiums war die Tatsache, dass im Gegensatz zur französischen Armee ein Großteil der deutschen Offiziere nur auf Zeit in der Armee verbleibt und danach wieder ins Zivilleben zurückwechselt. Um diesen Übergang zu erleichtern, aber auch um dadurch eine zeitweilige Tätigkeit in den Streitkräften attraktiv zu machen, sah sich die Bundeswehr gezwungen, ein Studium anzubieten, das zu einem Zivilberuf führt. Ein weiterer Grund bestand in der Vermutung, dass Führungsberufe in Deutschland nur dann als solche anerkannt werden, wenn ihnen ein universitäres Studium zu Grunde liegt. Durch studierte Offiziere erhoffte man sich somit nicht zuletzt auch eine Imageverbesserung für den lebenslang dienenden Berufsoffizier, der somit in die Reihe der akademischen Berufe eingeordnet werden konnte.

Die Einführung des Studiums hat dazu geführt, dass die Rekrutierungsbasis für den Offizierberuf wesentlich verbreitert werden konnte und nunmehr Bewerber aus dem bürgerlichen Mittelstand und sogar aus Arbeiterkreisen keine Seltenheit mehr sind.⁶¹ Dies führte dazu, dass Detlef Bald bereits 1977 von einer Verbürgerlichung des Offizierkorps sprach.⁶²

Ein deutlicher Einfluss des Schul- und Bildungssystems in der Bundesrepublik lässt sich allerdings daran erkennen, dass das Abitur Voraussetzung für die Offizierlaufbahn geblieben ist. Demzufolge gibt es kaum Unteroffiziere, die in das Korps der Truppenoffiziere wechseln. Ihnen bleibt lediglich die Laufbahn der Offiziere des militärfachlichen Dienstes vorbehalten, in der man in der Regel bis zum Hauptmann, in seltenen Fällen bis zum Stabshauptmann⁶³ aufsteigen kann.

Was die zwischenmenschlichen Beziehungen in den Streitkräften beider Länder angeht, so lassen sich ebenfalls Besonderheiten feststellen, die direkt oder indirekt auf die unterschiedlichen Bildungssysteme zurückzuführen sind.

Da die meisten jungen Franzosen, die freiwillig oder als Wehrpflichtige in die Streitkräfte eintreten, direkt aus der Schule kommen, in der sie eher eine passive Rolle gespielt haben, sind sie an die Akzeptanz von Autorität und an das System von Befehl und Gehorsam gewöhnt. Anpassungsschwierigkeiten an die Bedingungen beim Militär sind also wenig zu erwarten.

Anders sieht es bei ihren deutschen Kameraden aus. Sie haben entweder bereits relativ selbstständig in einem Beruf gearbeitet, dort u. U. auch recht gut verdient, oder sie kommen aus Schulen, in denen Individualität und Selbstbestimmung eine große Rolle gespielt haben. Ihnen fällt es nun schwer, sich mit den Verhältnissen beim Militär abzufinden. Trotz eines im Vergleich zu Frankreich geradezu üppigen Wehrsoldes fühlen sich deutsche Wehrpflichtige, die vorher bereits in einem Beruf standen, zum Taschengeldempfänger degradiert, sie und ihre Kameraden, die aus den Gymnasien kommen, sehen sich durch die militärische Umgebung in ihrer Freizügigkeit unzulässig eingeschränkt und sie tun sich schwer damit, Befehle, deren Sinn ihnen nicht selten unklar ist, zu akzeptieren. Die militärischen Umgangsformen empfinden sie als zu rau, den Zwang, sich an die Gemeinschaft anzupassen, als eine Zumutung. Diejenigen jungen Soldaten, die aus den Gymnasien kommen, sind es gewohnt, möglichst alles zu hinterfragen, sie haben es aber auch gelernt, sich nach ihren Rechten zu erkundigen. Dies tun sie auch beim Militär und tragen dabei nicht immer dazu bei, das Verhältnis zu den Vorgesetzten zu verbessern, da sie als schwierige Untergebene gelten. Rekruten, die bereits vor ihrer Einberufung in einem Beruf standen, wollen in der Regel auch in diesem Beruf in den Streitkräften tätig werden. Geschieht dies, so fühlen sie sich, angesichts des Niveaus der ihnen abverlangten Tätigkeiten, nicht selten unterfordert, geschieht es aber nicht, so halten sie sich für benachteiligt und reagieren entsprechend mit Unmutsempfinden.

Rekruten, die in Frankreich und in Deutschland in die Streitkräfte eintreten, stoßen in den beiden Armeen nicht nur auf dort vorhandene verschiedene Wertsysteme, sie kommen auch aus zwei Gesellschaften, deren Wertvorstellungen nicht immer miteinander übereinstimmen.

3 Werte und Wertewandel in Deutschland und in Frankreich⁶⁴

Der verschiedene Umgang mit Werten zog sich durch viele Diskussionen in unseren Seminaren hindurch und war signifikant nicht nur für Plenarsitzungen, sondern auch für die Arbeitsgruppen. Dies gibt Veranlassung, auf einige französisch-deutsche Unterschiede bei der Betrachtung von Werten einzugehen, wie sie z. B. in Meinungsumfragen, so der jährlichen europäischen Wertebefragung, zum Tragen kommen. Es soll sich dabei auf das Gebiet der

⁶⁰ Zur Offizierausbildung in Deutschland vgl. Klein, P.; Mackewitsch, R.: Training and educating officers in the Bundeswehr, in: Caforio, G. (Ed.): *The European Officer: A Comparative View on Selection and Education*. Livorno 2000.

⁶¹ Vgl. Bald, D.: Personalpolitik für die Offiziere der Bundeswehr, in: Klein, P.; Kuhlmann, J.; Rohde, H. (Hrsg.): *Soldat – Ein Berufsbild im Wandel*, Bd. 2 Offiziere. Bonn, Dortmund 1993.

⁶² Bald, D.: Rekrutierung, in: Zoll, R.; Lippert, E.; Rössler, T. (Hrsg.): *Bundeswehr und Gesellschaft. Ein Wörterbuch*. Opladen 1977, S. 255.

⁶³ Der Dienstgrad Stabshauptmann entspricht besoldungsmäßig einem Major.

⁶⁴ Dieses Kapitel lehnt sich stark an den Aufsatz von Kaelble, H.: Wertewandel in Frankreich und Deutschland, in: Köcher, R.; Schild, J. (Hrsg.): a. a. O., S. 309–324 an.

Arbeitsbeziehungen, die Politik, die Familie und den Staat beschränkt und jeweils der Versuch gemacht werden, diese Bereiche in Bezug zur Unterschiedlichkeit zwischen den beiden Armeen zu bringen.

3.1 Arbeitsbeziehungen

Die Zeiten, dass die Deutschen „leben, um zu arbeiten“, sind längst vorbei. Eher ist dies heute bei den Franzosen der Fall. Sie sehen die Arbeit weitaus stärker als ihren Lebensmittelpunkt an, betrachten sie eher als Verpflichtung und sind häufiger bereit, Autorität am Arbeitsplatz zu akzeptieren als die Deutschen. Diese wiederum tendieren dazu, Arbeit und Freizeit als gleichgewichtig anzusehen oder Arbeit sogar als ein Mittel zur besseren Gestaltung der Freizeit zu betrachten. Infolgedessen legen sie mehr Wert als die Franzosen auf großzügige Arbeitszeitregelungen, günstige Arbeitszeiten, eine angemessene Urlaubsregelung und wenig Stress am Arbeitsplatz.⁶⁵ Sie messen die Arbeit nicht selten an der Möglichkeit, sich selbst zu verwirklichen und Eigeninitiative entwickeln zu können. Hierarchische Strukturen am Arbeitsplatz sind für Franzosen nichts außergewöhnliches und werden weitgehend akzeptiert. Die Deutschen lehnen sie dagegen eher ab und begegnen ihnen mit Misstrauen. Während französische Arbeitnehmer am Arbeitsplatz sich häufig an Personen orientieren, steht bei den Deutschen nicht selten eher die Aufgabe im Vordergrund.

Diese Grundorientierungen am Arbeitsplatz lassen sich auch auf die beiden Armeen übertragen. Während man in den französischen Streitkräften bis heute keinen Dienstzeitausgleich kennt und die Nachwuchsrekrutierung offensichtlich kaum darunter leidet, würde ein Fehlen dieser Regelung in der Bundeswehr nicht nur die Freiwilligenwerbung erschweren, sondern auch zu erheblicher Aufregung in der Truppe führen und zu Protesten und parlamentarischen Eingaben führen. Als Pendant zur Personenorientierung der Franzosen am Arbeitsplatz, kann man in den französischen Streitkräften ein patriarchalisches Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen beobachten und feststellen, dass letzteren zwar wenig Entscheidungsfreiheit bleibt, dass aber das Zusammenwirken trotzdem ganz gut funktioniert. In der Bundeswehr dagegen ist man wie am zivilen Arbeitsplatz eher aufgabenorientiert und stolz darauf, nach Auftragstaktik, d. h. durch Zielvereinbarung zu führen. Barrère-Maurisson und Robert unterstreichen diesen Unterschied mit folgenden Worten: „Le modèle français se caractérise par son formalisme, son autoritarisme et le respect de la hiérarchie. Il fonctionne essentiellement sur le principe du ‚bon vouloir‘, et des arrangements individuels. Le modèle allemand se caractérise par son libéralisme, son rejet du formalisme, son fonctionnalisme, une défense des droits opiniâtre.“⁶⁶

3.2 Der Bereich der Familie und des Staates

Gravierende Unterschiede gibt es auch bei den familialen Werten, wie es etwa die Diskussion um die Erziehung in beiden Ländern während des Seminars in Lyon zeigte. In Frankreich orientiert man sich stärker an der Familie, zeigt man eine größere Bereitschaft, unterschiedliche Familienformen zu akzeptieren und neigt zum Wertekonsens zwischen den Generationen. Gleichzeitig haben die Franzosen eine weitaus positivere Einstellung zur Erwerbstätigkeit von Müttern als die Deutschen. Bei ihnen herrscht, zumindest in den alten Bundesländern, eine familienabgewandtere, stärker auf das Einzelindividuum bezogene, Einstellung vor, die paradoxerweise aber begleitet wird von einer eher skeptischen Haltung gegenüber der Berufstätigkeit von Müttern.

Stark unterschiedlich ist auch die Haltung gegenüber den Erziehungsbemühungen des Staates. Während die meisten Franzosen gegen die staatliche Regulierung der Familienpolitik wenig einzuwenden haben, bringt sie doch Subventionen und ein ausgebautes Vorschulsystem, das die Berufstätigkeit von Müttern erleichtert und als Ergänzung der häuslichen Erziehung angesehen wird, mit sich, schirmen sich die Familien in Deutschland dem Staat gegenüber eher ab und begegnen staatlichen Eingriffen in die Familie mit Misstrauen und Vorbehalten.

Von diesen familialen Werten und der Einstellung gegenüber dem Staat sind auch die beiden Armeen betroffen. So mag die größere Bereitschaft der Franzosen, staatliche Eingriffen ohne Misstrauen zu begegnen auch dazu geführt haben, die Armee als selbstverständlicher zu akzeptieren als dies die Deutschen tun. Die Ablehnung der Berufstätigkeit von Müttern könnte ein Grund dafür sein, warum sich die Deutschen mit der Zulassung von Frauen in die Streitkräfte wesentlich schwerer taten als die Franzosen und erst durch ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs dazu gezwungen werden mussten, ihre Streitkräfte mit Beginn des Jahres 2001 in breiter Form für Frauen zu öffnen.⁶⁷

3.3 Politische Wertvorstellungen

⁶⁵ Riffault, H.: Arbeitswerte in Deutschland und Frankreich, in: Köcher, R.; Schild, J. (Hrsg.): a. a. O., S. 116.

⁶⁶ Barrère-Maurisson, M.-A.; Robert, G., a. a. O., S. 71.

⁶⁷ Vgl. hierzu Kümmel, G.; Klein, P.; Lohmann, K.: Zwischen Differenz und Gleichheit. Die Öffnung der Bundeswehr für Frauen. SOWI-Berichte 69. Strausberg 2000.

Glaubt man den Meinungsbefragungen, so sind, vergleicht man die Länder Europas miteinander, die Deutschen besonders politisiert, die Franzosen dagegen erheblich weniger an Politik interessiert. Dies zeigt sich deutlich daran, dass Deutsche weitaus häufiger in Parteien organisiert sind als Franzosen. Diese neigen dafür öfter zu parteiungebundenen Protesten. So hatten beispielsweise 1990 31 Prozent der Franzosen sich bereits an Demonstrationen beteiligt, neun Prozent an wilden Streiks und sieben Prozent an Fabrikbesetzungen. Bei den Deutschen beliefen sich zum gleichen Zeitpunkt die entsprechenden Zahlen lediglich auf 19, zwei und ein Prozent.⁶⁸ Eine stärkere Streikbereitschaft und höhere Militanz der Franzosen im Vergleich zu den Deutschen ist somit offensichtlich. Auch inhaltlich gibt es zwischen den Bewohnern beider Staaten im Protestverhalten Unterschied. Während sich die Deutschen vorwiegend für die Friedensbewegung engagierten, gegen die Nutzung von Atomkraft protestierten und sich Umweltfragen zuwandten, waren die Franzosen bereit, für nahezu alles, was sie aktuell beschwerte, auf die Straße zu gehen. Zu Beginn der neunziger Jahre standen im französischen Protestverhalten allerdings Fragen der Bildung und Erziehung im Vordergrund.

Fragt man sich, inwiefern die Streitkräfte beider Länder von den Unterschieden in den politischen Wertvorstellungen getroffen sind, so fällt zunächst einmal ins Auge, dass Frankreichs Streitkräfte bis heute die Politik von sich fern gehalten haben und es dagegen keinen Widerstand gibt. Politische Betätigung ist französischen Soldaten untersagt, politische Bildung, wie sie in der Bundeswehr als Pflichtprogramm für alle Soldaten stattfindet, ist in der französischen Armee unbekannt. Bereits angesprochen wurde, dass es im krassen Gegensatz zur Bundeswehr in den französischen Streitkräften keine Gewerkschaften, Berufsverbände oder gewählte Soldatenvertretungen gibt. Dies hat sicher auch etwas mit der Militanz des französischen Protestverhaltens und der hohen Streikbereitschaft der französischen Gewerkschaften zu tun. Mit dem Wort Gewerkschaft verbindet sich in Frankreich fast automatisch der Gedanke an Streik, in der Armee denkt man sogar an Meuterei. Dass Soldaten über Berufsverbände auch ohne Streik für ihre Interessen etwas tun können, wie das deutsche Beispiel zeigt, ist dem Denken in der französischen Armee und insbesondere im dortigen Offizierkorps völlig fremd.

4 Schlussfolgerungen

Die Bildungssysteme und das Wertempfinden, so lässt sich zusammenfassend sagen, zeigen zwischen Deutschland und Frankreich Unterschiede und voneinander abweichende Ausprägungen. Dies bedeutete vor dem Hintergrund unserer Begegnungen fast ständig die Konfrontation mit anderen, teilweise ungewohnten oder sogar fremden Sichtweisen. Je nach persönlicher Grundeinstellung, gemachter Erfahrungen und bereits vorhandenem Wissen wurden in der Zusammenarbeit mit den Angehörigen des anderen Landes bereits bestehende Urteilstendenzen bestätigt oder aber Neugierde und Interesse an neuen Sachverhalten geweckt.

Andererseits regte der Umgang mit den Angehörigen der anderen Nation auch den Vergleich mit den eigenen Verhältnissen und in unserem Falle besonders zwischen den beiden Armeen und ihren Sitten und Gebräuchen an. Die durch die Zusammenarbeit hervorgerufene Bewertung hat sichtbar bei einigen der Teilnehmer zu einem im Ergebnis auch bereichernden Infragestellen der eigenen Sichtweisen, die bisweilen einfach auf Vorurteilen beruhten, geführt. Der eine oder andere wurde durch das Kennenlernen der Unterschiede und ihrer Gründe dazu angeregt, sein gewohntes Umfeld neu zu bewerten („so schlecht ist das nicht“) oder aber es indirekt abzuwerten („das andere ist besser“). Möglicherweise stand am Ende dieses Prozesses aber auch nur die Erkenntnis, dass die bestehenden Unterschiede ihre Gründe haben, die in den jeweiligen nationalen Kulturen beruhen. Sie sollten in ihrem Anderssein so belassen werden, weil sie in das Schema „besser – schlechter“ nicht eingereiht werden können, aber einen Beitrag dazu liefern, das Zusammenleben in Europa interessanter und vielgestaltiger werden zu lassen.

Literatur

Bald, D.: Rekrutierung, in: Zoll, R.; Lippert, E.; Rössler, T. (Hrsg.): Bundeswehr und Gesellschaft. Ein Wörterbuch. Opladen 1977.

Bald, D.: Personalpolitik für die Offiziere der Bundeswehr, in: Klein, P.; Kuhlmann, J.; Rohde, H. (Hrsg.): Soldat – Ein Berufsbild im Wandel, Bd. 2 Offiziere. Bonn, Dortmund 1993.

Barrère-Maurisson, M.-A.; Robert, G.: Métier et service public France-Allemagne. L'exemple du système militaire. Paris 1994.

von Bredow, W.: Demokratie und Streitkräfte. Militär und Gesellschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden 2000.

⁶⁸ Quelle: European Values Survey 1990.

- Große, E.-U., Lüger, H.-H.: Frankreich verstehen. Darmstadt 1997.
- Kaelble, H.: Wertewandel in Frankreich und Deutschland, in: Köcher, R.; Schild, J. (Hrsg.): Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Opladen 1998.
- Klein, P.: Probleme in multinationalen Verbänden am Beispiel der Deutsch-Französischen Brigade. SOWI-Arbeitspapier Nr. 83, München 1993.
- Klein, P.: Zur Führungskultur in fremden Armeen, in: Führungsakademie der Bundeswehr, Fachbereich Sozialwissenschaften: Beiträge zur Lehre und Forschung, H. 8/1998.
- Klein, P.: Die französischen Streitkräfte und ihre Führungskultur sowie Multinationale Streitkräfte aus deutscher Sicht, in: Centre d'études en sciences sociales de la Défense, Centre d'études d'histoire de la Défense (Eds.): Bilan et perspectives de la coopération militaire franco-allemande de 1963 à nos jours. Paris 1999.
- Klein, P.; Mackewitsch, R.: Training and educating officers in the Bundeswehr, in: Caforio, G. (Ed.): The European Officer. A Comparativ View on Selection and Education. Livorno 2000.
- Köcher, R.; Schild, J. (Hrsg.): Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Nationale Unterschiede und europäische Gemeinsamkeiten. Opladen 1998.
- Kümmel, G.; Klein, P.; Lohmann, K.: Zwischen Differenz und Gleichheit. Die Öffnung der Bundeswehr für Frauen. SOWI-Berichte 69. Strausberg 2000.
- Riffault, H.: Arbeitswerte in Deutschland und Frankreich, in: Köcher, R.; Schild, J. (Hrsg.): Wertewandel in Deutschland und Frankreich. Opladen 1998.
- Robert, G.: Multinational Forces. First Lessons from the Experience of the Franco-German Brigade. Paper to be presented at the Biennial Conference of the IUS (Inter-University Seminar on Armed Forces and Society), Baltimore, October 11–13, 1991.
- Robert, G.: Die Gegenüberstellung zweier nationaler Vertretungssysteme in der Deutsch-Französischen Brigade, in: Klein, P. (Hrsg.): Mitbestimmung in den Streitkräften. Baden-Baden 1991.
- Robert, G.: La Brigade franco-allemande: rencontre entre deux systèmes nationaux, in: Cahiers du CSDN, Paris 1992.
- Seifert, R.: Europäische Identität und Militär. Kulturelle und soziologische Fragen im Zusammenhang mit einer gemeinsamen europäischen Militär- und Sicherheitspolitik, in: Führungsakademie der Bundeswehr (Hrsg.): Reader Europäische Integration. Hamburg 1999, S. 280–300.

Patrick Mignon

Antwort auf Paul Klein aus französischer Sicht

Die Begegnungen im Rahmen der Programme des Deutsch-Französischen Jugendwerkes sind ein Ort, an dem die traditionellen französischen und deutschen Sichtweisen aufeinanderprallen. Das zeigt sich z.B. auf sehr anschauliche Weise daran, dass Deutsche und Franzosen das optimale Funktionieren einer Gruppensitzung sehr unterschiedlich sehen. Weil dem so ist, macht man sich bisweilen heimlich Vorwürfe oder aber man reagiert verstimmt auf die Art und Weise, wie der andere seine Arbeit organisiert. Man beklagt sich oder regt sich über die Oberflächlichkeit und das mangelnde Organisationsvermögen der anderen auf, man unterstellt den einen mangelnde Anpassungsfähigkeit und den anderen zu große Improvisationslust, man spricht gegenseitig von Illusionen, usw. Alle diese gefühlsbetonten Attribute, die man der gemeinsamen Arbeit zuordnet, finden sich auch, wenngleich in einer eher abstrakten Sprache, in den wissenschaftlichen Analysen der Institutionen der beiden Länder, seien es nun die Streitkräfte, die Wirtschaft, die Schule oder die Familie. Die verschiedenen Studien, die Paul Klein referiert, beschreiben sehr gut diese Unterschiede. In Frankreich gibt es die Hierarchie bestimmter herausgehobener und ständisch organisierter Berufsgruppen, gibt es den Staat als Lehrmeister. In Deutschland glaubt man, man stünde im Gegensatz zum französischen Beispiel und sieht sich in einer Gesellschaft, die sich wenig an formelle Regeln hält, in der Gleichheit eine große Rolle spielt und in der man sich gegen staatliche Bevormundung zur Wehr setzt. Man kann die Gegensätze auch philosophisch und soziologisch begründen und sich dabei auf den Gegensatz zwischen Kultur und Zivilisation oder zwischen Bildung, diesem langen Prozess der Selbsterziehung und der staatlich gelenkten Ausbildung des Individuums in den französischen Schulen beziehen.

1 Das Spiel mit den Gegensätzen

Was soll man zu diesen Gegensätzen sagen? Sie beruhen teilweise auf Polemik und dienen dazu, die beiden Gesellschaften auf einer Werteachse zu verorten. Nehmen wir das klassische Beispiel der Unterwerfung unter eine Autorität: an einem Ende der Achse haben wir den unverantwortlichen Individualismus, der auf einem falschen Verständnis von Freiheit beruht und dessen Ziel es ist, nicht zu gehorchen. Am anderen Ende findet sich der Gehorsam aus Selbstbestimmung und Einsicht, der es den Deutschen oft schwer macht, sich der Autorität einer Gemeinschaft zu unterwerfen. Die Gegensätze dienen aber auch dazu, sich vergleichend nach den Erfolgen beider Länder hinsichtlich sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Errungenschaften zu fragen. Dabei trifft man dann möglicherweise auf die Anlässe und Ursachen, die es bewirkt haben, dass Deutschland, das vormals auf vielen Gebieten als Musterschüler galt, nunmehr in die Rolle des Hilfsschülers geschlüpft ist. Zu denken ist etwa an die Wirtschaft (Rückgang der Erfolge), an das Sozialwesen und die Sozialpolitik (Krise des Wohlfahrtsstaates), an das Bildungswesen (Mangelnde Effektivität des Schulsystems) und an die Jugendpolitik (die Selbständigkeit der Jugend führte auch zu gewaltaffinen Subkulturen, wie zu denen der Hooligans oder der Skinheads).

Dieses deutsch-französische Spiel mit den Vergleichen hat auch dazu geführt, dass Deutschland in der Geschichte immer dann als Gegenmodell herangezogen wurde, wenn es in Frankreich Defizite gab. Zwar waren es zunächst England und die Vereinigten Staaten, die angesichts der Situation in Frankreich als Beispiel für Disziplin, Initiativegeist und den Wert des demokratischen Staates herhalten mussten. In den Jahren 1936–1940 galten dann aber für viele Politiker und führende Vertreter von Kultur und Wirtschaft aber auch für das einfache Volk die Deutschen als die Besten. Demnach war auch die militärische Niederlage von 1940 verdient, war sie doch die Strafe für französische Schwächen. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es dann nicht mehr die Militärmacht der Deutschen sondern ihre wirtschaftlichen Erfolge, die den Franzosen imponierten, und ihre Augen richteten sich vor allem auf die Fähigkeit, erfolgreich zu verhandeln und pragmatisch vorzugehen. Noch später schließlich, als die Globalisierung und die europäische Vereinigung in aller Munde waren, war es der post-nationale deutsche Staat, der sich auf das Recht und weniger auf die Geschichte gründete, der in seiner militärischen und diplomatischen Bescheidenheit als Vergleich herangezogen wurde.

2 Das demokratische Defizit

Der Text von Paul Klein beschränkt sich aber nicht nur auf die Wiedergabe traditioneller Kritiken am französischen Modell. Analysiert man ihn genauer, so legt die Sicht eines Deutschen charakteristische Züge der französischen Gesellschaft offen und lenkt den Blick auf ein Defizit an Demokratie in Frankreich, d.h. auf Situationen, in denen die einzelnen Bürger als Unmündige betrachtet werden, die den Schutz des Staates bedürfen, um bestehen zu können.

Beispielsweise steht die traditionsgeleitete Hierarchie der französischen Armee im Gegensatz zur Idee eines Staatsbürgers in Uniform. In den Unternehmen der Wirtschaft verhindert die Überbetonung des Dienstalters, der Diplome und des äußeren Rahmens die Eigeninitiative und wertet die Tätigkeit des einfachen Arbeiters oder Handwerkers ab. In der Schule macht der Vorrang, dem man dem formellen Wissen einräumt, den Schüler vom Lehrer und seiner Autorität abhängig, vernichtet seine Kreativität und stellt künstlerische oder handwerkliche Arbeit ins Abseits, was wiederum, wie gezeigt, Folgen für die Berufsausübung hat. Man kann auch an die Familie erinnern, in der, was auch die Engländer kritisch anmerken, die Kinder in einer starken Abhängigkeit von den Eltern gehalten werden, was zu einer geringeren Selbständigkeit der Jugend führt. Betrachtet man schließlich noch die Musikszene und den Sport so besteht ein großer Unterschied zwischen beiden Ländern, gibt es doch in Deutschland eine eigene Jugendkultur mit vielen Subkulturen während sich in Frankreich die Jugendlichen in ihren kulturellen und sozialen Aktivitäten kaum bemerkbar machen. Nicht wenige Franzosen sind der Ansicht, ihr Land kümmere sich mehr um seine Pensionäre und Rentner als um seine Jugend, führen als Beleg hierfür die im Vergleich zu anderen europäischen Staaten hohe Jugendarbeitslosigkeit an und sehen das als eine Ungerechtigkeit gegenüber der jungen Generation.

3 Die vielfältigen Formen des Individualismus und ihre Ursachen

Je nachdem ob man sich in Deutschland oder Frankreich befindet, wird man mit verschiedenen Formen der Persönlichkeitsbildung konfrontiert. In Frankreich ist es der Staat, der den Inhabern von Diplomen und den Mitgliedern herausgehobener Berufe Macht und Allwissenheit verleiht und dadurch das einfache Bürgertum, die mittleren Berufe, die Gewerkschaften und die Berufsverbände benachteiligt. Dabei besteht das Risiko, dass ein System entsteht, in dem sich wegen der Konkurrenz untereinander niemand verantwortlich fühlt und in dem sich die Einzelnen vor öffentlichen Entscheidungen drücken und sie lieber dem Staat überlassen. In der Tat gibt es zahlreiche Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich, die Folgen für das Funktionieren der Institutionen in den beiden Ländern haben, ob es sich nun um die Streitkräfte, die Wirtschaft, die Schule oder die Familie handelt. Paul Klein hat aber auch recht, wenn er darauf hinweist, dass sich vieles in beiden Ländern im Wandel befindet, wie etwa die Beziehung zur Arbeit in Deutschland oder die Distanz zum Staat in Frankreich. Dabei ist es interessant festzustellen, dass es weder in Deutschland noch in Frankreich einfach ist, den Gedanken zu akzeptieren, dass die anderen sich verändern. So fällt es den Franzosen schwer zu glauben, dass das Deutschland von heute nicht mehr das von gestern ist und viele Deutsche haben Schwierigkeiten zu begreifen, dass man heute in Frankreich viel arbeitet. Die althergebrachten Stereotypen haben die Tendenz weiter fortzubestehen, weil sie die Wahrnehmung der Umwelt erleichtern und weil die Zuschreibung bestimmter Eigenschaften zu anderen Völkern für das eigene Leben Sicherheit verleiht

Es bleibt noch eine Frage, die die kulturellen Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich betrifft und die von Paul Klein nicht direkt angesprochen wurde. Es handelt sich um die Beziehung zur Geschichte und das Weiterbestehen einer Kultur in der jüngsten Vergangenheit. Um das heutige Frankreich mit seinen Vor- und Nachteilen zu verstehen, kann man auf die lange Geschichte staatlicher Zentralisierungsbemühungen oder auch auf die Folgen des kulturellen Lebens im 18. Jahrhundert verweisen. Frankreich kann aber auch kritisiert werden, indem man sich auf seine Geschichte abstützt. Dabei gibt es dann ein Ungleichgewicht in den Diskussionen zwischen Deutschen und Franzosen, sei es bei den Begegnungen des DFJW oder auch bei der Lektüre wissenschaftlicher oder journalistischer Texte. Es rührt von dem Eindruck her, die Geschichte habe in Deutschland 1945 mit der Herstellung demokratischer Verhältnisse neu begonnen und die jüngste deutsche Vergangenheit sei die logische Folge der Errichtung einer modernen Demokratie. Es geht vielleicht auf diese unterschiedliche Betrachtung der Geschichte zurück, dass der Begriff der Autorität in beiden Ländern so verschiedene Reaktionen hervorruft. Die Philosophie des Konsenses, die sich in Deutschland entwickelt hat, man denke etwa an J. Habermas, die die Möglichkeiten ausnutzt, die das Grundgesetz von 1949 bietet, zeigt tatsächlich das Bild einer Gesellschaft, die nach den Prinzipien des Dialogs und der Suche nach dem Kompromiss funktioniert und die sich nur solchen Einschränkungen unterwirft, die aus der Diskussion resultieren, oder die notwendig sind, um ein Problem zu lösen. In einer solchen Situation würde die Autorität, die man gerne im gleichen Atemzug mit Macht nennt, nur einen Zwang und eine Einschränkung darstellen, die die Ergebnisse einer Diskussion vorweg nehmen würden. Was bleibt dem französischen Beobachter angesichts dieser Sachlage anderes übrig als anzunehmen, dass hinter diesem rationalen und durchdachten Vorgehen starke Motive stehen, die einer deutschen Kultur entspringen, die das Dargestellte möglich machen.

Allerdings, all dies scheint heute angesichts der neuen politischen Rolle des wiedervereinigten Deutschlands, der offenen Debatte über den Zweiten Weltkrieg und der Infragestellung der Philosophie des Konsenses im Wandel begriffen zu sein. Abgesehen von einigen wenigen Deutschlandspezialisten wissen aber die meisten Franzosen zu wenig von diesen Veränderungen.

Übersetzung aus dem Französischen: Peter Klein

Pascal Dubellé

Die Prägung Jugendlicher durch das Militär in Deutschland und Frankreich. Zwei Konzepte, zwei historische Parallelen

1 Vorbemerkungen

Während eines Zeitraums von fast vier Jahren, von 1996 bis zum Jahre 2000, hat es unsere Untersuchung zur Prägung Jugendlicher durch das Militär in Deutschland und Frankreich erlaubt, eine bunt gemischte Gruppe von ungefähr 40 Personen zusammenkommen zu lassen. Diese Gruppe setzte sich aus Franzosen und Deutschen, jungen und älteren Bürgern, Vertretern der Zivilgesellschaft und aus dem Militär und dessen Umgebung zusammen, die zu Beginn nur die eine Gemeinsamkeit hatten, dass sie sich in verschiedenster Weise von militärischen Fragen betroffen fühlten.

So wurden zweimal pro Jahr, im Verlauf von einwöchigen Begegnungen, verschiedene Themen behandelt, die sich mit den Armeen und den Militärkonzepten Frankreichs und Deutschlands befassten. Waren diese Veranstaltungen anfänglich noch stark von Formalismen geprägt, so nahmen sie später eine offenere Form an und führten schließlich zu einer Präsentation dessen, was sich im jeweils anderen Land im Bereich des Militärs abspielt. Daneben gestatteten sie es auch, die zahlreichen Facetten des Verhältnisses jedes Teilnehmers zu der Welt des Militärs mit seinen persönlichen, familiären, politischen, nationalen und natürlich kulturellen Komponenten deutlich zum Ausdruck zu bringen.

Die politische Begründung des Deutsch-Französischen Jugendwerks (DFJw) liegt in der Förderung der Annäherung von Franzosen und Deutschen. Diese Organisation bemüht sich deshalb um die Durchführung von Begegnungen und Austauschprogrammen mit dem Ziel, durch eine bessere gegenseitige Kenntnis Ressentiments aus der Vergangenheit, Vorurteile und Ängste abzuschwächen, die so lange und so schmerzlich Franzosen und Deutsche einander gegenüber gestellt haben und die sie vielleicht heute noch voneinander trennen.

Unser Forschungsprojekt zielte folglich darauf ab, sich in einem interkulturellen deutsch-französischen Rahmen dem heiklen Gegenstand des Militärs anzunähern. Zu Beginn der 90er Jahre hätte eine solche Initiative als Wagnis erscheinen können und noch einige Jahre vorher wäre sie vermutlich als Provokation aufgefasst worden. Aber Frankreich und Deutschland befinden sich schon lange auf dem Weg der Annäherung und haben ihren gemeinsamen Willen bekundet, einen Schlussstrich unter das Kapitel einer uralten Rivalität zu ziehen, die zunächst intellektuell und kulturell und später, mit der Etablierung des Nationalstaates, politisch und militärisch begründet war.

Gesten mit einer großen symbolischen Tragweite sind ausgeführt worden, um die Versöhnung beider Völker zu festigen. Keiner vergisst das Bild des französischen Staatspräsidenten, als er vor dem Gebeinhaus in Verdun die Hand des deutschen Bundeskanzlers hielt. Gleiches gilt für die Beteiligung von Einheiten der Bundeswehr an der Parade zum 14. Juli auf den Champs-Élysées auf Einladung von Staatspräsident Mitterrand. Diese Einladung löste zur damaligen Zeit eine heftige Kontroverse aus und wurde von manchen Franzosen sogar als unerträglich empfunden, da für sie so auf zu direkte Weise ein schmerzlicher und unerfreulicher Präzedenzfall aus der Vergangenheit, nämlich die Parade von Truppen der Wehrmacht nach der deutschen Besetzung Frankreichs auf den Champs-Élysées, in Erinnerung gerufen wurde (Zu ihnen gehörte auch der ehemalige Staatschef Valéry Giscard d'Estaing, obwohl er ansonsten als überzeugter Europäer gilt).

Während Deutsche und Franzosen immer stärker aufeinander zuzogen, löste sich zeitlich dazu der Ostblock auf, was ein neues Kräfteverhältnis in der Welt entstehen ließ, das die politische und militärische Vormachtstellung der Vereinigten Staaten von Amerika bestätigte. Weitere entscheidende Auswirkungen betrafen Deutschland, das gerade seine Wiedervereinigung erlebt hatte, sowie Jugoslawien, das zur gleichen Zeit infolge der während der kommunistischen Ära unterdrückten nationalistischen Forderungen auseinanderbrach. Nach dem Kalten Krieg und der durch die Angst vor einem atomaren Konflikt zwischen Ost und West bedingten starren Haltung, erblickten Kriege von einem neuen Kaliber das Tageslicht. Sie wurden mit großen technologischen Möglichkeiten geführt und begannen 1991 am Golf und fanden 1999 mit dem Eingreifen im Kosovo ihre Fortsetzung. Es waren einerseits sog. humanitäre Einsätze, die zahlreiche ethische (das Wort ist zeitgemäß), moralische, militärische und politische Fragen aufwarfen, andererseits waren es aber auch Auseinandersetzungen, die man seit langer Zeit der Vergangenheit angehörig glaubte und die damals bereits das Merkmal eines fanatischen Nationalismus und den Willen zu ethnischer Säuberung in sich trugen.

Eine Folge der Etablierung dieser „neuen Weltordnung“ war die Verstärkung der deutsch-französischen Zusammenarbeit im Bemühen, Europa aufzubauen. Weitere Konsequenzen waren wesentliche Änderungen auf militärischer Ebene, wie die Abschaffung der Wehrpflicht in Frankreich und, auf deutscher Seite, die zunehmende Beteiligung der Bundeswehr an Auslandseinsätzen bis hin zu ihrem wirkungsvollen Engagement im Kreise der NATO-Truppen während der letzten Intervention in der Balkanregion.

Die Erfahrungen der deutsch-französischen Brigade verlangten nach einem Ausbau der Zusammenarbeit unserer beiden Länder im militärischen Bereich. Aber welche Form und welchen Inhalt sollte diese Zusammenarbeit annehmen, die notwendig auf eine Vielzahl politischer und rechtlicher Schwierigkeiten, aber auch auf Probleme im zwischenmenschlichen Bereich, um nicht zu sagen auf Probleme kultureller Art, sowie auf Schwierigkeiten ganz praktischer Art stoßen würde? Müsste man sich nicht zuerst mit lästigen Koordinationsproblemen auseinandersetzen, nachdem Frankreich beschlossen hat, seine Streitkräfte voll zu professionalisieren, während Deutschland die Wehrpflicht beibehalten will, die dem Land als moralische Verpflichtung und der Bundeswehr als demokratische Garantie dienen soll?

Gegen Ende der Ära der ideologischen Gegensätze und zum Zeitpunkt, als der Vereinigungsprozess Europas mit den Verträgen von Maastricht in eine aktivere Phase eintrat, bot sich eine nähere Untersuchung der möglichen Auswirkungen all dieser Vorgänge auf die Jugend der beiden Länder an. Der Zeitpunkt schien günstig und man glaubte, dass er sich als aufschlussreich erweisen werde. Daher sollte unser Projekt einerseits darauf abzielen, eine Bestandsaufnahme der kulturellen Besonderheiten beider Länder auf militärischer Ebene anzustellen, andererseits sollte es begreiflich machen, wie Besonderheiten, die im wesentlichen nationaler Art sind, in eine gemeinschaftliche Sichtweise integriert werden können.

2 Unterschiedliche Kulturauffassungen in Deutschland und Frankreich

Viele der Teilnehmer an unseren Begegnungen konnten weder mit dem Begriff „Kultur“ und noch weniger mit dem Arbeitsbegriff „Interkulturalität“ etwas anfangen. Deshalb war es notwendig, sich zuallererst die Frage zu stellen, welche Bereiche der Begriff *Kultur* abdeckt und was wir eigentlich meinen, wenn wir von *Militärkultur* sprechen. Gleichzeitig stellte sich die Frage, ob das, was ein Franzose unter *Militärkultur* versteht, in gleicher Weise von einem Deutschen verstanden wird.

In der Bedeutung, die wir dem Begriff beimessen, ist *Kultur* nicht als Synonym von *Zivilisation* aufzufassen. Unsere Untersuchung zielte nicht darauf ab, den Stellenwert und die Rolle, die das Militär in der französischen und deutschen Gesellschaft einnimmt bzw. spielt, miteinander zu vergleichen. Unter *Kultur* verstehen wir dabei auch nicht das gesammelte Wissen, über das ein Individuum oder eine Gruppe von gebildeten, oder besser gesagt, aufgeschlossenen Individuen insgesamt auf militärischem Gebiet verfügt. Wir verwenden das Wort *Kultur* in der soziologischen Bedeutung des Begriffs, der die Kultur einer gesellschaftlichen Gruppierung als Ergebnis ihrer diversen linguistischen, historischen, religiösen, philosophischen und ethischen Komponenten definiert. So verstanden, bedeutet *Kultur* für eine Gemeinschaft das Gleiche, was Persönlichkeit für ein Individuum bedeutet. Die Kultur verleiht einer Gemeinschaft eine Wesensart, eine Form des Zusammenlebens, die wiederum die eigene Reflexion über sich selbst sowie das Denken über die anderen bestimmt.

Die Verschiedenartigkeit der dem Wort Kultur beigemessenen Bedeutungen, zum einen als ein Synonym für *Zivilisation*, zum anderen als Kennzeichen von Wissen und geistiger Größe, oder schließlich als Bestimmung einer kollektiven Identität, erschwerte ohne Zweifel das Verständnis dessen, was im Arbeitstitel des Projekts als *Militärkultur* bezeichnet wurde. Aber diese Schwierigkeit einer inhaltlichen Bestimmung, auf die unsere Gruppe stieß, lag nicht nur in der Bedeutungsfülle des Begriffs begründet.

Worte sind nicht nur Buchstabenketten und das französische Wort *culture* ist nicht ohne weiteres die einfache Übersetzung des deutschen Wortes *Kultur* und umgekehrt. Jeder dieser beiden Begriffe beinhaltet eine der jeweiligen Sprache eigentümliche Bedeutung, die nicht von der jeweiligen Geschichte getrennt betrachtet werden kann. Die Geschichte des Wortes *Kultur* unterscheidet sich auf charakteristische Weise von einem Land zum anderen und von einer Sprache zur anderen. Obwohl die lautliche Ähnlichkeit dazu verleitet, kann man das französische Wort *culture* deshalb nicht als bedeutungsgleich mit dem deutschen Wort *Kultur* ansehen. Dies belegt auch ein Blick in die Geschichte, der hier erfolgen soll.

Das Wort *culture* existiert seit dem 16. Jahrhundert in der französischen Sprache, wohingegen es im Deutschen erstmals im 18. Jahrhundert auftaucht. Dort wurde das Wort *Kultur* vom Bildungsbürgertum eingeführt, das diesen französischen Begriff zu innenpolitischen Zwecken entlehnte. In den Augen dieser aufgeklärten politischen Klasse, stellt die Kultur das Authentische und das zur intellektuellen und geistigen Bereicherung Beitragende dar, im Gegensatz zur *Zivilisation*, die sich nur durch äußeren Glanz, Leichtigkeit und oberflächliche Verfeinerung auszeichnet. So sind in den Augen des deutschen Intellektuellen der damaligen Zeit *Kultur* und *Zivilisation* in der gleichen Weise Gegensätze, wie Tiefgründigkeit und Oberflächlichkeit. Letztere gilt als kennzeichnend für einen Adel, der zwar auf gesittete Umgangsformen Wert legt, dem es aber insbesondere an Bildung mangelt.

Mit dem Aufflammen nationalistischer Ideen im 19. Jahrhundert, wandelte sich der Begriff der Kultur von einem charakteristischen Kennzeichen des Bürgertums des 18. Jahrhunderts zu einem Hauptmerkmal der ganzen deutschen Nation. Die charakteristischen Züge der intellektuellen Schicht, die deren Kultur zum Ausdruck bringen, in erster Linie Aufrichtigkeit, Tiefgründigkeit und Geistesfülle, werden von nun an als typisch deutsch betrachtet. In Deutschland verbindet sich die Vorstellung von Kultur so mit dem Konzept von Nation und im Verlauf des 19. Jahrhunderts setzen die Dichter der Romantik auf immer entschlossenerer Art und Weise die Kultur als Ausdruck des

tiefgründigen Geistes eines Volkes in Gegensatz zur Zivilisation, die von nun an durch den materiellen, an die wirtschaftliche und technische Entwicklung geknüpften Fortschritt definiert wird.

In Frankreich ist der Werdegang des Wortes völlig anders. Eine in gebildeten Kreisen vorherrschende gewisse Schwärmerei für die deutsche Philosophie und Literatur, die sich damals entfaltete, trug vermutlich dazu bei, die Bedeutung des französischen Wortes zu erweitern. Der Begriff *culture* bereichert sich zu dieser Zeit um eine kollektive Dimension und bezieht sich nicht mehr ausschließlich auf die intellektuelle Entwicklung des Individuums. Von nun an bezeichnet er auch eine Gesamtheit von Eigenschaften, die eine Gemeinschaft kennzeichnen, oft allerdings in einer zu weit gefassten und unklaren Bedeutung. Damals sind gleichfalls Bezeichnungen wie französische (oder deutsche) Kultur oder Kultur der Menschlichkeit anzutreffen. In diesem Sinne steht der Begriff „Kultur“ dem der „Zivilisation“ sehr nahe und ist sogar manchmal gegen diesen austauschbar.

Wenn ein Franzose von *culture militaire* spricht, meint er also all das, was für ihn, aus seiner subjektiven Sichtweise, einen Bezug zur Armee und zur Militärgeschichte Frankreichs aufweist, all das, was ihn bewusst oder unbewusst mit der militärischen Komponente der französischen Nation verbindet; kurzum, diese *culture militaire* versinnbildlicht in Frankreich die Bindung zwischen Armee und Nation. Für einen Deutschen scheint der Begriff *Militärkultur* dagegen auf wesentlich weniger abstrakte Elemente zu verweisen, handelt es sich bei ihm doch in erster Linie um die Beschreibung des Zustands der Organisation, der Funktionsweise und der wesentlichen Merkmale der Armee, eines Zustandes also, der die Beschaffenheit der Beziehung zwischen ihrer Armee und der deutschen Gesellschaft begründet. Die Bedeutungen von *culture militaire* und *Militärkultur* unterscheiden sich somit dadurch voneinander, dass sich der französische Begriff auf ein historisches und geistiges Prinzip beruft, während der deutsche auf einer konkreten und gegenwärtigen Wertschätzung beruht.

Diese Bemerkungen zur Übersetzung und zum Verständnis der Termini *culture militaire* bzw. *Militärkultur* und des durch sie hervorgerufenen kulturellen Missverständnisses, geben uns Anlass, einen weiteren Begriff zur Sprache zu bringen, der angesichts des Themas unserer Untersuchung unumgänglich erscheint: der Begriff der *Nation*.

3 Nationales Zugehörigkeitsgefühl und kulturelle Identität

Interkulturelle Austauschprogramme haben die Besonderheit, dass sie uns vor Augen führen, in welchem Maße wir das Produkt und der Träger unserer Kultur oder, wie im vorliegenden Fall, unserer nationalen Kultur sind. Die Situationen, die uns mit kultureller Andersartigkeit konfrontieren, d. h. mit dem zutiefsten Anderssein des kulturell Anderen, enthüllen, was wir, ohne es wirklich zu wissen, sind und was unsere kulturelle Identität ausmacht.

Während der Begegnungen, die im Rahmen unserer Forschungen über den Einfluss von *Militärkulturen* veranstaltet wurden, konnte jeder, ganz gleich ob Teilnehmer oder Forscher, die ungewöhnliche Erfahrung machen, aufgrund von Besonderheiten anerkannt zu werden, die gewöhnlich im Rahmen seines Lebens in seinem Heimatland keine Aufmerksamkeit erregt hätten und von ihm selbst größtenteils unbemerkt geblieben wären.

Für die Umsetzung in eine methodologische Vorgehensweise galt es, eine interkulturelle Situation zu schaffen, die günstige Voraussetzungen für das Hervortreten und das Hinterfragen kultureller Identitäten und Interessen bietet. Ein weiterer methodologischer Gesichtspunkt verdient Erwähnung: Beim Eintauchen in eine interkulturellen Begegnung befinden sich sowohl die Animateure bzw. Forscher als auch die Teilnehmer in einer mehr oder weniger vorgegebenen Beziehung zu ihrer eigenen Kultur, mit der Folge, dass sie sich nicht vom kulturellen Bestandteil ihrer Identität befreien und die Haltung eines völlig neutralen äußeren Beobachters einnehmen können. Wir sind folglich gleichzeitig sowohl Subjekt als auch Objekt unserer eigenen Forschung. Schließlich sei noch betont, dass das hier behandelte Thema der *Militärkulturen* besonders geeignet ist, jeden von uns bezüglich seiner nationalen Identität zu befragen und reagieren zu lassen.

Folgt man psychoanalytischen Ansätzen, so ist die kulturelle Identität genau so wie jegliche andere Identität das Resultat eines Aneignungsprozesses, der in verschiedenen Teilabschnitten erfolgt. Die Entstehung folgt einem langsamen Reifungsprozess, der in der Kindheit beginnt und sich im Erwachsenenalter fortsetzt. Als Bestandteil der sozialen Identität, findet unsere kulturelle Identität in der Begegnung mit den Organisationen und Einrichtungen, die uns umgeben, d. h. mit Familie, Schule, Kirche und selbstverständlich auch der Armee, ihre Konturen und wird durch sie gefestigt. Sie ist das Ergebnis eines dynamischen Prozesses, durch den sich ein Austauschsystem zwischen dem einzelnen Individuum und seiner kulturellen Gemeinschaft etabliert. So entwickelt sich der Mensch einerseits auf der Grundlage historischer und kultureller Gegebenheiten seiner Gruppe zur Persönlichkeit, andererseits verstärkt und bereichert er gleichzeitig seinerseits das Zusammenspiel in der Gruppe und stützt so deren Identität und zu einem gewissen Teil auch seine eigene.

Natürlich existiert die Kultur vor uns und geht uns voran. Aber dieses Vorgehen gewährt ihr deshalb noch lange nicht den Status einer ein für allemal im voraus etablierten Allmacht, eines schon vor der Geburt Bestehenden, das es durch Lernen und während des Spracherwerbs zu integrieren gilt. Auch wenn unsere kulturelle Identität dem Einfluss der sie umgebenden Umwelt ausgeliefert ist, auch wenn ihre Entwicklung sich zu einem Großteil dem Bewussten und Freiwilligen entzieht, bleibt sie nichtsdestotrotz immer das Resultat eines persönlichen Schritts, so

dass das Individuum, in seiner es bestimmenden Beziehung zur Gesellschaft und zur Kultur, nicht als passiv und prädestiniert betrachtet werden darf.

In den binationalen Beziehungen neigt die kulturelle Identität dazu, sich mit der nationalen Identität zu vermischen, umso mehr als beide sich, wie schon erwähnt, inhaltlich aufeinander beziehen. Die unumgängliche nationale Frage stand so denn auch im Mittelpunkt eines ganzen Seminars, im Verlauf dessen jeder den in dieser Hinsicht zwischen Franzosen und Deutschen bestehenden kulturellen Unterschied bewerten und sogar erleben konnte.

Während dieses Seminars präsentierte Paul Klein die Ergebnisse einer Umfrage, die das nationale Zugehörigkeitsgefühl der Deutschen untersuchte und der zufolge dieses Gefühl gegenwärtig an den jeweiligen Heimatort gebunden zu sein scheint. Die Bindung an das Heim, an den Ort, an dem man aufgewachsen ist, wird als entscheidend angesehen. Die heutigen Deutschen lassen, vielleicht im Gegensatz zu ihren Eltern, erkennen, dass weniger der Umstand, sich unter Leuten gleicher Sprache und gleicher Kultur zu befinden, sondern vielmehr das Gefühl, sich bei sich zu Hause wohl zu fühlen, ihre Zugehörigkeit zur Nation bestimmt.

Tatsächlich sind die Dinge wahrscheinlich komplexer als es den Anschein hat und die Umfrage selbst macht deutlich, wie heikel es ist, in Deutschland die Meinungen zu einem Thema wie diesem zu erforschen. Heute haben, bedingt durch die Geschichte und die politische Erziehung, Wörter wie *Nation* oder *national* bei den Deutschen immer noch einen negativen Beigeschmack. Nach Auffassung vieler scheinen sich die Begriffe Nationalgefühl und Nationalismus zu überlagern und, falls man nicht gerade seine neonazistische Einstellung demonstrieren will, ist es nicht einfach, sich dazu zu bekennen, auf sein Deutschtum stolz zu sein, ohne dabei ein gewisses Unbehagen zu empfinden.

Unter diesem Blickwinkel betrachtet, erscheinen die Franzosen gerne als Hurratrioten, die stets dazu neigen, den nationalen Charakter ihrer Errungenschaften herauszustreichen. Dort, wo in Deutschland die Bezeichnung „Staat“ oder „Bund“ verwendet wird, um zentrale Einrichtungen zu benennen, wird in Frankreich am Adjektiv „national“ festgehalten. So werden in unserem Land zahlreiche Organisationen, Institute und Einrichtungen mit der Bezeichnung „national“ versehen, ohne dass dies notwendigerweise darauf verweist, dass sich ihr Kompetenzbereich auf die Gesamtheit des französischen Territoriums erstreckt.

In dieser Geisteshaltung trifft sich der nationale mit dem republikanischen Gedanken, d. h. der Vorstellung einer einzigen und unteilbaren Republik. Das Gefühl nationaler Zugehörigkeit beruht in Frankreich gleichfalls, auch wenn es schwierig ist, dies so deutlich zu behaupten, auf der Überlagerung eines politischen Bewusstseins, d. h. des Bewusstseins eines Volkes, das über sein eigenes Schicksal bestimmt, durch ein historisches Bewusstsein, nämlich dem von Individuen, die als Träger eines Erbes fungieren, das es aufrechtzuerhalten gilt. In diesem Sinne entspricht die Vorstellung von Nation, die auch heute noch in Frankreich bestimmend ist, in etwa und mit wenigen Abstrichen der 1882 von Renan während seiner berühmten Konferenz mit dem Titel „Was ist eine Nation?“ erstellten Definition, nämlich der einer Seele und eines geistigen Prinzips.

Eine ihrem Lebensraum verbundene ethnokulturelle Nation, eine ihrer Vergangenheit und ihren Kulturgütern verpflichtete politische Nation, eine vom Wunsch nach Zusammenleben belebte Sprach- und Kulturgemeinschaft, der Ausdruck des Genies eines Volkes, das subjektive Gebilde einer Seele, Frankreich und Deutschland sind bis zu einem gewissen Grad all dies gleichzeitig. Die im 19. Jahrhundert durchgeführte Unterscheidung, die zwei Modelle von Nation zueinander in Opposition setzte, hat sich heute vielleicht abgeschwächt, da sie für die Bejahung der Identität wahrscheinlich an Wichtigkeit verloren hat. Trotzdem stehen sie sich immer noch gegenüber: das französische Modell, subjektiv mit universalistischem Anspruch im Wesen politischer und historischer Natur sowie das objektive, partikularistische deutsche Modell, das auf ethnischen und kulturellen Kriterien beruht. In der Vergangenheit lag es im politischen und gesellschaftlichen Interesse, die nationalen Unterschiede in der Absicht zu überspitzen, ihre verschiedenen territorialen und kulturellen Komponenten in einem einheitlichen Ganzen zu vereinen. Die Nation wurde damals als Gebilde aufgefasst, das sich dazu eignete Vorstellungswelten und Symbolsysteme zu schaffen sowie ein erträumtes Kollektiv mit den damit einhergehenden Mythen zu entwickeln. So konnte sich jeder in diesem Gebilde wiedererkennen, darin seine nationale Identität bekräftigen und sich an einem einheitlichen, regionale Besonderheiten transzendierendes Gefühl sowie an der Vorstellung, eine Geschichte zu haben, die der ganzen Nation gemeinsam ist, berauschen.

Heute geht es aber für unsere Länder nicht mehr um die Errichtung von Nationen und die Schaffung nationaler Identitäten, sondern vielmehr um die Konstruktion eines Europas, das bereits bestehenden Nationen gemeinsam sein soll. Es erweist sich deshalb als notwendig, von einem national geprägten Bewusstsein zu einem anderen kollektiven Bewusstsein europäischer Dimension überzugehen. Wahrscheinlich hat aus diesem Grund das Gefühl nationaler Zugehörigkeit etwas gelitten, ohne jedoch völlig ausgelöscht zu sein. Andererseits treten, was Deutschland anbelangt, zwei weitere Elemente hinzu, die die Abschwächung des nationalen Bewusstseins noch verstärken: Zum einen die Teilung des deutschen Staatsgebiets nach dem 2. Weltkrieg, zum anderen der Umstand, dass jetzt, angesichts des nationalsozialistischen Dramas, stets eine Art Tabu hinsichtlich jeglicher Anspielung auf die deutsche Nation besteht, einer Nation, auf der für immer der Schatten des Makels liegen wird.

All dies trägt zur Komplexität des deutsch-französischen Dialogs zu dieser Thematik bei. Gleichgültig, ob es um die Frage geht, was eine Nation ist, oder ob sich die Diskussion darum dreht, was ein Nationalbewusstsein

ausmache, beides erhitzt die Debatte zwischen Franzosen und Deutschen. Trotz unserer Bemühungen, uns zu öffnen, trotz der freundschaftlichen Beziehungen, die uns während der mit Hilfe des Deutsch-Französischen Jugendwerks veranstalteten Begegnungen einander nähergebracht haben, es bleibt doch jeder eine Art Gefangener *seiner Nation* und offenbart so sein Unvermögen, den anderen zu verstehen, sich an den Platz des anderen zu versetzen, um dadurch deutlich genug unterscheiden zu lernen, welchen Teil die Nation vermutlich an der Kultur des anderen hat und wie groß heute noch ihre symbolische Beschwörungskraft ist. Bezüglich dieser Gesichtspunkte trifft man wahrhaftig auf eine kulturelle Barriere.

4 Die Beziehung zwischen Nation und Armee in Deutschland und in Frankreich: Eine heftig umstrittene Wirklichkeit

Für Franzosen ist die Nation ein landläufiger Begriff, was erkennen lässt, dass diese für sie noch einen realen Hintergrund besitzt; in Deutschland dagegen scheint diese Bezeichnung inzwischen weitgehend aus dem Sprachgebrauch verschwunden zu sein und zwar so sehr, dass man sich fragen kann, welchen Realitätsbezug sie in den Augen eines nach dem zweiten Weltkrieg geborenen Deutschen noch hat. Mithin kann man sich auch Fragen nach der Beschaffenheit und dem Inhalt der Beziehungen zwischen den Staatsbürgern und ihrer Armee in Deutschland und Frankreich stellen.

In Frankreich, wie auch in Deutschland, ist die Armee ein staatliches Gebilde. Als Institution ist sie sogar eine der Stützen des Staates, da sie ihm seine Macht garantiert. Verfassungsmäßig ist die Armee im übrigen jedoch dem Primat der Politik untergeordnet. Da dies so festgelegt ist und in keinster Weise in Frage gestellt wird, scheint es, dass wir Franzosen uns darin einig sind, dass wir der Beziehung, die uns an die Armee bindet, eine andere Wirklichkeit beimessen, eine subjektive Wirklichkeit, die darüber hinaus Bezug auf die Nation nimmt. Wir sprechen folglich von einer Bindung zwischen Armee und Nation, um die Art und Weise und die Natur der Beziehung zu unserer Armee zum Ausdruck zu bringen, in der Gefühle einen großen Platz einnehmen. Diese etwas sonderliche gefühlsmäßige Bindung hatte im Verlauf der Geschichte ihre Höhen und Tiefen, sie war aber immer vorhanden. Dies rührt wahrscheinlich daher, dass wir von einer Armee erwarten, sie solle Verteidigung und Unabhängigkeit garantieren, die uns sehr teuer sind. Die Verteidigung und die Armee sind folglich die Angelegenheit aller, eine Einstellung, die sich beispielsweise konkret darin äußert, dass wir die Wehrpflicht immer als eine für alle verbindliche Pflicht sehen bzw. gesehen haben.

In Deutschland scheint die Beziehung zwischen der deutschen Gesellschaft und der Bundeswehr eher eine vom Staat organisierte Form anzunehmen und folglich im wesentlichen vertragsmäßiger Natur zu sein. In einem „Die Bundeswehr: Keine Armee wie jede andere“ titulierten Aufsatz unterstreicht Paul Klein, wie sehr die Deutschen, eingedenk der Erinnerung an den unter der Weimarer Republik geschaffenen Präzedenzfall, die Gefahr fürchten, dass ihre Armee einen Staat im Staate bilden könne, eine Sorge, die übrigens auch, zumindest anfänglich, von den westlichen Nachbarn geteilt wurde. Deshalb steckte die Bundesrepublik zum Zeitpunkt des Entstehens der Bundeswehr den rechtlichen und verfassungsgemäßen Rahmen ab, der den Platz und die Rolle, die dieser neuen Armee in der Gesellschaft zufallen sollten, präzise festlegte. Wahrscheinlich um sicherzugehen, dass sich kein Unterschied zwischen dem Militär und der Zivilgesellschaft einstellt, erfand man die Verhaltensanweisung der „Inneren Führung“. Sie sollte garantieren, dass sich die Beziehungen der Soldaten untereinander an die Spielregeln der Demokratie hielten. Aus dieser Sicht besteht das Ziel der Wehrpflicht nicht so sehr darin, die Deutschen an ihre Streitkräfte zu binden, sondern vielmehr darin, darauf zu achten, dass das Bekenntnis zur Demokratie innerhalb der deutschen Armee gewahrt bleibt. Dies soll dadurch geschehen, dass man die Soldaten zu Staatsbürgern in Uniform macht.

Dass die Deutschen in ihrer Behandlung der Armee eine Garantie für die Demokratie sehen, ist leicht begreiflich, wenn man sich die noch immer präzente jüngste Vergangenheit Deutschlands vor Augen führt. Dieses kalte, juristisch-politische Verständnis der Beziehung zwischen dem deutschen Staatsbürger und seiner Armee ruft allerdings auf französischer Seite Verwunderung hervor. Diese Art der Beziehung, die jegliche Leidenschaft vermissen lässt, scheint in der Tat nicht dazu geeignet, die militärische und zivile Welt einander näher zu bringen, was im Grunde genommen alles andere als beruhigend ist. Gewiss glaubt man nur allzu gerne, dass die deutsche Armee es bei einer derartigen Kontrolle vorzieht, in den Kasernen zu verbleiben, aber so sehr dies auch gerechtfertigt erscheint, ist uns eine solche staatliche Kontrolle doch unvorstellbar, da sie doch nicht nur unterstellt, die Armee könne einer Diktatur den Weg ebnen, sondern auch mit sich bringt, dass die Streitkräfte und ihre Angehörigen in einem zweifelhaften Licht stehen.

Franzosen sind zwar daran interessiert zu erfahren, wie die Anwendung demokratischer Regeln in einer von Natur aus autoritären Institution funktionieren kann, hinsichtlich dessen, was uns als das deutsche System dargeboten wird, sind sie aber eher skeptisch und reserviert und haben Schwierigkeiten zu glauben, dass sich die Beziehungen der Deutschen zu ihrer Armee einfach nur durch Gesetze regeln lassen.

Allerdings kommt in dem Bemühen, demokratische Regelungen in allen Institutionen und insbesondere auch der Armee einzuführen gleichfalls besonders zum Ausdruck, wie schwer das unmögliche Erbe, das der deutsche

Militarismus und dessen schreckliche Fortsetzung während der Nazi Herrschaft hinterlassen hat, heute noch wiegt. Alles scheint hier in bewusstem Gegensatz dazu, was früher in Deutschland getan und gesagt wurde, organisiert und gesagt zu werden. Welch schreckliche Zäsur in der Geschichte eines Volkes! Welch schädliche und nachhaltige Wirkung der Verbrechen des Nationalsozialismus, die aus Deutschland eine für alle Ewigkeit beunruhigte Demokratie machten, die an sich selbst und an ihren Einrichtungen zweifelt!

Dieses heikle Thema, das zum Verständnis der komplexen und schmerzlichen Beziehung, die die Deutschen zu ihrer „Militärkultur“ unterhalten jedoch wesentlich ist, wurde im zeitlichen Ablauf unserer Begegnungen erst sehr spät angesprochen, begünstigt von einer Arbeitsgruppe, die auf die Unterstützung durch persönliche Photographien zurückgreifen konnte.

5 Abschließende Bemerkungen

Vielleicht weil eine sehr lange Geschichte sie mit ihrem Staat verbindet, scheinen Franzosen vertrauensvolle Beziehungen zu all jenen Institutionen aufrechtzuerhalten, die den Fortbestand dieses Staates gewährleisten. Zu diesen großen Institutionen gehört die Armee. Man kann beobachten, wie hoch die Franzosen immer noch von ihr persönlich betroffen sind und wie stark sie sich in sie einbringen, wodurch etwas heranwuchs, was als die französische Militärkultur bezeichnet werden kann.

Ob nun Missverständnis oder kulturelle Verständnislosigkeit, diese Vertrauensbeziehung, die die Franzosen mit ihren Institutionen aufrechterhalten und die vielleicht auf einer Illusion beruht, wird in Deutschland nur allzu leicht als Akzeptanz der institutionellen Gegebenheiten und ihrer Autorität über das Individuum verstanden, vielleicht sogar als Beweis einer mehr oder weniger blinden Unterwürfigkeit gesehen.

Auf französischer Seite werden die von den deutschen Bürgern bezüglich ihrer Institutionen und insbesondere bezüglich ihrer Armee ergriffenen Vorsichtsmaßnahmen als Zeichen des Misstrauens aufgefasst. Nach anfänglicher Verwunderung sowie nach einem ersten Schritt in Richtung eines Verständnisses dieses Phänomens als Reaktion auf den autoritären Militarismus früherer Zeiten und auf die darauf folgende unheilvolle Diktatur, bleibt ein Gefühl der Besorgnis zurück, weil die Deutschen offensichtlich so wenig Vertrauen in ihr eigenes demokratisches Bewusstsein haben.

Europa ist heute durch einen gemeinsamen Markt und eine gemeinsame Währung gekennzeichnet; vielleicht wird es sich morgen auch zu einer gemeinsamen Verteidigung bekennen. Wahrscheinlich wird sich das Bewusstsein dann auch zwangsläufig in Richtung eines Denkens in europäischen Kategorien bewegen. Hierfür müssen die Menschen sich aber bewusst werden, dass Europa eine gemeinsame Geschichte hat, die nicht lediglich die einfache Aneinanderreihung nationaler Vergangenheiten darstellt.

Übersetzung aus dem Französischen: Peter Klein

Paul Klein

Antwort auf Pascal Dubellé aus deutscher Sicht

1 Zur Begrifflichkeit von Kultur und Militärkultur

Dem, was Pascal Dubellé aus der Sicht eines Franzosen über Kultur und Militärkultur schreibt, ist von einem deutschen Standpunkt aus wenig hinzuzufügen, betont er doch mit Recht die unterschiedlichen Inhalte, die beide Begriffe für Deutsche und Franzosen haben. Allenfalls kann noch unterstrichen werden, dass der Begriff Kultur in Deutschland bei weitem nicht diese allumfassende Bedeutung wie in Frankreich hat, sondern in zunehmendem Maße in einer eingegrenzten Sicht hauptsächlich mit Wissenschaft, Bildung, Kunst und Literatur in Verbindung gebracht wird. Der Begriff Militärkultur war lange Zeit in Deutschland fast völlig unbekannt und tritt erst neuerdings in der deutschen Militärsoziologie als eine Übernahme aus dem amerikanischen in Erscheinung und meint alle Einflüsse, die das Militär auf ein Individuum ausübt.

Pascal Dubellés Einschätzungen der Bundeswehr und seine Aussagen zur Nation und zum Nationalgefühl bedürfen aus deutscher Sicht allerdings einiger Korrekturen.

2 Die Einschätzung der Bundeswehr

Wenn Pascal Dubellé in seinem Beitrag darauf hinweist, dass die Bundeswehr im bewussten Gegensatz zu früheren deutschen Armeen ins Leben gerufen worden sei, so kann dem nicht widersprochen werden. Bereits in den ersten Überlegungen zur Neugründung deutscher Streitkräfte nach dem Zweiten Weltkrieg, in der Himmeroder Denkschrift von 1950, lässt sich nachlesen, dass „die Voraussetzungen für den Neuaufbau von denen der Vergangenheit so verschieden (sind), dass ohne die Anlehnung an die Formen der alten Wehrmacht heute grundlegend Neues zu schaffen ist.“⁶⁹ Richtig ist auch, dass die Idee des „Staatsbürgers in Uniform“ und die auf ihr basierende „Innere Führung“ zum Ziel hatten und immer noch haben, möglichst viel demokratisches Gedankengut in die Streitkräfte hineinzubringen. Dies führte dann zu einer Armee, die sich zwar in vielerlei Hinsicht von der französischen unterscheidet, machte die Bundeswehr aber keineswegs zu einer demokratischen Streitmacht.

In ihr dominiert, wie in allen Armeen der Welt, das Prinzip von Befehl und Gehorsam, das nur in ganz wenigen Ausnahmefällen, ähnlich wie auch in der französischen Armee, seine Gültigkeit verliert. Die Bundeswehr ist hierarchisch aufgebaut, manche bürgerlichen Grundrechte sind für Soldaten eingeschränkt. In der deutschen Gesellschaft gilt sie daher als ein Musterbeispiel für eine autoritäre Institution. Wegen der großen Rechte, die in ihr den Soldaten eingeräumt werden, erscheint sie allerdings im internationalen Vergleich vielleicht etwas weniger autoritär als die Streitkräfte der USA, Großbritanniens oder Frankreichs. Dem kann allerdings entgegen gehalten werden, dass kein niederländischer oder dänischer Soldat sich mit den in seinen Augen geringen Rechten der deutschen Soldaten zufrieden geben würde.

Die Ursprünge der Bundeswehr und ihre bewusste Abgrenzung zu ihren deutschen Vorgängerarmeen sind heute allerdings für die meisten Soldaten bestenfalls noch historische Ereignisse. Man hat sich an die Bundeswehr, so wie sie ist, gewöhnt. Dies gilt auch für die diversen Formen der parlamentarischen und gesetzlichen Kontrolle, die keineswegs als Einschränkung gesehen werden und schon gar nicht dafür sorgen, dass die Soldaten stumm und widerspruchslos in ihren Kasernen oder auf ihren Schiffen verbleiben.

Über einen eigenen Berufsverband oder über Gewerkschaften, denen die Soldaten frei beitreten können, aber auch über gewählte Vertreter in den Parlamenten, melden sich die Angehörigen der Bundeswehr zu Wort und gehen für ihre Belange bisweilen sogar demonstrierend auf die Straße. Es gibt in der Bundeswehr kaum eine Einschränkung der Meinungs- und Publikationsfreiheit. Soldaten schreiben also in den Zeitungen, äußern sich freimütig im Fernsehen und sind Autoren von Büchern mit nicht selten sehr kritischen Anmerkungen zur jeweiligen Regierung und deren Maßnahmen. Manchmal von der militärischen Leitung vorgenommene Disziplinierungsversuche solcher kritischer Autoren sind bisher fast alle gescheitert. Dies nicht zuletzt deswegen, weil das Parlament darüber wacht, dass die Rechte der Soldaten, zu denen auch das Recht auf freie Meinungsäußerung gehört, gewahrt bleiben.

Pascal Dubellé bezeichnet das Verhältnis der deutschen Bürger zur Bundeswehr als kalt und beklagt, dass die Beziehung jegliche Leidenschaft vermissen lasse. Ersetzt man das Wort „kalt“ durch „nüchtern“, so kann man seinen Beobachtungen kaum widersprechen. Die Bundeswehr hat jegliches Pathos verloren und die Beziehungen zu ihr folgen in der Regel Kosten-Nutzen-Überlegungen. Die große Mehrheit der Deutschen hat in der Vergangenheit

⁶⁹ Zitiert nach: Rössler, T.: Innere Führung, in: Zoll, R.; Lippert, E.; Rössler, T. (Hrsg.): Bundeswehr und Gesellschaft. Opladen 1977, S. 123f.

der Existenz der Streitkräfte zugestimmt, weil sie ein Garant der Sicherheit des Staates gegen eine tatsächlich vorhandene und wahrnehmbare äußere Bedrohung darstellte. Als diese Bedrohung durch den Zerfall des Ostblocks und der Sowjetunion wegfiel, geriet die Armee folgerichtig in eine Krise, da man ihren direkten Nutzen nicht mehr sah. Die dann von der Politik vorgebrachten Gründe für die Weiterexistenz der Bundeswehr waren teilweise zu abstrakt, wenn man z. B. von den Streitkräften als einer benötigten Waffe zum Kampf gegen das Böse auf der Welt sprach, oder aber sie waren zu sehr an den Nationalstaat gebunden, der die Armee angeblich als Symbol für die staatliche Souveränität benötigte. Erst nachdem die Bundeswehr begonnen hatte, gestützt auf ein Urteil des Bundesverfassungsgerichtes, sich in Auslandseinsätzen zu engagieren, änderte sich die Situation wieder. Den meisten Deutschen war klar, dass sich ihr Land auf die Dauer von der internationalen Aufgabe der Friedenserhaltung und Friedensschaffung nicht absentieren konnte. Insofern wurde der Armee wieder ein Nutzen zuerkannt. Gleichzeitig aber geriet die Wehrpflicht in eine Akzeptanzkrise, werden doch Wehrpflichtige an Auslandseinsätzen nicht beteiligt.

3 Armee und Nationalgefühl

Die im Vergleich zu Frankreich nüchterne deutsche Betrachtung der Armee als ein „notwendiges Übel“, hat sicher auch etwas damit zu tun, dass den Deutschen das Nationalgefühl weitgehend abhanden gekommen ist. Daran ändert auch die Wiedervereinigung nichts, hatte sie doch nur ein kurzes Aufflackern nationaler Gefühle zur Folge. Zwar fühlt man sich der Gruppe der Deutschen als „einer Ansammlung von Leuten, die der Ansicht sind, dass sie eine Nation darstellen“⁷⁰, zugehörig, aber „für einen Deutschen ist die Tatsache, dass er ein Deutscher ist und sich der Gruppe der Deutschen zugehörig fühlt, kein zentrales Thema.“⁷¹ Dies hat, wie Pascal Dubellé anführt, sicher in erster Linie Gründe, die in der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands und der damaligen Pervertierung des Nationalbegriffs liegen. Ursächlich mag aber auch sein, dass sich die Deutschen nach dem zweiten Weltkrieg zunächst einmal der Sicherung ihrer materiellen Existenz zuwandten, in erster Linie an den Wiederaufbau des Landes und an die Mehrung des eigenen Wohlstandes dachten und an „höhere“ Werte keine Gedanken verschwendeten. Auch hatte die lange Zeit der beschränkten Souveränität der „Bonner Republik“, mit der die Deutschen sich angefreundet hatten und die Betonung des föderalistischen Prinzips den Gedanken an den einheitlichen, zentralistisch gelenkten Nationalstaat in den Hintergrund treten lassen.

Ob dieses gering entwickelte Nationalgefühl allerdings bedauert werden muss, scheint fraglich. Konservative Kreise mögen es zwar beklagen, dass die Nation im Alltag weniger direkt erfahrbar geworden ist und insofern auch weniger Anlass zu Emotionen gibt als etwa die jeweilige soziale Gruppe oder Region, der man sich zugehörig fühlt, die Entwicklung birgt aber auch Vorteile in sich. Nationalbewusstsein steht nämlich immer in Konkurrenz zur Wahrnehmung und Bewertung anderer Nationen und schafft somit einen Ausgangspunkt für Aggressionen und Konflikte.⁷²

Folgt man diesen Aussagen, so liegt die Schlussfolgerung nahe, dass die Abkehr vom Nationalismus, der nur noch partiell vorhandene Nationalstolz und das mangelnde Nationalbewusstsein die Deutschen offener gemacht haben für das Verständnis anderer Nationen und die Bereitschaft erhöht haben, sich in supranationalen Organisationen zu engagieren.

4 Die Bundeswehr als Beispiel für multinationales Zusammenwirken

Für die erhöhte Bereitschaft zur nationenübergreifenden Zusammenarbeit kann die Bundeswehr sicher als Beispiel dienen. Zu Zeiten der Wehrmacht im Dritten Reich und auch im Kaiserreich symbolisierte das Militär den deutschen Militarismus und die Fokussierung auf die Nation. Heute kann die Bundeswehr mit Recht damit werben, dass sie weltweit wohl die Streitmacht darstellt, die am stärksten in internationale Strukturen integriert ist. Soldaten der Bundeswehr kooperieren mit Franzosen in der Deutsch-Französischen Brigade, mit Franzosen, Belgiern, Luxemburgern und Spaniern im Eurokorps, mit Niederländern im Deutsch-Niederländischen Korps und mit Polen und Dänen im Korps Nordost. Daneben gibt es ein Deutsch-Amerikanisches und ein Amerikanisch-Deutsches Korps. Das letzte nationale Korps mit Sitz in Potsdam wurde dagegen 2001 aufgelöst. Somit steht heute jeder deutsche Soldat des Heeres in irgendeiner Form unter einem supranationalem Kommando und trifft in der Ausübung seines Dienstes auf Soldaten anderer Nationen. In der Luftwaffe und der Marine sieht es ähnlich aus.

Dass dies wegen unterschiedlicher Militärstrukturen, verschiedener Traditionen, Sitten und Gebräuche und wegen der Weiterexistenz nationaler Vorurteile bisweilen zu Reibereien, Missverständnissen und Fehlinterpretationen geführt hat, belegen sozialwissenschaftliche Studien. Sie zeigen aber auch, dass vermehrte

⁷⁰ Tajfel, H.: Gruppenkonflikt und Vorurteil. Entstehung und Funktion sozialer Stereotypen. Bern, Stuttgart 1982, S. 70.

⁷¹ Thomas, A.: Grundriß der Sozialpsychologie. Bd. 2. Göttingen 1992, S. 67.

⁷² Vgl. Gallenmüller, J.; Wakenhut, R.: Zur Theorie und Operationalisierung von Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit, in: Nationalbewußtsein und „neuer Nationalismus“ bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. SOWI-Arbeitspapier Nr. 75, München 1993, S. 25.

Kontakte zwischen den Soldaten verschiedener Nationen zum besseren gegenseitigen Verständnis und zum Entstehen eines übernationalen Gemeinschaftsgefühl beitragen können.⁷³ Hierzu meinte der damalige Stellvertretende Kommandierende General des Deutsch-Niederländischen Korps, Freiherr von Steinäcker, 1996: „Binationalität bereichert. Aber nur dann, wenn wir mehr nach vorn als nach hinten sehen und dem Gemeinsamen Vorzug vor dem Trennenden geben.“⁷⁴

⁷³ Vgl. Klein, P.; Rosendahl Huber, A.; Frantz, W.: Zwei Jahre Deutsch-Niederländisches Korps. SOWI-Berichte Bd. 67, Strausberg 1999; Klein, P.: Probleme in multinationalen militärischen Einheiten am Beispiel der Deutsch-Französischen Brigade. SOWI-Arbeitspapier Nr. 83, München 1993.

⁷⁴ von Steinäcker, G.: Zum Geleit, in: Kamphuis, P.; Klein, P.; Rosendahl Huber, A. (Hrsg.): Eine einzigartige Zusammenarbeit. Das Deutsch-Niederländische Korps. Den Haag 1996, S. 9.

Patrick Mignon

Die Frage der Autorität im Zusammenhang mit der Rolle der Streitkräfte bei der Konstruktion einer europäischen Staatsbürgerschaft

1 Von einer Sitzung zur anderen: Zwei Ansichten von Autorität

Das Verständnis von Autorität ist wahrscheinlich bei deutsch-französischen Begegnungen ein sich ständig wiederholendes Dauerthema. Insofern war es nahezu zwangsläufig, dass das Thema auch kontrovers diskutiert wurde, als es um die Stellung der Armee innerhalb der Gesellschaft ging. Vergleicht man nämlich zum besseren Verständnis der beiden Militärkulturen die Art und Weise, wie Autorität in Frankreich und Deutschland ausgeübt wird, indem man explizit die Funktionsweisen von Autorität innerhalb beider Gesellschaften einander gegenüberstellt, d. h. Untersuchungen bezüglich der Frage vornimmt, wer wem gehorcht, wie dieses Phänomen entsteht und wie es infrage gestellt wird, so eignet sich die Armee vorzüglich dazu, da in ihr die Autoritätsausübung am vollkommensten verwirklicht erscheint. Während einer vorangehenden Begegnung, die sich mit dem Thema Sport und Gewalt beschäftigte, äußerte sich das Autoritätsphänomen auf eindringlicherer Weise jedoch auch in Fragen bezüglich der Arbeitsorganisation sowie in der Diskussion von Erziehungskonzepten, denen ein Hang zur Befürwortung bzw. zur Ablehnung von Gewaltanwendung inhärent ist. Autorität ist also nicht nur ein einfaches Diskussionsthema, sondern vielmehr auch ein Mittel, den drastischen Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen hervorzuheben. Somit sah man sich denn auch mit den landläufig gerne gebrauchten klassischen Gegensätzen konfrontiert. Da standen den leichtlebigen Franzosen, die nicht in der Lage sind, nach Regeln zu arbeiten, die von der Gruppe festgelegt wurden, die Deutschen gegenüber, die als rigide und zu regelfixiert betrachtet wurden. Oder, folgt man einem eher theoretischen Gegensatz, so waren auf der einen Seite die den Gesetzen des Staates treu ergebenden Franzosen und auf der anderen die Deutschen, die sich als das Produkt einer Erziehung zur Selbstständigkeit empfinden, so wie sie im deutschen Bildungskonzept der Selbsterziehung zum Vorschein kommt.

Wie wurde diese Fragestellung im Verlaufe der Begegnungen behandelt? Bevor das Thema überhaupt zur Sprache kam, konnte man die gegensätzlichen deutsch-französischen Positionen bereits daran erkennen, dass Franzosen den Autoritätsverlust der eigenen Sozialisierungseinrichtungen beklagten und die Deutschen angesichts ihrer Fähigkeit zur praktischen Anwendung der Gesetze bewunderten, während dagegen Deutsche sich über das blinde Vertrauen der Franzosen in ihre Armee wunderten. In einigen Arbeitsgruppen zeigte sich dies zum Beispiel an der Kritik der strikten Trennung von Armee und Gesellschaft in Frankreich, wie sie etwa in der Vergangenheit bei der Ableistung des Wehrdienstes deutlich wurde. Wodurch kommt nun aber eine besondere Form der Beziehung zwischen den Bürgern und der staatlichen Autorität zustande? Dadurch, dass die Wehrpflichtigen die Gewohnheiten und Rituale akzeptieren, die mit dem Eintritt in die Armee einhergehen, sei dies nun die Verpflichtung, während eines Zeitraums von zwölf Monaten vom Rest der Gesellschaft getrennt leben zu müssen, sei es die Rolle des Alkohols, machoähnliche Verhaltensweisen und Gruppenzwang sowie, allgemeiner gesagt, die Akzeptanz des Prinzips von Befehl und Gehorsam mit den damit möglicherweise einhergehenden erniedrigenden Erfahrungen sowie das Erlernen der mit dem Gebrauch von Waffen verbundenen Gewalt. Diese Überlegungen wurden noch durch die Teilnehmer vertieft, wenn sie danach fragten, warum es in Frankreich so wenig Kriegsdienstverweigerer gäbe und warum sie einen so geringen politischen Einfluss ausübten oder wenn es darum ging zu erklären, warum der Einzelne oder sogar die gesamte französische Gesellschaft sich so scheinbar willenlos den staatlichen Autoritäten unterwürfen und die Entscheidungen der Regierung in militärischen Angelegenheiten nicht grundlegend in Frage stellten.

Bezüglich dieser Frage erscheinen die Divergenzen zwischen Deutschen und Franzosen beträchtlich. Während der Begriff „Autorität“ den deutschen Teilnehmern zumindest dann immer verdächtig erscheint, wenn er einer Person oder einer Institution zugeordnet wird, halten ihn die Franzosen, insbesondere aufgrund der für sie bedeutsamen Rolle des Staates, für etwas positives, das ein durchaus blind zu nennendes Vertrauen in die staatlichen Institutionen rechtfertigt. In der Tat wird der Begriff „Autorität“ nach der Definition der deutschen Teilnehmer stets mit einem Autoritätsanspruch in Verbindung gebracht. Die Ursachen dafür sind bekannt: Der Wunsch, mit einer imperialistischen und nationalsozialistischen Vergangenheit zu brechen, hat die Deutschen einerseits dazu veranlasst, ein anderes Armeemodell zu konzipieren, andererseits war er maßgeblich daran beteiligt, den Staat bei der Erziehung der Kinder möglichst außen vor zu lassen indem er antiautoritären Haltungen in der Pädagogik aber auch in den politischen Äußerungen begünstigt hat. Die Wiedergründung der Bundesrepublik nach 1945 erlaubte es, in den Erziehungsbemühungen die Bildung wieder neu zu entdecken, wohingegen in Frankreich der Wunsch nach Bewahrung der historischen Kontinuität die Rolle des Staates als Erzieher seiner Bürger weiterhin betont hat. Die Entwicklung hin zum Wohlfahrtsstaat hat diesen Vorgang keineswegs gebremst sondern eher sogar noch begünstigt.

Nichtsdestotrotz ist allerdings auch in Betracht zu ziehen, dass in Frankreich eine Kultur des Widerstandes existiert. Sie hat sich im Verlauf der gesamten zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gezeigt, begann mit den großen Arbeiterstreiks der 50er und 60er Jahre, und setzte sich über die Ereignisse vom Mai 1968 bis hin zu den generellen Arbeitsverweigerungen vom Dezember 1995 fort, ohne die Vielzahl der kleineren Konflikte überhaupt zu erwähnen. Dies steht im Widerspruch zu einer deutschen Kultur des Konsens, die ein den eigenen Interessen übergeordnetes Element aufweist, das weder von Regierenden noch Regierten angetastet wird. Allerdings muss man sich fragen, ob nach der großen antiautoritären Bewegung des Jahres 1968 dieser allgemeine Konsens nicht auch der Grund war, dass einige subkulturelle Gruppen, wie die Hooligans oder die Skinheads, es als ihre Aufgabe ansahen, entweder die bestehenden Autoritäten radikal in Frage zu stellen oder aber im Gegenteil, die Rückkehr verlorengegangener Autoritäten, wie etwa die des Kommunismus oder der alten Geschlechtertrennung, zu fordern.

Vielleicht lassen sich diesbezüglich einige Hypothesen aufstellen. Möglicherweise besteht in Frankreich tatsächlich eine jahrhundertealte Beziehung zwischen dem Staat und dem Individuum, die dem Einzelnen seinen untergeordneten Platz im gesellschaftlichen Gesamtgefüge zuweist, vielleicht aber geben sich die Deutschen auch nur einer Illusion bezüglich einer Neubegründung ihrer Gesellschaft hin, indem sie ihre derzeitigen Bemühungen bereits mit dem Ziel verwechseln und vergessen, dass es auch bei ihnen eine überkommene Kultur gibt, die von der Sprache geprägt wird. Wie dem auch sei, die Auseinandersetzung um das Prinzip der Autorität beinhaltet auf jeden Fall auch die Fragestellung, ob es etwas gibt, dass das gemeinsame Bedürfnis aller Franzosen und Deutschen, gemäß dem eigenen Willen leben zu dürfen, übersteigt.

2 Der Begriff der Autorität in heutiger Betrachtung

Es ist nicht schwer zu behaupten, dass die Frage nach der Autorität heutzutage im Trend der Zeit liegt. Viele Auseinandersetzungen um die zeitgenössische Gesellschaft bzw. Beschreibungen gesellschaftlicher Missstände kreisen um ein festgestelltes Autoritätsdefizit oder um den unaufhaltsamen Niedergang der Autorität, ganz gleich ob man die Familie, die Religion oder die Schule als Beispiel anführt. In einem solchen Kontext kann man die genannten Institutionen sowohl als Opfer eines fortwährenden Niederganges der Autorität aber auch als möglichen Rettungsanker begreifen. So gelten der Sport oder die Kultur angesichts der Krise auf dem Arbeitsmarkt und dem Versagen der Familie im Sozialisationsprozess als mögliche Quellen des gesellschaftlichen Zusammenhalts und folglich auch als eine Stütze der Autorität. Auch das Militär leidet unter der Krise der Autorität. Dies kann Deutschland und Frankreich gleichermaßen betreffen, es kann aber auch Unterschiede geben. Ist letzteres der Fall, so liegt der Grund möglicherweise darin, dass in beiden Kulturen die Autorität anders erlebt wird. Dies könnte dann die verschiedenen Reaktionsweisen auf die unterschiedlichen Führungsphilosophien in beiden Armeen erklären, es könnte aber auch ein Hinweis darauf sein, dass das Militär von den Menschen, die in dieser Institution leben und arbeiten, in unterschiedlichem Maße als ein Mittel zur Wiederherstellung der Autorität gesehen wird. Viele Menschen wundern sich nämlich darüber, dass junge Leute, die sich in Banden organisieren, die bisweilen deutliche hierarchische Strukturen aufweisen und die zur Gewaltanwendung neigen, sich nicht gleich bei der Armee bewerben, die doch ihrem Hang zu Ordnung und Macht voll entgegen käme. Dies vor Augen, bedauern sie das Ende der Wehrpflicht, würden doch durch sie die jungen Männer das Leben in einer wertgeprägten Gemeinschaft lernen und sich dadurch zu einem anerkannten Mitglied in der Gesellschaft entwickeln.

Den französischen und deutschen Militärkulturen Interesse entgegenzubringen, ist gleichbedeutend mit dem Versuch, den Platz, den sie im umfassenderen Gesamtbild der französischen und deutschen Kultur einnehmen, zu verstehen. Dies macht es erforderlich, die militärischen Werte, die beiden Gesellschaften gemeinsam sind, zu identifizieren und danach zu fragen, inwiefern sie sich in die Gesamtheit der gesellschaftlichen Werte eingliedern: Aus historischer Perspektive werden soldatische Tugenden überall auf der Welt mit Mut, Opferbereitschaft und Ehre in Verbindung gebracht, aber jenseits ihrer Bedeutung für das Militär lassen sie sich auch gesamtgesellschaftlichen Werten unterordnen und erhalten dann ihre Bedeutung aus dem Stellenwert, den man ihnen bei der Verteidigung der Gesellschaft beimisst. Im Gegensatz dazu können sie allerdings auch die Grundlage für ein Gesellschaftsmodell bilden, das auf soldatischen Werten wie Gehorsam, Hierarchie und Disziplin basiert. Hierin wäre der Unterschied zwischen dem Frankreich der Dritten Republik und dem Zweiten Deutschen Reich zu sehen. Heute erlebt man eher eine gegenseitige Annäherung beider Wertkonzepte. In beiden Ländern spielt das Militär eine untergeordnete Rolle und werden die traditionellen soldatischen Wertvorstellungen, die sich von der Opferbereitschaft für das Land ableiten, relativiert.

Diese Entwicklung vermischt Betrachtungen technischer Art (z. B. der veränderte Charakter von Konflikten, die fortschreitende Technologisierung, die Rationalisierung der Organisationen, der Auf- und Ausbau Europas) mit soziologischen und anthropologischen Erkenntnissen, die in einem größeren Maße Änderungen innerhalb der jeweiligen Wertesysteme und damit im Bereich der Kultur heraufbeschwören. Die Verwendung des Begriffs Kultur fordert eine Analyse all dieser Vorgänge, da sie je einzeln bestimmten Wertvorstellungen unterliegen. Worauf beruht aber nun eine Gemeinschaft? Auf gemeinsamen Anschauungen, auf Werten. Wie lassen sich diese Werte umsetzen und was veranlasst uns, sie als Richtlinien zu akzeptieren? Klassischerweise beantwortet man diese Frage, indem

man auf Gewalt und physische Zwänge hinweist, ferner auf die Kraft der Überzeugung oder die Stärke der Urteilskraft sowie schließlich auf die Autorität und die Macht des Faktischen.

Gewalt allein kann keinen Zusammenhalt bewirken, da sie nur einen kurzen Moment innerhalb eines langen Prozesses ausmacht: Man kann Verhaltensanordnungen durch physischen Zwang durchsetzen, beispielsweise indem man ein Gebiet militärisch besetzt, darf sich dann allerdings auch nicht die geringste Schwäche bei der Ausübung dieser Gewalt erlauben. Um langfristige Wirkung zu erzielen, muss der physische Zwang sich zu Anordnungen wandeln, die die Mitglieder einer Gesellschaft als sinnvoll erleben, sei es, indem man die Gesetze eines Landes so verändert, dass davon die Menschen profitieren, sei es, indem man sich auf Traditionen beruft, an die die Menschen stets geglaubt haben.

Auch dem Überzeugungsvermögen fehlt es oft an Kontinuität und bisweilen auch an einer Grundlage. Es erfordert fortwährende Bemühungen zur Aufrechterhaltung seiner Wirkungen, da es auf Argumentation und der Suche nach dem Kompromiss beruht. Darüber hinaus kann man es nie als selbstverständlich ansehen, dass die Argumente, die in einer Diskussion den Ausschlag geben, rational oder moralisch fundiert sind; vielmehr können sie von den jeweiligen Umständen abhängen oder von einem augenblicklichen Interesse diktiert sein.

Bis vor kurzem erschien die Autorität, d. h. das Vermögen, auf Grund des Prestiges, das der Einzelne einem Menschen, einer Gruppe oder Institution beimisst, Gehorsam erwarten zu können, als der solideste Garant des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Gemäß Max Weber beruht diese Macht, sich des Gehorsams anderer zu versichern, auf drei voneinander verschiedenen Pfeilern, die sich in der Realität jedoch miteinander kombinieren lassen. Den ersten Pfeiler stellt die Tradition dar, d. h. der Gehorsam gegenüber dem Althergebrachten, der auf die Macht einer hierarchischen Ordnung verweist, in der ein Gott bzw. die Götter (religiöse Ordnung) oder die Vorfahren an der Spitze stehen. Ihnen folgen die Fürsten (politische Ordnung) und die Familienoberhäupter (häusliche Ordnung), wobei jede hierarchische Ebene sich am Vorbild der nächsthöheren orientiert. Das führt zu einem Gesellschaftsbild, das auf die Götter oder die Vorfahren zurückgeht, die durch verschiedene Institutionen repräsentiert werden, die es dem Einzelnen gestatten, seinen Platz in der gesellschaftlichen Ordnung zu finden und die durch Unterwerfung unter die Regeln der Gesellschaft die Einheitlichkeit des Verhaltens sicherstellen. Alle Anschauungen, die zum einen auf der Existenz einer Ordnung der Dinge oder eines als allgemein verbindlich betrachteten Wertekatalogs beruhen, zum anderen auf der anerkannten Macht des vorher Gewesenen (eine Bezugnahme auf die Geschichte), sowie schließlich auf der Verehrung der Nation (frz. *patrimoine*) oder einer ruhmreichen Vergangenheit, hängen von der Rolle der Tradition in den modernen Gesellschaften ab. Aus dieser Perspektive ist das Individuum der Tradition untergeordnet, die insofern die Existenz des Einzelnen bedingt, als sie ihm den Sinn des Lebens und des Sterbens vermittelt und ihm zeigt, wie eine gute Lebensführung und ein würdiges Sterben auszusehen haben.

Den zweiten Stützpfiler der Autorität bildet das Charisma. Hierbei handelt es sich um eine etwas geheimnisvolle Eigenschaft, die man Individuen zugesteht, denen man aufgrund ihrer Fähigkeit, außergewöhnliche Dinge zu vollbringen, bereitwillig Gehorsam leistet. Dabei kann es sich sowohl um einen Wunderheiler als auch um einen Heiligen, einen erfolgreichen Feldherrn oder einen Politiker handeln. Ist in der Geschichte von Charisma die Rede, so denkt man dabei zumeist an die großen Begründer eines Reiches oder einer Religion. Daneben lässt sich der Begriff jedoch auch auf Individuen beziehen, die die prestigeträchtigen Eigenschaften eines Berufsstandes in sich vereinen: Der Einzelne vollbringt dann zwar nicht notwendigerweise außergewöhnliche Leistungen, verkörpert dafür aber eine Funktion oder einen Wert, dem die Mitglieder einer Gesellschaft einen hohen Stellenwert und viel Prestige beimessen. Abhängig von der jeweiligen Epoche genossen der Soldat, der Lehrer, der Richter oder der Arzt in Ausübung ihrer Tätigkeit ein solches Prestige. Es gründet sich auf die Tradition, d. h. auf die Überzeugung, dass man Gegebenheiten, die vor uns waren und die uns überdauern werden, wie z. B. Gesetz, Wissen, Vaterland usw., Gehorsam leisten muss. Allerdings können auch Personen aufgrund ihres Mutes, ihrer Selbstverleugnung oder ihrer Bescheidenheit örtlich als die Verkörperung eines Heiligen, eines Wunderheiler oder eines Erlösers erscheinen und Prestige ausstrahlen.

Der letzte Pfeiler, auf den Gehorsam und Autorität sich abstützen, basiert auf dem Glauben an die Rationalität unpersönlicher Regeln, die wiederum auf dem Prinzip von Legalität und Kompetenz basieren. Anders als im Falle des Charismas beruht hier die Autorität nicht mehr auf der Person oder auf der großen Nähe zu den Vorfahren, wie das noch in der traditionellen Ordnung der Fall war, sondern vielmehr auf Eigenschaften, die den betreffenden Personen durch Auszeichnungen wie Diplome oder erfolgreiche Teilnahme an Prüfungen zugeschrieben werden oder die auf die Erfüllung technischer Notwendigkeiten in Arbeitsorganisationen zurückgehen. Man leistet seinem Vorgesetzten nicht etwa Gehorsam, weil man glaubt, dass er über höherwertige Kompetenzen verfügt oder weil er die Erinnerung an die Gründung des Unternehmens verkörpert, sondern weil man der Ansicht ist, dass er über die zur Ausübung seiner Position erforderlichen Qualifikationen verfügt oder weil die innerbetrieblichen Regeln eine solche Ansicht nahe legen und man zum Beispiel an deren Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit glaubt.

Wie schon Max Weber feststellte, handelt es sich hierbei um idealtypische Konstrukte, da sich in der Realität die Tendenz beobachten lässt, dass sich die Typen miteinander vermischen: Ein Enarque (Absolvent der französischen Elitehochschule ENA), der gemeinhin als die Verkörperung von Rationalität und Legalität angesehen wird, sieht sich mit Eigenschaften konfrontiert, die über einfache technische oder akademische Anforderungen hinausgehen.

Was letztendlich all diese verschiedenen Autoritätsformen kennzeichnet, ist jedoch der gemeinsame Glaube an die Tradition, das Charisma und die Kompetenz.

Die Gegenwart zeichnet sich dadurch aus, dass der Glaube an die Existenz besonderer Fähigkeiten, an Prestige und Gnade sich angesichts der Notwendigkeit, die Überzeugungs- und Argumentationskraft zur Grundlage des Gehorsams zu machen, nur noch schwer aufrechterhalten lässt. Die bloße Autorität hat als Argument ausgedient: Der Umstand, Lehrer zu sein, reicht heute nicht mehr aus, sich Gehorsam zu sichern; vielmehr müssen die Schüler stets davon überzeugt werden, dass der geforderte Gehorsam berechtigt ist, dass Weisungen oder Anordnungen nicht nur rechtmäßig sind, sondern dass die Person selbst aufgrund ihres Verhaltens und nicht nur aufgrund ihrer offiziellen Zuständigkeiten es verdient, dass man ihr Gehorsam leistet. Hinter jedem Autoritätsverhältnis muss auch ein Aspekt von Gerechtigkeit erkennbar sein, der dafür bürgt, dass die gleichen Prinzipien im Umgang mit dem einen auch im Umgang mit dem anderen Anwendung finden.

Dies ist das Resultat einer Entwicklung der modernen Werte Gleichheit und Individualismus, die jeden Rückgriff auf Autorität und Hierarchie ablehnen und eine Argumentation verlangen, bei der Gleichbehandlung die entscheidende Rolle spielt. Seit dem 18. Jahrhundert stellt die Geschichte immer wieder den Missbrauch von Autorität fest, ganz gleich, ob es sich dabei um den König, die Kirche oder die Eltern handelt. Die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts brachten nur die Vollendung dieses Prozesses, indem sie die Institutionen und Werte, wie zum Beispiel das Wissen, die Vernunft und die Schule in Frage stellten, die bei der Bekämpfung der „alten“ Autoritäten noch hilfreich waren; des Weiteren haben sie für eine stärkere Infragestellung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern und der Beziehungen innerhalb der Familie gesorgt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, schienen die jungen Deutschen, die an unseren Begegnungen teilnahmen, an die Form der Autorität, die sich auf Gleichheit und Individualität zurückführen lässt, zu glauben, wohingegen sie die anderen Formen ablehnten. Es darf jedoch bezweifelt werden, dass dies bei den jungen Franzosen grundlegend anders ist.

In diesem Zusammenhang erweisen sich gewisse Pfeiler der Autorität als widerstandsfähiger als andere. Auf den ersten Blick scheint die Kompetenz weniger angreifbar als die Tradition, allerdings übersieht man dabei nur allzu leicht, dass auch Expertenwissen heutzutage wenig gilt: Man bezweifelt, dass Experten wirklich über Wissen verfügen und man verdächtigt sie, ihre Entscheidungen ohne Rücksichtnahme auf mögliche Konsequenzen zu treffen, oder zu lügen, um nicht später ihre Meinung ändern zu müssen (man denke hierbei nur an Tschernobyl und die Behandlung dieses Themas in Frankreich). Die Autoritätskrise ist eine Vertrauenskrise und unter diesen Bedingungen kommt der Kompetenz eine gewisse Geltung zu, da sie einer Person einen anerkannten Platz in der Gesellschaft, die Möglichkeit sozialer Mobilität sowie wirtschaftliche Ressourcen garantiert. Es ist nicht so sehr der kompetente Mensch, der über Autorität verfügt, sondern vielmehr die Kompetenz, die ein nützliches Mittel darstellt, um ein solcher zu werden. Gleiches gilt für die Person, die Kompetenz vermittelt. Ihr kommt durch ihre Nützlichkeit Bedeutung zu. Das Charisma, das man in der Zwischenzeit weniger den Heiligen als den Größen des Sports oder des Musikgeschäfts zuschreibt, das aber auch noch in verschiedenen religiösen Erneuerungsbewegungen anzutreffen ist, stellt wahrscheinlich immer noch einen mächtigen Stützpfeiler der Autorität dar, da es in der heutigen Zeit, vom Glauben an außergewöhnliche Eigenschaften einmal abgesehen, nur allzu deutlich wird, inwiefern man von den Menschen mustergültiges Verhalten oder gar den Einsatz aller ihrer Kräfte verlangen kann. Wenn man beispielsweise die Schule näher betrachtet, die wahrscheinlich die Autoritätskrise am besten verdeutlicht, so lässt sich feststellen, dass der Lehrer, dem es gelingt, seine Autorität noch am besten zu wahren, sich durch Hingabe und persönliches Engagement auszeichnet und genau die Eigenschaften verkörpert, die er auch von anderen fordert. Es handelt sich hierbei jedoch um eine wenig herausragende und besondere Form von Charisma, da die Anforderungen an eine charismatische Person erkennen lassen, dass der zugrundezulegende Maßstab sich nicht etwa am Übernatürlichen ausrichtet, sondern dass derjenige, der beurteilt wird, immer noch ein Mensch ist. Damit dem Einzelnen heutzutage Autorität zugestanden werden kann, muss er persönliches Engagement erkennen lassen, sich für das Individuum von Nutzen erweisen und fortwährend den Beweis erbringen, dass er die geforderte Autorität auch verdient hat und dass er bereit ist, sie jederzeit auch zur Diskussion zu stellen.

3 Streitkräfte und Autorität

Welche Rolle kommt nun bei all dem der Armee zu? Alles das, was auf den Niedergang der Autorität hinweist und was die verschiedenen Formen routinehafter Autoritätsausübung erschwert, lässt sich unter einer Kategorie zusammenfassen. Darunter fallen der Prestigeverlust der Uniform oder das allmähliche Verschwinden von Opferbereitschaft, die Tatsache, dass die Technologisierung der Armeen jegliches Heldentum relativiert und das Faktum, dass der Wehrdienst als allgemeine Zugangsform zur Staatsbürgerschaft seine Bedeutung verloren hat, die Infragestellung mancher Äußerungsformen der Autorität, wie blinder Gehorsam oder Schikanen, oder auch schließlich, dass die Beziehungen zwischen dem Einzelnen und der Institution zunehmend vertraglich geregelt werden. All dem ist gemeinsam, dass ihm scheinbar nur sehr schwer beizukommen ist. Die militärische Autorität sieht sich dem Ideal sozialer Gleichheit gegenübergestellt, aus dem, dem Ideal der Gerechtigkeit folgend, resultiert, dass jedem gleiche Behandlung widerfahren und jeder, ganz gleich, ob einfacher Soldat oder Offizier, angesichts der ihm obliegenden Verpflichtungen das gleiche Verhalten an den Tag legen muss. Es liegt jedoch auch am Wert, dem man der Überzeugungs- und Argumentationskraft beimisst, dass nun nur noch das Akzeptanz findet, was zuvor eingehend erläutert wurde und was seine Legitimation aus einem vernünftigen Befehl und aus allgemein anerkannten und respektierten Verfahrensweisen bezog. Heute kann die Armee, ähnlich wie andere Institutionen, nicht mehr damit rechnen, dass man ihren Vorschriften nur ihrer selbst wegen Folge leistet. Hinzu kommt, dass sie innerhalb der Gesellschaft eine Akzeptanzkrise erlebt und es fraglich ist, welche Stellung sie dort einnimmt und welche Rolle sie dort spielt: Was vollbringt die Armee als Gegenleistung für ihre Finanzierung und welche Einschränkungen werden ihren Angehörigen auferlegt? Das Ende der Wehrpflicht hat diese letzte Frage nur noch unterstrichen und während eines längeren Zeitraums schien es sogar, als ob die offensichtlich friedliche Entwicklung der internationalen Beziehungen auch die erste Frage virulent werden ließ. Erschwerend kommt in Frankreich noch hinzu, dass die Streitkräfte auch in die Geschichte des Algerienkriegs involviert waren und dass sie somit Bestandteil einer Vergangenheit sind, die nicht so ohne weiteres vorübergeht, wie dies noch hinsichtlich des Vichy-Regimes der Fall war.

Als Antwort auf den Niedergang der Autorität der Armee, bietet sich die Neudefinierung ihrer Aufträge an. Man kann sie heute als einen Ort des Erwerbs beruflicher Kompetenzen betrachten, die sich dann später im zivilen Leben praktisch anwenden lassen. Will man einen Beruf ergreifen, der hohe technische Fertigkeiten erfordert, so bieten die Streitkräfte im Gegensatz zu den Universitäten gute Möglichkeiten, einen sozialen Aufstieg dieser Art zu verwirklichen, der überdies auch noch Respekt vor der dann erworbenen Autorität garantiert.

Darüber hinaus fungiert die Armee auch als ein Ort zur Sammlung von Erfahrungen verschiedenster Art und zur persönlichen Bewährung in risikoreichen Situationen. In der Tat zeigen solche Männer und Frauen, zumindest zeitweise, Interesse am Leben im Militär, die im gemeinsam erlebten Abenteuer, das sogar ihre Existenz aufs Spiel setzt, eine Möglichkeit erblicken, verlorengegangene Orientierungspunkte wiederzufinden, die ihnen das Leben in der Gesellschaft nicht vermitteln konnte. In diesem Fall kann die Armee ihre „klassische“ Richtung beibehalten und mit dem Prinzip von Befehl und Gehorsam ihre Aufträge erfüllen. Falls in den vergangenen Jahrzehnten die Ansicht entstehen konnte, der traditionelle Auftrag der Streitkräfte habe sich aufgrund des Bedeutungsverlustes von Boden- und Nahkampfeinsätzen überholt, so verleihen die Ereignisse der jüngeren Vergangenheit (Bosnien, Kosovo und Afghanistan) diesem Abenteuerertyp eine neue Legitimation. Außerdem erfährt man, dass die Bedingungen der modernen Kriegsführung und die technologische Ausstattung Soldaten notwendig machen, die zu einem hohen Maß an Eigeninitiative in der Lage sind, was dann wiederum zur Einsicht führt, dass der Gehorsam niemals blind sein darf, sondern vielmehr auf Wissen und Einsicht beruhen muss. Aber selbst wenn man innerhalb der Armee der Auffassung sein kann, dass die künftigen Legionäre und Marineinfanteristen wissen, was sie erwartet, so kann man sich als Außenstehender trotzdem die Frage stellen, ob man dem Militär wirklich trauen soll. Respektieren die Streitkräfte moralische und menschliche Kriterien? Zielt diese Autonomie der Soldaten nicht auch auf eine Art Willkürherrschaft, auf eine Macht über Leben und Tod, die außer Kontrolle geraten könnte? Hat die Armee wirklich die Möglichkeiten, ihre Soldaten angepasst ins zivile Leben zurückzuschicken? Kann man davon wirklich ausgehen, dass sich die Streitkräfte so geändert haben, dass sie sich heute hauptsächlich an dem Auftrag ausrichten, als friedensbewahrende oder friedenswiederherstellende Truppe humanitäre Ideale zu realisieren?

Es handelt sich hierbei um Fragen, die auf jeden Fall gründlicher untersucht werden sollten. Es geht dabei darum zu erfahren, bis zu welchem Maße die Armee in der Lage ist, den Erwerb von Kompetenzen sicherzustellen, zu überprüfen, ob die humanitären Aufgaben tatsächlich einen Schritt zur Zurückgewinnung verlorengegangenen Prestiges darstellen, festzustellen, ob den Erwartungen gewisser Personen, eine tiefgreifende Erfahrung zu machen oder sich zu bewähren, auch wirklich vom Militär entsprochen werden kann usw.

An dieser Stelle bietet es sich an, auf die Diskussion über die Innere Führung und, in einem etwas umfassenderen Kontext, auf verschiedene Vergleiche zwischen Frankreich und Deutschland zurückzukommen, wobei auch die Bedeutung der Hierarchie sowie das Prinzip der sozialen Gleichheit zur Sprache kommen sollen. Es sei vorab bemerkt, dass die deutsche Doktrin des Staatsbürgers in Uniform in geradezu perfekter Art und Weise den neuen Anforderungen an die Selbstbestimmung des Individuums entspricht. Es gibt keine deutliche Trennung zwischen Armee und Gesellschaft, den Soldaten werden Rechte zuerkannt, es darf diskutiert werden. Zweifelsohne kann man auch vermuten, dass innerhalb der deutschen Armee den Elitehochschulen eine geringere Bedeutung zukommt, dass bei beruflichen Karrieren, wie schon ein Vergleich zwischen französischen und deutschen Unternehmen aufzeigt, die persönliche Leistung eine größere Rolle spielt als die Dauer der Armeezugehörigkeit, dass die Anzahl der Führungskräfte geringer ist, dass die Beziehungen innerhalb der Armee mehr durch Zusammenarbeit als durch Respektierung der Hierarchie geprägt sind, usw. Eine Untersuchung der Unternehmen, wie vielleicht auch die Durchleuchtung der Schule und allgemeiner der Ausbildung, könnten folgende Frage aufwerfen: Ist die deutsche Bildung, dieser langfristige individuelle Aneignungsprozess des zum Autonomiegewinn notwendigen Wissens, besser als die Unterrichtung des Einzelnen durch den Lehrer, wie es die republikanische Schule uns zeigt? Dabei kann es nicht darum gehen, die Überlegenheit des einen über das andere System zu demonstrieren, es geht vielmehr darum, welche Modelle zukunftsträchtiger sind und um die Rolle, die sie bei der Entwicklung einer demokratischen Autorität spielen könnten, ungeachtet dessen, dass sie, wie im Falle des Nationalsozialismus, den Niedergang der moralischen Werte nicht zu verhindern vermochten.

4 Autorität und Vertrauen

Es kann nicht darum gehen, das Konzept der Autorität zu verwerfen. Dafür hängt es zu sehr mit anderen grundlegenden Konzepten zusammen. Hierbei ist zuerst das Vertrauen zu erwähnen, gestattet es nach allgemein anerkannter Definition doch, einer Autorität zu folgen, ohne dass physischer Zwang ausübt wird. Was wäre eine Gesellschaft zu leisten imstande ohne Vertrauen? Wie würde eine von Misstrauen geprägte Gesellschaft aussehen?

Auch der Armee muss man notwendigerweise Vertrauen entgegenbringen, da sie, ganz gleich ob auf nationaler oder auf europäischer Ebene, als Garant für die Sicherheit der Gesellschaft auftritt, wobei die Sicherheit gleichfalls eine Voraussetzung für die Anerkennung der Autorität darstellt, da nur sie die Vorhersehbarkeit der Verhaltensweisen im gesellschaftlichen Leben gestattet. Man befindet sich dabei jedoch stets auf des Messers Schneide: Gewiss muss man sich Vertrauen zunächst einmal verdienen, aber kann man sich vorstellen, dass spontanes Vertrauen überhaupt nicht mehr existiert? Es handelt sich dabei also auch um eine Frage der Beziehung zum anderen, da die Anerkennung einer Autorität gleichfalls die Anerkennung der Rechte des anderen impliziert, unabhängig davon, ob es sich dabei um ein Individuum oder eine Kultur handelt. Nur so ist auch die Bezugnahme auf einen gemeinsamen Horizont möglich, was es gestattet, den anderen als Realisierung eines Ziels und nicht nur als Mittel zur Realisierung dieses Ziels zu betrachten. Eine solche Autorität kann jedoch nur demokratisch sein, d. h. sie unterliegt dem Für und Wider der Argumente und beachtet das Gleichheitsprinzip.

Also erneut, inwieweit ist die Armee hiervon betroffen? Die menschliche Erfahrung bezieht ihre Faszination aus ihrer Unvorhersehbarkeit und den von ihr bereitgestellten Gelegenheiten zur Neudefinierung gesellschaftlicher Spielregeln.

Die Ereignisse des 11. Septembers haben zu zahlreichen Kommentaren Anlass gegeben, die insbesondere die Wichtigkeit einer uneigennütigen Opferbereitschaft und eines kollektiven Pflichtbewusstseins in einer Gesellschaft unterstrichen, die ansonsten egoistischen Verhaltensweisen höhere Wertschätzung entgegenbringt: Den Feuerwehrleuten auf der einen, stehen die Geschäftemacher auf der anderen Seite gegenüber, woran Francis Fukuyama, der einige Jahre zuvor noch das Ende der Geschichte angekündigt hatte, erinnerte. Besagte Ereignisse haben gleichfalls aufgezeigt, dass ein Vertrauen in die Macht ihrer Institutionen mit einer Instrumentalisierung der Welt einhergehen könnte, ja sogar mit einer Unfähigkeit zur Erkenntnis, dass die Welt auch ohne Institutionen existieren kann. Des Weiteren haben sie, wie schon zuvor die Ereignisse in Jugoslawien, erkennen lassen, dass eine Politik der Gewalt, und folglich auch eine Politik der legitimen Gewaltanwendung, immer Sinn ergibt, wenn das Funktionieren einer Demokratie verteidigt werden soll oder wenn es darum geht, demokratische Freiräume festzulegen. Wird es die momentane Lage der Dinge wirklich gestatten, dass demokratische Gesellschaften in Konflikten auf Zwang und Gewalt verzichten? Wird man nicht vielmehr in der gegenwärtigen Situation die Frage einer gemeinsamen Außenpolitik und einer europäischen Verteidigung, folglich auch einer europäischen Armee, zur Sprache bringen müssen? Lässt sich in der gegenwärtigen Lage auf Dauer dieser Spagat zwischen den Notwendigkeiten der Beweisführung und der rationalen Überzeugungskraft, welche die Demokratie ausmachen, sowie einem spontanen Engagement zugunsten einer Sache und zugunsten von Werten, die nur spezifischer Natur sein können, aushalten? Heutzutage gibt es genügend Autoritätskrisen auf der Welt, so dass Hoffnung besteht, dass man sich dazu entschließt, sich ihnen entgegenzustellen. Zumindest lassen sich darüber Wetten abschließen.

Übersetzung aus dem Französischen: Peter Klein

Johannes M. Becker

Antwort auf Patrick Mignon aus deutscher Sicht

Ich finde mich sehr wieder in Patrick Mignons Text, kann nahezu alles, wie wir im Deutschen sagen, „unterschreiben“. Was zu tun haben mag mit unser beider Professionen (ein Soziologe und ein Politologe), mit unserem Alter und unseren Sozialisationen. Vielleicht auch mit unserer Anschauung von der Welt. Oder auch mit der nun sechs Jahre währenden Kooperation.

Zu drei Punkten möchte ich Ergänzungen machen, meine deutsche Perspektive einbringen.

Zu Punkt 1:

Wenn P. Mignon über die „Innere Führung“ und den „Staatsbürger in Uniform“ schreibt, dann ist ein Blick auf die historischen Umstände des Zustandekommens dieser Konstrukte interessant.

Die Regierung Adenauer und ihr erster Verteidigungsminister Blank sowie die Offiziere der „ersten Stunde“ (Heusinger, de Maizière, Graf Baudissin, v. Kielmansegg u. a.) wollten dem Massenbewusstsein in Westdeutschland Tribut zollen, das vom Missbrauch der Autorität durch die politische und teilweise auch die militärische Führung zur Zeit des Nationalsozialismus ausging.

Das hässliche Wort vom „Kadavergehorsam“ hing der Wehrmacht nach 1945 (also lange vor der „Wehrmachtsausstellung“) an, von einem Gehorsam, der sich einer Autorität blind, ohne eigenständiges Nachdenken, ohne eigene Verantwortung, bis hin zur Verletzung der Menschenrechte, unterwirft.

Das Konzept der „Inneren Führung“ rekurriert hierauf: Hier wird die Integration der Streitkräfte in Staat und Gesellschaft betont sowie die Grundsätze der Wehrverfassung und des Wehrrechts.

Insbesondere die Rede vom „Staatsbürger in Uniform“ sollte im Gegensatz zum „blinden“ Gehorsam, zur unreflektierten Unterwerfung unter eine Autorität, dokumentieren, dass die neue Bundesrepublik einen Schlussstrich ziehen wollte unter die Geschichte des Nationalsozialismus und nun das mündige und in die Demokratie involvierte Subjekt als Soldaten wünschte.

Ob nun die „Innere Führung“ auch im Einsatz Bestand hat, bzw. angewandt wird (dies war – aufgrund der unterschiedlichen konkreten militärischen Kampf- und Einsatz-Erfahrungen auf französischer und deutscher Seite – oft Thema in unserem Projekt), ist in diesem Zusammenhang nicht von zentraler Bedeutung. Wichtig ist ihr Zustandekommen sowie die Umstände dieses Zustandekommens in den ersten Nachkriegsjahrzehnten der Bundesrepublik.

In den Jahren 1968/69 scheint in der Bundesrepublik, u. a. die ansteigenden Zahlen der Wehrdienstverweigerer zeigen dies, noch einmal ein Schub von Autoritäts-Ablehnung hinzuzukommen, eben in der antiautoritären Welle. Diese erfasst Westdeutschland anders und teilweise stärker als bspw. Frankreich oder Großbritannien – die Einflüsse der sozialen Bewegungen gegen die Notstandsgesetzgebung und den Vietnamkrieg müssen einbezogen werden: In Deutschland stellte eben der blinde Gehorsam eines Volkes unter eine autoritäre und verbrecherische Staatsführung, auch der blinde Gehorsam eines Militärs gegenüber seiner Führung, eingeschlossen der Gehorsam der militärischen Führung gegenüber einer verbrecherischen Staatsführung, Autorität *an sich* in Frage. Und dies in Deutschland eben in unvergleichlicher Form. Um auf die Weber'schen Formen der Autorität zurückzukommen: Eine auf *Tradition* wie auf *Charisma* sich stützende Autorität wurde in den Endsechziger Jahren völlig abgelehnt, *Sachkompetenz* war einzig als Grundlage akzeptiert.

Auch in diesem Zusammenhang ist weniger wichtig, wie sich die antiautoritäre Bewegung weiterentwickelt hat als vielmehr, dass und warum es sie in Westdeutschland gab.

Noch eines scheint im Zusammenhang mit einem *bewussten* Umgang mit Autorität in der Bundeswehr bedeutsam: Weder die politische, noch die militärische Führung der Bundesrepublik ist an einer stärkeren Durchdringung der Bundeswehr mit rechtsradikalen (sprich: extrem autoritätshörigen) Elementen und Gedankengut interessiert. Übrigens liegt hier einer der Hauptgründe für die Aufrechterhaltung der Allgemeinen Wehrpflicht – in der Erhaltung der Möglichkeit, einen breiteren Bevölkerungskreis zur Rekrutierung des Nachwuchses zur Verfügung zu haben. Ein bewusster, in die demokratische Gesellschaft involvierter Umgang mit Autorität wird durch die Konzepte der „Inneren Führung“ und mit ihr des „Staatsbürgers in Uniform“ angestrebt.

Patrick Mignons Ausführungen erinnerten mich auch an Diskussionen in den Plenen in Marburg und Lyon. Hier wurde, insbesondere unter den jüngeren Teilnehmerinnen und Teilnehmern unseres Projektes, ein großer nationaler Unterschied in der Konnotation von „Autorität“ deutlich: Bei den jungen Franzosen hatte das Wort „Autorität“ eindeutig einen positiven, bei den jungen Deutschen einen negativen Anklang. Ergab die Stichwortsuche auf

französischer Seite Konnotationen wie „Kompetenz, Charisma, geregelte Ordnung, Legalität, Legitimität“, so wurde von den jungen Deutschen „Zwang, Unterordnung, Unterdrückung, Macht- und Herrschaftsausübung“ geäußert. Auf französischer Seite scheint es ein grundsätzliches Vertrauen in die von Disziplin und Ordnung geprägten Institutionen des Staates zu geben, sei es nun die Schule oder das Militär; in Deutschland herrscht stärker Mißtrauen vor, geprägt, sicherlich von der Erfahrung der Lehrer- und Elterngeneration mit dem Nationalsozialismus und auch durch die Folgen der Bewegung der Endsechziger Jahre.

Zu Punkt 2:

Wo Patrick Mignon unter der Überschrift „Streitkräfte und Autorität“ schreibt vom „allmählichen Verschwinden von Opferbereitschaft“ und davon, „dass die Technologisierung der Armeen jegliches Heldentum relativiert“, habe ich – eher als Reserveoffizier denn als Deutscher – eine andere Sicht auf die Dinge. Wenn bspw. Jet-Piloten, man liest es immer wieder, unter Aufopferung ihres Lebens ihr aus der Kontrolle geratenes Flugzeug über eine Ortschaft hinweg retten (und dann nicht mehr den Schleudersitz zur eigenen Rettung nutzen können...), ereignet sich doch auch heute noch Opferbereitschaft und Heldentum. Die Technologisierung führt eher zu einem anderen Phänomen: Dass nämlich ein Pilot, ein Panzerfahrer, ein Schütze seinen Kameraden nicht mehr sieht und sich ein neuer Stress entwickelt. Dieser Stress besteht darin, dass er allein entscheiden muss, was zu tun und was zu unterlassen ist. Er ist meist mit seinem Bildschirm und den dort vorgefundenen Informationen allein.

Zu Punkt 3:

Am Ende seines Beitrages schreibt P. Mignon im Zusammenhang mit seiner Rede von der „Erarbeitung einer demokratischen Autorität“, von „Vertrauen“, auf das sich (auch) militärische Autorität gründen muss. Auf unsere aktuelle Lage bezogen: Ein Militär genießt Autorität, wenn es „die Sicherheit der Gesellschaft garantiert“. Und P. Mignon rekurriert auf die Beispiele des 11. September 2001 in den USA und auf den Jugoslawien-Krieg des Jahres 1999.

In diesem Zusammenhang möchte ich die Brücke schlagen zu einem eigenartigen Phänomen, das wir während des laufenden Projektes oft diskutiert haben: Den raschen Wandel des Massenbewusstseins in Deutschland, vor allem in Westdeutschland, nach 1989/90, betreffend die Akzeptanz militärischen Agierens, betreffend auch die militärische Autorität.

Es ist schon eine *historisch* zu nennende Entwicklung, wenn man betrachtet, wie rasch sich das deutsche Massenbewusstsein verändert hat betreffend militärischer Gewaltanwendung und betreffend Einsätze deutscher Truppen.

- Noch im Februar 1991 blockierten Tausende Jugendlicher und Studierender Straßen und Kreuzungen im gerade vereinten Deutschland, gab es große Manifestationen gegen militärische Gewaltanwendung, als eine Staatengruppe unter der Führung der USA *mit einem Mandat des UN-Sicherheitsrates versehen*, einen Krieg gegen das Hussein-Regime des Irak begann – dieses hatte Monate zuvor völkerrechtswidrig in Kuwait interveniert.
- Als NATO-Flugzeuge 1999 Bomben *ohne UN-Mandat* über Jugoslawien abwarfen und die USA 2001/02 Afghanistan bombardierten, auf der Suche nach Terroristen, die nach Ansicht der US-Administration und ihrer Verbündeten vom afghanischen Taliban-Regime gefördert worden waren, regte sich in der Bundesrepublik nahezu kein Widerstand mehr.

Und dies hat sicherlich zentral zu tun mit den Mechanismen, die P. Mignon anspricht: Krieg wird heute nicht mehr geführt zum Zwecke der Eroberung von Terrain oder von Rohstoffressourcen. Krieg wird geführt gegen „Schurken“, gegen eine „Achse des Bösen“, eben, wie P. M. schreibt, zur „Erarbeitung einer demokratischen Autorität“, bspw. in Jugoslawien, wo man das undemokratische Milosevic-Regime attackierte, um die „Sicherheit einer Gesellschaft“ (wieder)herzustellen.

Dies gilt in noch höherem Maße für den Afghanistan-Krieg. Die US-Administration definierte die Terroranschläge als „Krieg“ gegen die USA, was ihr – nach ihrer Meinung – das Recht verlieh, hierauf mit Krieg zu antworten.

Die Unilateralität der USA scheint darüber hinaus in Deutschland mit ihrer offenbar weitgehend fehlerfrei funktionierenden high-tech-bewehrten Militärmaschinerie das Image einer Autorität zu erzeugen. Dies um so mehr, als die deutsche militärpolitische Führung unter Minister Scharping in ihrem Agieren nicht immer vom Glück verfolgt scheint, als auch, als sich bspw. bei der Verlegung deutscher Truppen in den so lang ersehnten Einsatz in Afghanistan, eine lange Kette von Pannen ereignete.

Und zurück zum gewandelten Massenbewusstsein in Deutschland: Hier wird die militärische Autorität, der man in Teilen der Bevölkerung so lange misstraute, binnen weniger Jahre vom Gros der Gesellschaft anerkannt. Wenn Außenminister Fischer 1999 die Pflicht der Deutschen reklamierte, gerade *wegen* „Auschwitz“ am Bombardement gegen Jugoslawien teilzunehmen, dann erfuhr er in großen Teilen der deutschen Bevölkerung Zustimmung, weil hier eine „Wiedergutmachung“ der nazistischen Verbrechen möglich schien, die der Missbrauch der Autorität begünstigt hatte. Der Bundeskanzler drückte das gewandelte Massenbewusstsein Ende 2001, es ging um die Bundeswehrmandate in Mazedonien und Afghanistan, mit den Worten von der erfolgreich verlaufenden „Enttabuisierung des Militärischen“ aus (ARD Tagesschau, 11.10.2001).

Hier wird – am Rande – zweifellos eine neue Dynamik für den Auf- und Ausbau der „Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik“ (GSAP) der Europäischen Union möglich, wenn man beobachtet, wie sich die Bundesrepublik, Frankreichs Regierung unter Premier Jospin und Außenminister Védrine folgend, langsam auf Distanz zur US-Politik eines unilateral agierenden „Weltpolizisten“ begibt.

Anja Seiffert

Militär im Blick – Über die sozialen Konstruktionen von Wirklichkeiten in interkulturellen Zusammenhängen

Wer heute einmal versucht, mit offenen Augen das Handeln und Treiben der Leute zu beobachten, wird bereits in seinem näheren Umfeld eine Fülle von Wirklichkeiten entdecken, die für die darin Handelnden eigene, von anderen Bereichen mehr oder weniger getrennte, ja manchmal geradezu abgeschlossene Bedeutungen besitzen. Die Existenz einer Vielzahl von Wirklichkeiten wird nicht nur besonders augenscheinlich, wenn man sich mit sogenannten Subkulturen der postmodernen Gesellschaft beschäftigt, sondern auch wenn man sich in interkulturelle Zusammenhänge begibt, zumal in ein interkulturelles Seminar zum Thema Militärkulturen. Das Militär nämlich ist auch heute noch eine Lebenswelt, „die sich in vielfältiger Weise von der zivilen Umwelt unterscheidet: Das Militär weist ein besonders hohes Maß an Restriktivität auf und hat eine spezifische Kultur mit eigenen Symbolen sowie einem ausgeprägten und abgegrenzten Innenleben entfaltet.“ (Vogt 1988: 5) Angesichts dieser Feststellung ist es kaum verwunderlich, wenn bislang eine fundierte Innenansicht von Streitkräften fehlt und Vermutungen, Mythen oder Geschichten eher das Bild des Militärs in der Öffentlichkeit prägen als tatsächliche Kenntnisse über die Realität in den Streitkräften.

In der Forschung wird daher seit Ende der 80er Jahre ein ethnomethodologischer Forschungszugang gefordert, der die Erforschung des „kulturell Unbewussten“ in den Blick nimmt. (Vgl. Bredow: 1988 und Lippert: 1989) Die kulturelle Eigenart soll erforscht werden, indem der Blickwinkel eines fremden Beobachters eingenommen wird. (Vgl. Honneth 1985: 123ff.) Erst mit einem solcherart durch die Beobachtung geschärften Blick für die Erfahrung des „Fremden“ in der eigenen Gesellschaft, können schließlich auch Exkursionen in andere Kulturen begonnen werden: Wer sich mit offenen Augen in ein interkulturelles Seminar unter Soldaten, Kriegsdienstverweigerern, Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen etc. begibt, entdeckt auch hier so unterschiedliche Wirklichkeiten, die man beschreiben muss, will man die darin lebenden Menschen verstehen. (Vgl. Münch: 1993)

Dabei wird man vermutlich eine Beobachtung machen, die zunächst belanglos erscheint: Unentwegt wird geredet, geschrieben oder gelesen. Hinzu kommt noch ein schier unerschöpfliches Reservoir an nonverbalen Symbolisierungsweisen, das von den Codes über politisch korrektes Verhalten bis hin zur Kleiderordnung reicht. Dieser Beobachtung folgend, fällt es leicht, die Lebenswelten, in denen wir uns heute bewegen, auch als „kommunikative Wirklichkeiten“ zu begreifen. Die Kommunikation in solchen Wirklichkeiten bildet dabei nicht nur die jeweilige Lebenswelt ab, sondern ist zugleich Mittel um diese Wirklichkeiten herzustellen, aufrechtzuerhalten oder auch zu verändern. (Vgl. Knobloch: 1995) Dies gilt im besonderen für ein interkulturelles Seminar, in dem Kommunikation einerseits aufgrund der Sprachbarrieren auf neue Konventionen und Formen der Kommunikation angewiesen ist und andererseits Kommunikation zur Koordinierung der Handlungen in der Gruppe das Mittel par excellence ist.

1 Die soziale Konstruktion von Kommunikationen

Wer sich auf die Suche begibt, braucht eine Spur, Hinweise auf eine Richtung, in die er sich bewegen muss. Für meine Spurensuche im interkulturellen Diskurs habe ich die Kategorie „gender“ als eine zentrale Analysekategorie der kritischen Sozialwissenschaften gewählt. (Vgl. Kreisky/Sauer: 1997 und Seiffert: 1997) Um bereits ersten Missverständnissen vorzubeugen, sei hier angemerkt, dass ich soziale Konstrukte beleuchte. Es handelt sich damit auch nicht um biologistisches oder ontologisierendes Denken. Es geht mir also nicht darum, beispielsweise unterschiedliches Rollenverhalten aus der Biologie abzuleiten, als wesensmäßig unter dem Motto „es ist nun einmal wie es ist, weil das Wesen der Frau friedfertig und das Wesen des Mannes kriegerisch ist“ oder gar als reine Verdinglichung von Funktionen und deren Trägern zu beschreiben, sondern ganz im Gegenteil zu erläutern, dass Rollenverhalten auch in interkulturellen Zusammenhängen sozial konstruiert ist, das heißt, von Menschen gemacht und ausgestaltet wird. Wobei ich ebenfalls davon ausgehe, dass auch Wahrnehmungen sozial konstruiert sind, dazu aber später mehr. Zunächst zurück zu meiner Analysekategorie: Ich gehe von einer Kontextabhängigkeit von „gender“ aus. Was erst einmal nichts anderes heißt, zumeist aber ausgeblendet wird, dass diese Kategorie nichts mit biologischen Voraussetzungen, gleichsam natürlichen Tatsachen zu tun hat, sondern es sich hier um eine soziale und auch hierarchische Zuschreibungspraxis handelt. So ist es eben nicht gleichgültig, ob ich als deutsche Mittelschichtfrau mit französischen Mittelschichtmännern oder -frauen, französischen oder deutschen Soldaten, Kriegsdienstverweigerern oder, oder, oder ... im Diskurs stehe. Auch Diskurse sind nicht neutral, das heißt, frei von Ein- und Unterordnungen. Es kommt eben nicht immer nur auf die besseren Argumente an, sondern oft genug auch

darauf, wer bestimmen kann und bestimmt, was und in welche Richtung diskutiert wird, was richtig und was falsch ist, also die Macht hat, zu definieren, was wahr oder falsch etc. ist.

Dies gilt auch für ein interkulturelles Seminar. Sowohl in unserer Gruppe der Teamer und Teamerinnen als auch der Teilnehmenden existieren unterschiedliche soziale Rollen, die nicht nur durch sich unterscheidende kulturelle Erfahrungszusammenhänge geprägt sind, sondern diese Rollen sind abhängig von Geschlecht, Alter und Beruf, was sich schließlich auch auf das situationsabhängige Verhalten und den Kommunikations- und Interaktionsprozess niederschlägt. Außerdem wissen wir, dass Rollen immer auch sozial bewertet werden, das heißt im Bild höher oder niedriger stehen. Hierzu gehört dann auch, wessen Meinung wir eher gelten lassen, die eines Wissenschaftlers, Soldaten oder Kriegsdienstverweigerers. Wobei es für kommunikative Handlungen keineswegs unbedeutend ist, dass soziale Rollen nicht nur einen Verhaltenskatalog zur Verfügung stellen, sondern mit sozialen Rollen auch bestimmtes Verhalten erwartet wird. So wird beispielsweise von einer Frau ein anderes Verhalten erwartet als von einem Mann usw. Es stellt sich mir dann weiter die Frage, sind diese sozialen Rollen gleichberechtigt und wer erwartet welches Verhalten von wem und was bedeutet das für den interkulturellen Diskurs? Ein Beispiel mag dies verdeutlichen: In einer Diskussion über die weitere inhaltliche Ausgestaltung unserer Treffen wurde die Einschätzung geäußert, dass es sogenannte „Alpha- und Betatiere“ in der Gruppe der Teamer und Teamerinnen gäbe und die Alphiatiere schließlich zu entscheiden hätten, welche Themen nun schwerpunktmäßig diskutiert werden sollten. Im Übrigen sollte es niemanden erstaunen, wenn mit den Alphiatiern ausschließlich Teamer gemeint waren, während die Teamerinnen den Betatiern zugerechnet wurden. Unabhängig davon, ob diese Vorstellung nun ernst gemeint war oder nicht, macht sie gleichwohl eine kommunikative Praxis deutlich, die eine Folie für Verhaltensanforderungen und -zuschreibungen enthält und damit den Diskurs zumindest vorstrukturiert.

Wenn ich demnach verstehen will, warum jemand in dieser oder jenen Situation auf diese oder jene Art und Weise handelt, muss es mir nicht nur möglich sein, die eigene und die Rolle der anderen kritisch zu reflektieren, sondern ich muss mich auch quer zu den gängigen Vorstellungen von Verstehen und Wissensvermittlungen bewegen. In einem interkulturellen Seminar kann es dann auch nicht nur um institutionelle Anforderungen und Funktionen gehen, sondern auch die subjektiven Erfahrungs- und Vorstellungswelten gewinnen an Bedeutung.⁷⁵ Dies gilt zumal für ein Seminar zum Thema Militärkulturen, in dem sich die Lebenswelten von Männern, Frauen, Soldaten, Kriegsdienstverweigerern, Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen etc. zwar oft genug grundsätzlich unterscheiden, dennoch aber Situationen und Zusammenhänge gemeinsam ausgehandelt, geordnet und eingeordnet werden sollen.

Eine ausschließlich kognitive Wissensvermittlung im Sinne der Darstellung der beiden Militärsysteme ist dann auch kaum hinreichend, um jeweils andere Militärkulturen tatsächlich auch zu verstehen⁷⁶. Verstehen in interkulturellen Zusammenhängen muss vielmehr über die reine Wissensvermittlung vom „Katheder“ hinausgehen und auch andere Formen des Lernens und Verstehens ermöglichen. Ein solcherart offener Dialog setzt voraus, dass ein jeder/jede, unabhängig von Wissen, Status oder sozialer Rolle, seine/ihre Vorstellungen, Kenntnisse und Erfahrungen formulieren kann, auch andere Standpunkte, Meinungen und Absichten „erträgt“ und was möglicherweise noch wichtiger ist, sehr genau zuhört, nicht nur, was das Gegenüber zu sagen hat, sondern zu versuchen, gleichsam auch zwischen den Zeilen zu lesen, das heißt im weitesten soziale und kulturelle Symbolisierungsweisen zu registrieren.

Hierzu braucht eine multikulturell zusammengesetzte Gruppe nicht nur viel Zeit, sondern auch viel Raum. Mit Raum meine ich eine Gruppendynamik, die zulässt und zuhört: Zulassen auch von Überlegungen und Ansichten, die für die eigene Meinung provozierend und missverständlich sein mögen, das Selbstverständnis in Frage stellen und möglicherweise auch die eigene Person irritieren. Dies stellt zweifelsfrei hohe Anforderungen an die Kommunikationsfähigkeiten der Teilnehmenden eines solchen Seminars wie auch an die Organisation und Koordinierung der Treffen. Damit mögliche Barrieren und Kommunikationsprobleme möglichst gering gehalten bzw. abgebaut werden können, sollten daher die Treffen so flexibel wie möglich gestaltet werden. Aus meiner Sicht heißt das zumindest, dass auch Diskussionen über scheinbare „Nebensächlichkeiten“ der entsprechende Raum gewährt wird, selbst wenn sogenannte „harte“ Inhalte dafür zurücktreten müssen – „machen wir früher Pause oder später? Warum müssen die Pausen für einige so lange dauern, wer soll eigentlich an unserem Seminar teilnehmen? Kommt es darauf an, dass man beim Militär war oder ist, Wissenschaftler/Wissenschaftlerin ist oder was sind die Voraussetzungen? Warum kommen gerade zu einem Thema, das für den einen vollkommen verständlich ist, von anderen ständig Nachfragen? Womit hat das etwas zu tun?“ etc. Denn Fakten zu vermitteln bzw. zu referieren, ist häufig weitaus unproblematischer als subjektive Einschätzungen und Perspektiven „auszuhalten“, das heißt dem „Nichtauszusprechenden“, das sich oft genug hinter solchen Diskussionen verbirgt, Raum zu lassen. Dies hat für mich deshalb eine so große Bedeutung, da ich auch in diesem Seminar die Erfahrung machen konnte, dass vor allem

⁷⁵ Die im folgenden dargestellten Überlegungen werden daher keineswegs ausschließlich theoretischer und methodologischer Natur sein, sondern meine Notizen zu unseren verschiedenen Treffen nutze ich beispielhaft immer wieder als Basis für meine Reflexionen. Als empirisches Material dienen mir hier nicht nur meine Notizen zu den seit 1995 halbjährlichen Treffen, die jeweils abwechselnd in Frankreich und Deutschland über einen Zeitraum von sieben Tagen stattgefunden haben, sondern der folgende Beitrag basiert ebenfalls auch auf meinen Berichten, die jeder Teamer bzw. Teamerin nach einem solchen Arbeitstreffen angefertigt hat.

⁷⁶ Wobei hier nicht totales, sondern nachvollziehendes Verstehen gemeint ist. Vgl. zum sozialen Verstehen ausführlicher Casmir, F.L./Asuncion-Land, N.C. 1989: 278–309.

in informellen Gesprächen Antworten gesucht und kritische Fragen gestellt wurden. Manchmal ist es eben einfacher und auch notwendig, dass in kleineren Gruppen oder auch in Zweiergesprächen Unbequemes formuliert werden kann und wird.

2 Militär und Geschlechterverhältnisse

Die Art und Weise des Zuganges zu verschiedenen kulturellen Wirklichkeiten ist dabei eine Sache, beschäftigt man sich in einem interkulturellen Seminar mit dem Thema Militär bzw. Militärkulturen, ist es darüber hinaus notwendig, sich vor Augen zu führen, dass Streitkräfte im Vergleich zur zivilen Kultur demokratisch verfasster Gesellschaften Besonderheiten aufweisen: Hierzu zählt nicht nur eine an Befehl und Gehorsam orientierte hierarchische Kommunikationspraxis, sondern wer sich mit Militärkultur befasst, kommt weiter nicht umhin festzustellen, dass Streitkräfte nahezu weltweit männlich dominierte Institutionen sind. Daran hat sich – trotz einer schrittweisen Öffnung der Streitkräfte für Frauen – erstaunlich wenig geändert. Selbst in Armeen mit einem relativ hohem Frauenanteil, wie der amerikanischen oder israelischen Armee spielen Soldatinnen insbesondere in Kampfeinheiten nur eine untergeordnete Rolle. Dass keine oder nur wenige Frauen in den meisten Armeen dieser Welt da sind, wird in traditionell männlichen Kontexten wie dem Militär beständig als durch die Tradition verbürgte Selbstverständlichkeit, durch Gesetz oder durch gesellschaftliche Arbeitsteilung begründet. Keinesfalls aber dreht sich die Kommunikation um Probleme; die sich an die Männlichkeit der soldatischen Rolle knüpfen. Das war auch in unserer interkulturellen Beschäftigung mit dem Thema Militär nicht viel anders: Gleich bei einem unserer ersten Treffen haben wir uns zwar mit der Frage einer weiteren Öffnung der Bundeswehr für Frauen beschäftigt und auch später tauchte das Thema Frauen, Krieg und Militär vereinzelt immer wieder in der Diskussion auf, die Bedeutung des Militärs bei der sozialen und kulturellen Konstruktion von Geschlechterbildern etwa oder die Frage nach der Rolle von Frauen in und für Militär und Krieg blieben jedoch weitgehend ein randständiges Thema.

Dies mag umso mehr erstaunen, da unsere interkulturellen Treffen in eine Phase der umfassenden Umstrukturierungen von Streitkräften fiel, zu denen gerade auch eine weitergehende Öffnung der (westeuropäischen) Streitkräfte für Frauen zählte. Dies gilt zumal für die Bundeswehr. Im Vergleich mit den Armeen der Nato-Staaten gehörte die Bundesrepublik bis Anfang 2001 zu den Nachzüglerinnen in bezug auf eine Öffnung ihrer Streitkräfte für Frauen. Der weitgehende Ausschluss von Frauen aus der Bundeswehr wurde dabei mit Hinweis auf Artikel 12a GG, der den Waffendienst von Frauen verbietet, begründet. Bis zu diesem Zeitpunkt beschränkte sich weiblicher Militärdienst ausschließlich auf den Sanitäts- und Militärmusikdienst der Bundeswehr. Erst ein entsprechendes Urteil des Europäischen Gerichtshofes im Jahre 2000 brachte die bis dahin gültige Praxis zu Fall. Die Bundeswehr muss, so entschieden die europäischen Richter, Frauen den Waffendienst ermöglichen. Ausnahmen bei der rechtlichen Gleichstellung von Männern und Frauen seien nach Ansicht der Richter nur bei genau begründeten Fällen, wie bei bestimmten Kampfeinheiten, zulässig. Die Politik reagierte schnell und öffnete sämtliche Verwendungsbereiche für weibliche Anwärter. Anfang 2001 sind nun inzwischen die ersten Frauen in die neuen Verwendungen eingestellt worden. Für die Bundeswehr wurden damit Prozesse eingeleitet, die in anderen Armeen längstens zu beobachten sind.

Die weibliche Eroberung der „Institutionen der Gewalt“ gestaltet sich allerdings schwierig: Als nicht kontrovers und weithin gesichert kann gelten, dass Frauen überall in den Armeen grundsätzlich nicht nur die Minderheit darstellen, sondern im Offizierskorps unterrepräsentiert und im Generalsrang eher selten zu finden sind. Aufgrund der in den meisten Armeen der Nato-Mitgliedstaaten existierenden Zugangsbeschränkungen zu Kampffunktionen sind zudem die Aufstiegs- und Verdienstmöglichkeiten von Soldatinnen geringer als die ihrer männlichen Kameraden. Im Rahmen einer Teilhabe am Militär übernehmen Frauen zumeist – entsprechend dem weiblichen Rollenbild – Aufgaben in pflegenden und unterstützenden Bereichen, wie Sanitätsdienst, Fernmeldedienst oder im Büro- und Verwaltungsdienst.

Sucht man nach den Gründen dafür, so wird man schnell darauf aufmerksam, dass vor allem die kämpfende Soldatin sowohl innerhalb wie auch außerhalb des Militärs dazu angetan ist, zum Teil heftige Reaktionen zu provozieren. Das Spektrum an Vorbehalten ist dabei umfangreich: Es reicht von funktionalen Begründungen, wie Schwangerschaften könnten zu Dienstausschlag führen, die Kindererziehung wäre durch den militärischen Dienst beeinträchtigt oder es würden zusätzliche Kosten entstehen, bis hin zu rechtlichen Überlegungen. Und selbst dann, wenn Frauen die Fähigkeit zugesprochen wird, als Soldatin ebenso effektiv zu sein wie ein Mann und sich auch in der Führungsfähigkeit nicht von diesen zu unterscheiden, wird selten versäumt zu betonen, dass tieferliegende psychologische und/oder soziologische Hemmnisse einer zunehmenden Integration von Frauen in die männerorientierte Welt der Streitkräfte entgegenstehen, männliche und weibliche Bedürfnisse unterschiedlich seien oder die Weiblichkeit an den Erfordernissen des militärischen Alltags leiden könnte. Diese Rechtfertigungen bewegen sich keineswegs außerhalb gängiger Argumentationsmuster, vielmehr sind diese angesichts der Tatsache, dass die Rolle von Mann und Frau in allen Gesellschaften als unterschiedlich definiert wird und dies im Sinne einer geschlechtsspezifisch-funktionalen Arbeitsteilung im besonderen auch für das Gewalthandeln gilt, durchaus üblich. (Seiffert 1998: 91)

Wer dann auch meint, dass es bei der Frage eines Militärdienstes von Frauen zentral um deren Kampf- und Militärfähigkeit geht, sieht sich nicht selten getäuscht. Bedeutender werden nämlich die möglichen Auswirkungen einer weiblichen Teilhabe auf die Strukturen des Militärs selbst bewertet. So tauchte auch in den Diskussionen über die Öffnung der Bundeswehr für Frauen immer wieder die Frage auf, ob das Vorhandensein von Frauen das Gefüge der Verbände und Einheiten beeinträchtigt und infolge dessen die Effizienz und Funktionsfähigkeit der Streitkräfte reduziert werde. Vor allem die Annahme, dass eine zunehmende Integration von Frauen in das Militär negative Auswirkungen auf Kameradschaft und Moral haben könnte, wurde als entscheidendes Argument gegen eine deutlichere Präsenz von Frauen in den Streitkräften ins Feld geführt. Zwar wird den Soldatinnen positiv zugeschrieben, dass durch ihre Anwesenheit eine disziplinierende Wirkung auf männliche Kameraden erzielt werde und sich auch der Umgangston verbessern würde, doch die Befürchtung, dass die militärischen Strukturen aufgrund einer Ungleichbehandlung von Männern und Frauen unterlaufen werden könnten, wiegt häufig schwerer. Auch bei diesem Vorbehalt geht es allerdings nur vordergründig um die Gleichbehandlung der Geschlechter. Die keinesfalls selten geäußerte Befürchtung etwa, dass die Gruppenkohäsion und der Einsatzwert der Gruppe im Zuge einer verstärkten Integration von Frauen insbesondere durch „Fraternisierung“ und „Paternalismus“ geschwächt werde, zielt nicht nur darauf ab, dass durch die Anwesenheit von Frauen mehr als bisher auch die Sexualität Einzug ins Militär hält, sondern eine verstärkte weibliche Präsenz wird zudem als heterogenisierendes Element in einer auf Homogenität bedachten Institution interpretiert.

Es geht demnach prinzipiell weniger um die Frage militärischer Qualifikation von Frauen als vielmehr um das Geschlechterverständnis und die Rolle der Frau im Militär (und in der Gesellschaft). Mit der Argumentation nämlich, dass das Militär durch die Anwesenheit von Frauen gleichsam „aufgeweicht“ werden könnte, wird nicht nur suggeriert, dass weibliche Teilhabe die Effizienz des Militärs verringere – entsprechend dem Geschlechterstereotyp einer weiblichen Friedens- und einer männlichen Gewaltaffinität –, sondern zugleich auch Weiblichkeit als dem Militär abträglich oder nur in bestimmten Bereichen mit militärischen Strukturen vereinbar interpretiert. Dies äußert sich vor allem in Akzeptanzproblemen männlicher Soldaten und in besonderer Weise in sexuellen Übergriffen. So stellte bereits Mitte 2001 der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Dr. Wilfried Penner, fest, dass zur Bundeswehr „offenbar eine besondere Form des sexuellen Schwadronierens“ gehöre. Und weiter heißt es, dass in „dem Männerorden“ eine „reflexartige Solidarität“ beobachtet werden könne und die weitverbreitete Neigung sexuelle Übergriffe „zu vertuschen und zu verharmlosen“. (Der Spiegel 32/2001)

Ein interkulturelles Seminar zum Thema Militärkulturen mit Soldaten, Männern, Frauen, Kriegsdienstverweigerer etc. wird demnach auch mit unterschiedlichen Geschlechterrollenvorstellungen zu rechnen haben. Dabei gilt es zum einen sowohl die unterschiedlichen Sozialisierungen, Mentalitäten und Prägungen in den nationalen Armeen als auch in den jeweiligen Zivilgesellschaften zu berücksichtigen. Schließlich werden im und durch Militär Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit vermittelt, die gesellschaftlich konstruiert und historisch ableitbar sind und damit den Rahmen vorgeben innerhalb dessen Männer und Frauen in militärische Überlegungen einbezogen werden. Zum anderen kann die Praxis der Geschlechterintegration nicht nur Hinweise auf die je spezifischen gesellschaftlichen Wertvorstellungen geben, sondern die jeweilige gender-Praxis in den Streitkräften vermag zugleich deutliche Anhaltspunkte für die Beziehungen von Militär und Gesellschaft zu liefern. So wird beispielsweise eine Gesellschaft mit eher egalitären Geschlechterrollenvorstellungen auch eher seltener einen weiblichen Militärdienst ablehnen als eine Gesellschaft mit traditionellem hierarchischem Geschlechterarrangement. Das folgende Beispiel mag dies veranschaulichen: Bereits Anfang der 90er Jahre wies allen voran die schwedische Regierung darauf hin, dass ein größerer Frauenanteil an Peacekeeping-Operationen nicht nur maßgeblich die Wertvorstellungen der an den jeweiligen Aktionen beteiligten Nationen symbolisiere, sondern grundlegend auch Ausdruck dafür sei, wie sich die internationale Gemeinschaft eine beständige und gleichberechtigte Gesellschaft vorstelle. An dieser Stelle ist allerdings der Hinweis unumgänglich, dass Anspruch und Wirklichkeit hier drastisch auseinander klaffen: Der Frauenanteil an Peacekeeping-Missionen im Rahmen der UNO ist, trotz aller Bemühungen den Frauenanteil entsprechend zu erhöhen, nicht nur marginal, sondern mit knapp zwei Prozent seit 1993 relativ stabil geblieben. Einer der wichtigsten Gründe dafür liegt nach Untersuchungen der UNO insbesondere in kulturellen Blockaden der jeweiligen Entsenderstaaten.

3 „... und dazwischen existieren weitere Subkulturen“

Mit einem solcherart gender- wie diskurstheoretisch vordefinierten Blick möchte ich nun einige weitere Schlaglichter auf meine Erfahrungen und Beobachtungen in unserer Seminarreihe zum Thema „Jugend, Verteidigung und europäische Sicherheit“ werfen. Den Fokus möchte ich dabei auf die Konstruktion von Militärkulturen legen, wobei Militärkultur hier verstanden wird als ein System geteilter Symbole und Bedeutungen innerhalb einer Institution, an bzw. mit denen die Mitglieder ihre Erfahrungen deuten und ihre Handlungen ausrichten. Dabei ist die Konstruktion von Wirklichkeiten im Allgemeinen und die Konstruktion von Militärkulturen im Besonderen ein komplexer Vorgang: Ich gehe davon aus, dass dies ein subjektiver Verarbeitungsprozess durch Deutung und Interpretation innerhalb gesellschaftlicher Strukturen ist. Unsere Gruppe der Teilnehmenden verstehe

ich demnach als Mikrokosmos französischer bzw. deutscher Militärkulturen. Wenn Franzosen und Deutsche als Angehörige ihrer jeweiligen Kultur im Allgemeinen und mit ihren jeweiligen Erfahrungen mit und im Militär im Besonderen in einem interkulturellen Projekt arbeiten, wie verhalten sich diese als Vertreter ihrer jeweiligen Militärkulturen im weiteren Sinne und wie gehen sie mit den interkulturellen Anforderungen um? Die folgenden Ausführungen erheben keinesfalls den Anspruch, die gestellten Fragen vollständig zu beantworten, noch wollen sie einen übergeordneten theoretischen Rahmen entwickeln, sie beziehen sich vielmehr exemplarisch auf verschiedene Stationen und Aspekte der einzelnen Treffen.⁷⁷ Auf diese Art und Weise, so meine Überlegung, soll zugegebenermaßen ein durchaus beabsichtigter subjektiver Einblick in die Lebenswelten unseres interkulturellen Seminars gestattet werden.

Die Chancen und Schwierigkeiten eines solchen Seminars formulierte schließlich ein Teilnehmer in der Reflexion auf das Seminar mit folgenden Worten sehr eindrücklich: „Mir ist aufgefallen, dass dazwischen weitere Subkulturen existieren. Ich frage mich, wie man das fassen kann?“ Und weiter meinte er, dass „aufgrund der Nebenschauplätze effektives Arbeiten manchmal schwierig war.“ Gleichzeitig war es für ihn besonders interessant, „unterschiedliche Einstellungen und Meinungen zum Thema Militär kennen zulernen.“ Diese unterschiedlichen „Subkulturen“ zeigen sich aber keineswegs nur in konträren Einstellungen und Meinungen zum Thema Militär, sondern auch in sich teilweise gänzlich unterscheidenden kulturellen und sozialen Symbolisierungsweisen. Diese Symbolisierungen sind keineswegs einfach zu fassen, werden sie doch mit Argumenten und Fakten be- bzw. unterlegt und verbleiben oft genug im unausgesprochenen Raum. Dennoch möchte ich eben dieser Spur nachgehen. Meine im folgenden geschilderten Erfahrungen sollen daher im Zusammenhang mit dieser Spurensuche betrachtet werden.

4 Heterogenität versus Homogenität

Wenn man sich entschließt an einem interkulturellen Seminar zum Thema „Jugend, Verteidigung und europäische Sicherheit“ im Rahmen eines forschungsorientierten Programms des Deutsch-Französischen Jugendwerkes teilzunehmen, wird man zu Beginn des Seminars vermutlich zumindest zweierlei erwarten: 1. die Seminarteilnehmer/die Seminarteilnehmerinnen gehören der deutschen oder der französischen Nationalität an und verfügen 2. über direkte oder indirekte Erfahrungen mit Militär. Diese Kombination, so darf weiter vermutet werden, verspricht nicht nur ganz allgemein einen kognitiven Wissenszuwachs über die jeweilige nationale Kultur und dem entsprechenden Militärsystem, insbesondere für diejenigen, die sich bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht oder nur am Rande mit der jeweiligen anderen Kultur bzw. den Streitkräften befasst haben, sondern dürfte ebenso einen affektiven Lernprozess befördern.

Dieser Lernprozess dürfte sich, so kann weiter vermutet werden, nicht nur äußerst interessant gestalten, sondern auch spannungs- und konfliktreich aufgeladen sein. Dies vor allem auch deshalb, da die sogenannte interkulturelle Lerngruppe nicht nur multikulturell zusammengesetzt ist, sondern, wie bereits erläutert, auch mit Unterschieden in der Wahrnehmung von Generationen, Berufsgruppen, Geschlecht etc. zu rechnen hat. Interkulturelles Verstehen kann dann auch nicht heißen, sich von vorneherein in die Arme zu fallen, Gemeinsamkeiten zu behaupten und Differenzen zu kaschieren. Es gilt vielmehr, Klischees, Ressentiments und Vorurteile, die häufig latent bestehen und nur selten direkt geäußert werden, auszumachen und anzusprechen.

Dieser meiner Erwartungshaltung folgend, war dann auch für mich das Lernen in der Begegnung, das vor allem die persönlichen Erfahrungen der Teilnehmer und Teilnehmerinnen mit einbezieht und diese als Lernstoff ebenso ernst nimmt wie die didaktisch aufbereiteten Informationen, zentrales Moment meines Erkenntnisinteresses. Weiter kann dann auch nicht verwundern, wenn ich die verschiedenen Begegnungen und Treffen selber als einen Prozess verstanden habe, in dessen Verlauf Befremden, Annäherung an „das Andere“, Vergleich des „Eigenen“ mit dem „Anderen“ und gegebenenfalls die Korrektur bzw. Relativierung eigener Vorstellungen und Verhaltensweisen stattfindet.

Die interkulturelle Gruppe spiegelt, so meine Beobachtung, auf vielfältige Weise die Reaktion anderer auf die eigenen Äußerungen wider, sie ist der Resonanzboden für das Eigene wie das Fremde. Augenscheinlich wird dies im folgenden Beispiel aus unserer Seminarreihe: In der Reflexion auf unsere Seminare beschrieb ein französischer Kriegsdienstverweigerer seine Rolle in der Gruppe als Außenseiter. So bemerkte er, dass er sich über vier Jahre in einer Situation befunden habe, die für ihn nicht leicht gewesen sei. Und weiter hieß es, dass man sich umgekehrt vorstelle, man sei ausschließlich von Friedensforschern, Antimilitaristen etc. umgeben. Diese Situation umschrieb er folglich auch als Gefühl der Fremdheit in der Gruppe. Sein Beitrag sei aber deshalb von Bedeutung für unseren Verstehensprozess, weil es eben gerade die Position eines radikalen Außenseiters sei. Bedeutend an dieser

⁷⁷ Im Sinne der teilnehmenden Beobachtung vertrete ich die Ansicht, dass insbesondere subjektive Auswertungen eines interkulturellen Projektes hilfreich und bedeutend sein können, um die Komplexität und Ambivalenz von kommunikativen Handlungen zu erfassen und darüber hinaus organisations- und kulturspezifische Phänomene aufzudecken und zu dechiffrieren. Siehe zur Datenerhebung der teilnehmenden Beobachtung Flick, Uwe u. a. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, 2. Auflage, Weinheim 1995, S. 158ff.

Einschätzung ist dabei nicht nur das Gefühl der Fremdheit, sondern auch die Wahrnehmung selbst: eine multikulturell zusammengesetzte Gruppe, bedarf geradezu der Heterogenität, um nämlich unterschiedliche Positionen, Einstellungen und Meinungen nicht nur deutlich und transparent zu machen, sondern auch um Verstehen, das heißt Einsicht, Akzeptanz und Toleranz, überhaupt erst zu ermöglichen. Es kann dann auch nicht verwundern, wenn dies in unserer Gruppe aufgrund von sich oft genug auch ausschließenden Mentalitäten, Einstellungen und Orientierungen nicht immer leicht war. Nicht selten hatte ich dabei den Eindruck, dass nationale Unterschiede, unabhängig von den Fremdsprachenkompetenzen, sich oft genug weniger deutlich auf den Verstehensprozess auswirkten, denn Wahrnehmungsdifferenzen, die sich aus den je spezifischen sozialen Rollenzuschreibungen ergaben. Ein Beispiel mag dies wiederum illustrieren: Im Laufe unseres Projektes hörte ich immer wieder die Frage, wie denn jemand, der nie Soldat war, über das Militär schreiben könne und auf welchen Erfahrungen und Kenntnissen denn überhaupt die Deutungen und Interpretationen zum Thema Militär basieren. So berechtigt diese Frage zunächst auch ist, verfügt ein Soldat/eine Soldatin doch zweifelsfrei über andere Erfahrungszusammenhänge mit Militär als eine Wissenschaftlerin, die kaum praktische Erfahrungen im Militär aufzuweisen hat und sich theoretisch mit militärbezogenen Fragen beschäftigt, so wird hier zumindest noch eine weitere Ebene mitkommuniziert. Es geht offensichtlich nicht nur um unterschiedliche Erfahrungsräume, sondern auch um unterschiedliche Rollenerwartungen und damit auch Verhaltensanforderungen. Dabei müssen sich diese differierenden Verhaltensanforderungen keineswegs negativ auf den Verstehensprozess auswirken. Allerdings zeitigen sie dann negative Folgen, wenn die unterschiedlichen Kompetenzen und Erfahrungen in ihrer Verschiedenheit nicht als gleichgewichtig und -wertig für den Verstehensprozess eingestuft, sondern hierarchisch in Beziehung gesetzt werden.

Interkulturelles Verstehen muss daher zwangsläufig von der Heterogenität einer Gruppe bzw. Gemeinschaft ausgehen, wie sie praktisch in allen Gesellschaften existiert, in denen Menschen mit verschiedenen Kulturen leben. Unabhängig von dieser Heterogenität kann sich aber dennoch ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln. Diese Solidarität entsteht allerdings nicht durch von außen aufgesetzte Normen, sondern ist allenfalls das Ergebnis einer Gruppenarbeit und -erfahrung. Folgt man dieser Einschätzung kommt man nahezu unabwendbar zu dem Schluss, dass eine multikulturell zusammengesetzte Gruppe gerade weil sie sich ihrer Unterschiede bewusst wird und Eigenes wie Fremdes offen legt, sich in die Lage versetzt, eine gemeinsame Basis für Verstehen zu schaffen. Dies, so wird sich im folgenden zeigen, ist jedoch von einer Vielzahl von Schwierigkeiten und Hindernissen begleitet.

5 ... und was hat das mit Militär zu tun?

Militär, so meine Überlegungen, beschränkt sich nicht auf die Institution, sondern hat weitreichende Auswirkungen auf Gesellschaft und deren Mitglieder. Mir war es daher wichtig, dass in unserer Projektgruppe unterschiedlichste soziale und kulturelle Erfahrungswerte mit Militär und Militärkultur repräsentiert werden. Dies gelang nach meiner Einschätzung auch. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen waren so beispielsweise nicht ausschließlich Soldaten und Militärstrategen, sondern auch Kriegsdienstverweigerer, Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die sich mit Militär beschäftigen, Friedensbewegte, Militärbefürworter und -ablehner etc.

Diese glatte Aufzählung war jedoch nach meiner Einschätzung vor allem zu Beginn des Projektes keinesfalls so unproblematisch wie es hier anklungen mag. Die Diskussionen im „Leitungsteam“ über die Voraussetzungen einer Teilnahme an unserem Seminar mögen hier als Beispiel gelten. So entbrannte während eines Treffens der Teamer und Teamerinnen eine heftige Diskussion über die weitere Teilnahme eines radikalen Kriegsdienstverweigerers und Militärgegnere. Unabhängig von den zutreffenden oder nicht zutreffenden Argumenten gegen bzw. für eine solche Teilnahme, zeigten sich hier sehr deutlich die Schwierigkeiten eines Projektes mit einer derart heterogenen Konstellation und einem derart sensiblen und streitbarem Thema einerseits. Andererseits offenbarten sich mir in diesem Zusammenhang aber auch die unterschiedlichen Vorstellungen über die Zielsetzung und Vorgehensweise eines interkulturellen Projektes. Ging es mir beispielsweise nicht nur um „Fachwissen“ und „Theorie“, sondern vor allem auch um die Möglichkeiten unterschiedliche Standpunkte und Erfahrungswerte mit Militär und Militärkultur in Frankreich und Deutschland kennen zu lernen und wechselseitig bearbeitbar zu machen, hatte ich mehr und mehr den Eindruck, dass dieses Anliegen nicht von allen geteilt wurde. Die Dynamik der Treffen gestaltete sich also durchaus explosiv.

Diese Explosivität zeigte sich für mich sehr deutlich auch in den folgenden Treffen. Die Befürchtung, dass durch den Versuch einer Beeinflussung der Gruppenzusammensetzung und der Schwerpunktsetzung auf „Effizienz von Wissensvermittlung“ eine Steuerung der Gruppendynamik und inhaltlichen Ausrichtung befördert werden könnte, gehört für mich zu dieser Auseinandersetzung. Diese Befürchtungen und Überlegungen blieben jedoch keineswegs nur auf Teile des Leitungsteams beschränkt, sondern bezogen auch die TeilnehmerInnen mit ein. Der Versuch eines Teils der Gruppe experimentelle Formen des Dialoges in die Treffen zu integrieren, war für mich dann der entscheidende Wendepunkt. Der Versuch die Dialogform von einer traditionellen Wissensvermittlung vom „Katheder“ hin zu einer offenen Diskurskultur zu verändern, hat m.E. dann auch einen nicht unbedeutenden Schritt hin zu einer verbesserten Gruppendynamik geleistet. An dieser Stelle sei allerdings auch darauf hingewiesen, dass

diese meine positive Einschätzung des Methodenwechsels und dessen Auswirkungen auf den Gruppenprozess keineswegs von allen Teilnehmenden unseres Seminars geteilt wurde, sondern ganz im Gegenteil, ein Großteil der Gruppe ihre Einschätzungen von Rollenspielen etc. mit den Worten umschrieb, „wir sind doch keine Versuchskaninchen“. Unabhängig von dieser negativen Bewertung war dennoch fast einhelliger Tenor, dass nicht nur das Verstehen verschiedener Positionen zum Thema in den darauffolgenden Treffen erleichtert, sondern sich zunehmend auch Freundschaften entwickelt und vertieft hätten. Aus meiner Perspektive hat der Methodenwechsel daher quasi eine „Eisbrecher-Funktion“ übernommen.

Es ging dabei aber nicht ausschließlich um eine verbesserte Gruppendynamik, sondern auch um einen Verstehensprozess, der nicht ein-, sondern mehrdimensional ausgerichtet ist. Entsprechend der Annahme, dass Verstehen im allgemeinen und im Zusammenhang mit einem interkulturellen Dialog im besonderen nur selten linear und widerspruchsfrei, sondern meist heterogen, antagonistisch und konflikthaft ist, ging es eben auch darum, diesen Ambivalenzen und Verunsicherungen Raum zu schaffen. Ich will an dieser Stelle aber nur am Rande über unterschiedliche Zugangsweisen zur Interkulturalität debattieren. Die Diskussionen um die „richtigen“ oder „falschen“ Methoden, ein „gutes“ oder „schlechtes“ Treffen etc. sind notwendig und unumgänglich, gehören für mich eben gerade auch zu den unterschiedlichen Symbolisierungsweisen bzw. machen einen nicht unbedeutenden Teil unserer interkulturellen Wirklichkeit aus.

Dabei ist inzwischen fast eine Binsenwahrheit, dass Nähe von Gruppen mit verschiedenen, auch sich ausschließenden Standpunkten und Meinungen, keineswegs immer Verstehen und Solidarität fördert, sondern häufig auch Ablehnung auslöst und Konflikte verschärft. Auch diese Mechanismen wirken keineswegs linear, sondern schlagen sich quasi als Wellenbewegungen auf den Dialog nieder bzw. sind durch Tendenzen des Ein- und Ausschlusses gekennzeichnet: Übertragen auf unsere TeilnehmerInnentreffen könnte dies grob wie folgt skizziert werden: Am Anfang bestand das Bedürfnis nach Gemeinsamkeiten. Ambivalenzen und Konflikte werden kaum sichtbar. Neugier und Entdeckungslust ist vorherrschendes Moment. Im Vordergrund steht kognitives Verstehen. Jenseits der dominierenden Plenarveranstaltungen dieser Treffen (meist abends in geselliger Runde) werden erste persönliche Meinungen und Haltungen zum Thema Militär ausgetauscht. Es beginnt entlang der persönlichen und politischen Haltungen zum Thema Militär und Militärkultur eine erste Ein- und Zuordnung. Dabei wird nach meiner Beobachtung zunächst in den nationalen Gruppen und später auch unabhängig von der Nationalität deutlich, dass sich eine lose Gruppenzuordnung entlang einer militärkritischen bzw. militärbefürwortenden Einschätzung formiert. Grundsätzlich ist jedoch, unabhängig vom Standpunkt, eine große Bereitschaft zur Kommunikation jenseits einer weltanschaulichen Verortung zu beobachten. Angemerkt sei dabei, dass diese Konstellationen im Verlauf unserer Treffen jedoch keineswegs statisch, sondern in steter Auf- und Ablösung begriffen sind. Eine eigene Dynamik bezogen auf Verhaltens- und Handlungsstrategien haben im Prozess des Dialoges jedoch nicht nur unterschiedliche Haltungen zum Militär, sondern auch unterschiedlichste soziale und individuelle Merkmale. Eine lose Gruppenzuordnung ließ sich so zum Beispiel auch nach Alter und Geschlecht beobachten.

Die darauffolgende Phase unserer Treffen würde ich als Ernüchterungsphase beschreiben. Das Interesse an den Treffen ist zwar keineswegs gering, allerdings verändert sich in dieser Phase langsam aber stetig die Gruppendynamik. Diese Veränderung zeigt sich ganz offensichtlich auch in der Zusammensetzung der TeilnehmerInnengruppe. Insbesondere die radikalen Militärgegner der französischen TeilnehmerInnengruppe ziehen sich mehr und mehr zurück. Eine starke militärkritische Haltung wird zunehmend durch eine moderatere Haltung zu Militär und Militärkultur ersetzt. Diese „Reibungsverluste“ haben einerseits den Vorteil, dass eine „konfliktfreiere“ Diskurskultur entsteht, andererseits bedeuteten sie aber auch eine Begrenzung unseres interkulturellen Dialoges. Dies aber blieb letztendlich dem gruppendynamischen Prozess bzw. den jeweiligen Kräfteverhältnissen überlassen. Ich aber empfand diese Phase als äußerst problematisch, hatte ich doch den Eindruck, dass der Aktionsradius der Gruppe zunehmend eingeschränkt wurde. Diese Schwierigkeit zeigte sich mir wieder einmal in den Diskussionen um ein angemessenes Vorgehen bzw. die angemessene Methode. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich den Eindruck, dass die Gruppe statt gemeinsame Konfliktstrategien zu entwickeln, Konflikte an „Autoritäten“ delegierte. Es folgte dann auch eine zunehmende Bürokratisierung und Formalisierung der Treffen. Dabei habe ich gleichwohl berücksichtigt, dass Kommunikation und Interaktion in einem interkulturellen Projekt zum Thema Militär mit heterogener TeilnehmerInnengruppe eher die Ausnahme denn die Regel ist und dies sowohl besondere Chancen als auch Gefahren birgt. Diese Phase würde ich dann auch als „Konfrontationsphase“ beschreiben. Ein entscheidender Aspekt diese Phase zu überwinden, war m. E. wiederum der Wechsel der Methoden. Dieser Methodenwechsel als Ergebnis der Gruppenarbeit musste allerdings schwer erkämpft werden und führte bei mir zu einer weiteren Ernüchterung. Zu diesem Zeitpunkt nämlich zeigten sich mir sehr deutlich auch die Grenzen unseres interkulturellen Verstehensprozess: Hatte ich zu Beginn unseres Projektes noch gehofft, dass es uns, neben den im Verlauf unseres Projektes entstandenen persönlichen Beziehungen und Freundschaften, auch gelingen könnte, eine deutliche Annäherung im Verstehen der unterschiedlichen Orientierungen und Identifikationen von Militär- und Zivilkultur der beiden Nationen zu befördern, hatte ich nun mehr und mehr den Eindruck, dass dieses Unterfangen so weit reichend wie von mir erhofft, aufgrund unterschwelliger Konfrontationen, Vorurteilen und Zuschreibungen, offensichtlich nicht möglich war.

6 Verstehen eine ständige Geduldsprobe?

Erst in den darauffolgenden Treffen änderte sich diese Situation für mich. Hierzu trugen die veränderten inhaltlichen Schwerpunktsetzungen und neu gestaltete Arbeitsgruppen bei. Ich hatte dann auch den Eindruck, dass wir in den folgenden Treffen zunehmend einer tatsächlichen Interaktion Raum ließen. Diese Phase würde ich schließlich auch als ersten Schritt einer „Kooperationsphase“ beschreiben.

Das bessere „Verstehen“ hat hier m. E. aber nicht nur mit einer größeren Offenheit der Diskurskultur zu tun, sondern auch damit, dass nun mehr und mehr subjektive und auch politische Standpunkte formuliert wurden, der Einzelne/die Einzelne sich auch *persönlich* mehr einbringen konnte und zwar jenseits von Wissenshierarchien. Ich denke hier zum Beispiel an eine Diskussion über den Krieg im Kosovo. Die Teilnahme an dieser Diskussion hatte dabei keinerlei verpflichtenden Charakter, sondern war von Seiten der Teamer und Teamerinnen grundsätzlich für alle freigestellt. Die Teilnahmebereitschaft der GesprächspartnerInnen hatte jedoch keineswegs an Mangel zu leiden und die Diskussion war nicht desto trotz oder gerade deswegen spannend und anregend. Positive Auswirkungen hatten ganz offensichtlich auch die veränderten Schwerpunktsetzungen in den Arbeitsgruppen. Gruppenkonstellationen veränderten sich, was sich wiederum positiv auf die Gesprächsbereitschaft auswirkte. Mehr und mehr wurde versucht, nicht nur in Form von Vorträgen traditionell Wissen zu vermitteln, sondern auch mehr „experimentelle Formen“ des Dialoges und der Interaktion, die übrigens so neu oder experimentell auch wieder nicht sind, sondern längstens Eingang in die Erwachsenenbildung gefunden haben, in die gemeinsame Arbeit zu integrieren. Neben den besagten Vorträgen, wurden so z. B. Filme gezeigt und anhand dieser diskutiert. Darüber hinaus wurden auch die individuellen Lebenserfahrungen mehr und mehr berücksichtigt. Jeder Teilnehmer/jede Teilnehmerin hat so über seine/ihre Erfahrungen mit Militär bzw. mit Militärkultur berichtet. Wir haben uns beispielsweise die Frage gestellt, warum beschäftige ich mich mit Militär oder warum bin ich Soldat geworden. Diese Gespräche wurden keineswegs formalistisch gehandhabt, sondern ergaben sich quasi „nebenbei“ und waren selbstverständlich freiwillig, keiner/keine wurde gedrängt oder musste sich verpflichtet fühlen auf Fragen der anderen, die er/sie nicht beantworten wollte, zu antworten. Gerade dieser sich „nebenbei“ ergebende Dialog war m. E. zentrales Moment der fortschreitenden Gruppenarbeit. Schließlich wurden die gemeinsamen wie auch unterschiedlichen Erfahrungswerte mit Militär und Militärkultur nicht nur offensichtlich, sondern auch nachvollziehbar. Mit am deutlichsten formulierte dies ein militärkritischer deutscher Teilnehmer, indem er die sich aus den Gesprächen und der Zusammenarbeit entstandene Nähe einerseits wie auch die für ihn nach wie vor bestehende Distanz zur Institution Militär andererseits schließlich in die Richtung eines französischen Soldaten mit folgendem Satz bedachte: „Der Liebe Gott hat uns nebeneinander gesetzt, zur Übung gegenseitiger Geduld.“ In den Gesprächen und Diskussionen zeigte sich dabei, dass Gemeinsamkeiten und Unterschiede aber keineswegs immer zwischen den jeweiligen nationalen Gruppen bestehen müssen, sondern sich quer zur Nationalität bewegen können.

Deutlich wird an den geschilderten Beispielen vor allem auch, dass gegenseitiges Verstehen dann erleichtert wird, wenn persönliche Motive und biographische Hintergründe transparent gemacht werden. So wurde klar, warum die bzw. der andere so denkt und sich so verhält, ohne dass ihre bzw. seine Meinung von den anderen geteilt werden musste. Es war so auch wichtig, die gegenteilige Meinung nicht gleich bekämpfen und umdrehen zu wollen, sondern auch stehen lassen zu können. Mit Ingrid Haller formuliert, geht es darum eine „Kultur des Dissens“ zuzulassen: „Nicht zuletzt aber sind politische Konzepte notwendig, die Aushalten von Mehrdeutigkeiten und Widersprüchen als eine zentrale Qualifikation für die Lebensfähigkeit komplexer Gesellschaften in den Mittelpunkt stellen. Eine neue Kultur des Dissens ist dazu notwendig, die es praktisch zu erproben gilt, in der auf den Rückzug in Polarisierungen und Freund-Feind-Denken, in Entweder-Oder-Strukturen dogmatischer Wahrheiten verzichtet werden kann zugunsten der Beteiligung der Perspektiven aller in Weiterentwicklungen.“ (Haller 1994: 17)

7 ... einige keineswegs abschließende Überlegungen

Meine Erfahrungen resümierend, bedarf die Annahme, dass die nationalen kulturellen Orientierungen zuerst und zuvorderst sich auf die interkulturelle Verständigung niederschlagen zumindest der Ergänzung. Nicht minder wichtig, so mein Fazit, sind die institutionell- bzw. organisationsspezifischen Orientierungen, Prägungen, Norm- und Werthaltungen. Dies trifft zumal für eine Institution wie die Streitkräfte zu, die im Verhältnis zu anderen Subsystemen der Gesellschaft nicht nur eine zentrale staatliche Machtinstitution ist, sondern auch maßgeblichen Anteil an der Produktion von Subjektivität hat. In unserem Seminar zeigte sich mir dies besonders deutlich immer dann, wenn es um die Frage ging, was ein Soldat ist und wie er sich versteht. Einiges Verbindendes wie auch Trennendes habe ich dabei vor dem Hintergrund des jeweiligen sozialen und politischen Systems, den historischen Bedingungen und Traditionen begriffen und zu unterscheiden gelernt. Unabhängig von nationalen Differenzen, Besonderheiten und Charakteristika in der Organisationskultur wie auch in den zivil-militärischen Verhältnissen bleiben mir jedoch – zweifelsfrei grobe – Gemeinsamkeiten in Erinnerung. Aus meiner Sicht zählt hierzu nicht nur die Einschätzung, dass beide Armeen prinzipiell konservativ orientierte Institutionen sind, die kollektivistisch

ausgerichtet sind und sich in so mancher Hinsicht durch eine pessimistische Weltsicht auszeichnen, sondern auch die Erfahrung, dass das Militär aufgrund der Organisation der Streitkräfte selbst spezifische Anforderungen an die männliche Rolle stellt und der Weiblichkeit als diametral entgegengesetzt wahrgenommen wird. Gewiss sagen die von mir angeführten Gemeinsamkeiten nur wenig über die tatsächliche Kompatibilität der verschiedenen Militärkulturen aus. Dennoch liefern sie einige wichtige Hinweise auf die Möglichkeiten, aber auch Schwierigkeiten, die auf einem gemeinsamen europäischen Weg bezogen auf die Militärkulturen zu erwarten sind. Dabei stellt sich mir aus einer weiblichen Perspektive nicht nur die Frage, wie viel Gleichheit und Differenz das Militär prinzipiell verträgt, sondern auch, ob im Militär überhaupt selbstbestimmte Dimensionen von Frauen entfaltet werden können. Streitkräfte als männlich orientierte soziale Gebilde in einem soziologischen Sinne mögen durchaus positiv auf die Verstärkung des Europäisierungsprozesses wirken, ob dies allerdings auch ein weiterer Schritt auf dem Weg einer tatsächlichen Gleichberechtigung der Geschlechter ist, darf bezweifelt werden.

Dieses Fazit mag zunächst ernüchternd wirken. Unabhängig davon würde ich unsere Treffen aber als durchaus erfolgreich bezeichnen: Das Gemeinsame, das nämlich entstand, liegt in den Beziehungen, die wir als Gruppe selbst hergestellt haben. Solidarität und ein Zusammengehörigkeitsgefühl wird so auch erst durch die gemeinsame Erfahrung konstituiert, indem die Beteiligten jenseits der sozialen und kulturellen Unterschiede ein Geflecht von Beziehungen, Verhaltensweisen, Gruppencodes, Interessen, Ziele, Normen und Werte produzierten. Solche Prozesse stellen für viele eine neue Erfahrung dar und sind daher auch nur in kleinen Schritten und langfristig umsetzbar. Dies gelang uns nicht immer. Insbesondere aber durch die sozialen Kontakte, die sich im Verlauf der regelmäßig stattfindenden Treffen vertieften, entwickelte sich m.E. ein Zusammengehörigkeitsgefühl der Gruppe, dass in aller Ambivalenz Gemeinsames wie Trennendes erkannte.

Literatur

Bredow, W. von: Erkundungsziel Militärwelt. Vorüberlegungen zu einer ethnomethodologischen Erweiterung der Militärsoziologie, in: Vogt, Wolfgang R. (Hrsg.): Militär als Lebenswelt. Opladen 1988.

Casmir, F. L./Asuncion-Land, N. C.: Intercultural communication revisited: Conceptualization paradigm building and methodological approaches, in: Anderson, J.A. (Ed.): Communication Yearbook (12). Newbury Park 1989, S. 278–309.

Flick, Uwe u. a. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Auflage, Weinheim 1995.

Haller, I.: Für eine Kultur des Dissens, in: DIE, Materialien für Erwachsenenbildung 1, Interkulturelles Lernen. Frankfurt am Main 1994, S. 11–18.

Honneth, A.: Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie. Frankfurt/M. 1985.

Huntington, S. P.: The Soldier and the State. The Theory on Politics of Civil-Military Relations. Cambridge 1957.

Knoblauch, H.: Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte. Berlin 1995.

Kreisky, E./Sauer, B. (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformationen. PVS Sonderheft 28/1997.

Lippert, E.: Das Sozialisationsfeld „Bundeswehr“ in den Neunziger Jahren. Gutachten des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr, München 5/1989.

Münch, R.: Die Kommunikationsgesellschaft. Frankfurt/M. 1993.

Seiffert, A.: Bilder von Männern, Frauen und vom Soldatischen. Geschlechterrollenvorstellungen von angehenden Generalstabsoffizieren, in: Bald, D./Nolte, W. (Hrsg.): Ansichten und Einsichten. Bremen 1998, S. 87–99.

Seiffert, A.: Gender, in: Albrecht, U./Volger, H.: Lexikon der Internationalen Politik. München 1997.

Vogt, W. R.(Hrsg.): Militär als Lebenswelt. Streitkräfte im Wandel der Gesellschaft. Opladen 1988.

Pascal Dubellé

Antwort auf Anja Seiffert aus französischer Sicht

Der Text von Anja Seiffert ähnelt dem von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht, bedient er sich doch der gleichen Methode, soziale Zusammenhänge zu beschreiben und zu verstehen, nämlich der Ethnomethodologie.

Ich will daher an dieser Stelle nicht noch einmal wiederholen, was ich bereits in meiner Antwort auf den Beitrag von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht gesagt habe, sondern möchte zunächst einen Kommentar abgeben, den man näherungsweise auch als eine Methodenkritik verstehen kann. Danach werde ich versuchen, auf eine der zentralen Fragen im Text von Anja Seiffert zu antworten, bei der es nach meiner Auffassung darum geht, das Problem der Akzeptanz des Weiblichen in dem männlich geprägten Bild vom Soldaten zu behandeln. Schließlich werde ich dann versuchen, diese Frage in einen interkulturellen deutsch-französischen Zusammenhang zu stellen indem ich die Unterschiede aufzeige, die nach meiner Meinung Deutsche und Franzosen voneinander trennen.

1 Kritik der Methode

Die Ethnomethodologie, so Anja Seiffert, hat es sich zur Aufgabe gemacht, das „kulturell Unbewusste“ zu erforschen, indem sie sich die Arbeitsweise der Ethnologen zum Vorbild nimmt, die aus der Kultur als ihrem Forschungsgegenstand die unbewussten Gesetzmäßigkeiten herausfinden möchten.

Da ich Psychiater bin und über eine psychoanalytische Ausbildung verfüge und mich in meiner beruflichen Tätigkeit häufig mit unbewussten Phänomenen konfrontiert sah, die in Gruppen und Institutionen vorkommen und sich dort bemerkbar machen, verstehe ich natürlich nur allzu gut, dass das Unbewusste als Forschungsgegenstand hohes Interesse hervorruft. Trotzdem bleibe ich, nachdem ich die Beiträge von Ulrike C. Nikutta-Wasmuht und von Anja Seiffert gelesen habe, voller Zweifel über die angewandte Methode. Sie führen mich dazu, einen dreifachen Vorbehalt zu äußern, der einerseits diejenigen betrifft, die eine Analyse vornehmen und andererseits diejenigen, die analysiert werden, der aber auch die Unterschiede zwischen beiden zum Gegenstand hat. Es ist gängige Lehrmeinung, dass derjenige, der eine Analyse durchführt, mit der zu beobachtenden Situation nicht zu vertraut sein sollte, weil er nur so unbeeinflusst beobachten und objektiv urteilen kann. Für mich stellt sich hierbei die Frage, wie man eine solche Beobachtungshaltung erreichen kann, da doch niemand aus der kulturellen Umwelt heraus kann, in der er sich befindet und die ihn beeinflusst. Dies schien mir ganz besonders bei unseren Begegnungen der Fall gewesen zu sein, befand sich doch bei ihnen der Beobachter immer in einer interkulturell geprägten Situation. Sie stellt nach meiner Meinung eine erste Schwierigkeit oder aber auch das methodische Haupthindernis dar, das bei einer Beobachtung nach den Regeln der Ethnomethodologie Objektivität verhindert. Eine andere Schwierigkeit betrifft die Analyse der beobachteten Vorgänge. Wie kann ein solcher „Ethnologe“ zwischen seinen eigenen Problemen und den kulturellen, die sein Forschungsgegenstand sind, unterscheiden und wie kann er sich gegen das Risiko absichern, eigene Schwierigkeiten für kulturelle zu halten oder umgekehrt? Grundsätzlich scheint mir die einzig mögliche Vorsorge gegen dieses Risiko eine vollkommene Kenntnis der eigenen Persönlichkeit und ihrer kulturellen Bezüge zu sein, insbesondere soweit letztere unbewusst sind, da es ja gerade darum geht, diese unbewusste Dimension zu erforschen.

Auch wenn diese allgemeinen Bemerkungen über die Methodologie auf alle Disziplinen zutreffen, die sich mit der Psyche des Menschen befassen, sollte man sie nicht als formale Pflichtübungen abtun. Ihre Beachtung erscheint mir vielmehr eine unbedingte Voraussetzung für die kritische Lektüre von Papieren zu sein, die, wie in unserem Fall, von einem persönlichen Erleben ausgehen und sich auf Einzelerfahrungen abstützen, um daraus verallgemeinerbare Aussagen abzuleiten.

Daher habe ich Vorbehalte gegenüber der Analyse im Beitrag von Anja Seiffert, die die Machtposition innerhalb einer Gruppe und die Häufigkeit des sich zu Wort Meldens zum Gegenstand hat. Sie scheint mir eher die eigenen persönlichen Wertpräferenzen wiederzugeben als die verallgemeinerbare Schlussfolgerung zu sein, als die sie uns präsentiert wird. Ich glaube nicht daran, dass die Behauptung, derjenige, der in einer Gruppe häufig das Wort ergreift, wolle damit seine Macht festigen und derjenige, der wenig redet oder schweigt, sei in der Position eines Unterlegenen, eine Gesetzmäßigkeit darstellt. Auch teile ich nicht die Interpretation, dass jemand, der einem anderen nicht zuhört, dies nur deshalb tut, weil er diesen herabsetzen will.

Versetzen wir uns zum Beispiel in die Situation, dass bei einem Treffen einer Gruppe Teilnehmer und Gruppenleiter viele Minuten vergehen lassen, ehe sich jemand zu Wort meldet. Derjenige, der dann schließlich das allgemeine Schweigen bricht, will er etwa damit seine Macht zeigen oder ist er nicht viel wahrscheinlicher jemand, der eine belastende Situation nicht mehr aushält und der damit sein Unbehagen, seine Ängste, vielleicht sogar seine Schwäche zeigt? Ein anderes, vielleicht banales aber trotzdem erhellendes Beispiel: Ist bei einer psychoanalytischen

Gruppensitzung derjenige, der nichts sagt, nämlich der Analytiker, etwa in einer Position der Schwäche? Sicherlich nicht.

Das miteinander Umgehen und das Sprechen innerhalb einer Gruppe lassen sich nicht allein durch die unterschiedliche Verteilung von Macht erklären, wie uns das im Beitrag von Anja Seiffert vorgeführt wird, wenn sie von Alpha- und Betatieren oder auch von Männern und Frauen spricht. Alles hängt vielmehr von der Situation ab, in der sich die Gruppenmitglieder befinden und von dem, was sie darüber zu sagen haben.

Wer wann und in welcher Form das Wort ergreift, hängt von vielen Faktoren ab. Einige von ihnen betreffen sicher die Gruppe, ihre Zusammensetzung und Organisation, ihre Struktur und den Platz, den jeder dort einnimmt, was notwendigerweise auch eine Asymmetrie hinsichtlich der Verteilung der Redezeiten zur Folge hat. Andere Faktoren betreffen die Individuen selbst. So spielt es eine Rolle, ob es jemandem leicht oder schwer fällt, vor einer Gruppe zu sprechen. Vor einem großen Auditorium zu reden, bedeutet für manche, dass sie in Angst versetzt werden und Hemmungen erleben, die sie nicht selten aber dann ablegen, wenn sie in einer kleinen Gruppe arbeiten oder wenn sie sich informell mit anderen treffen. Oft ist es auch so, dass man deshalb nicht das Wort ergreift, weil man das Gefühl hat, dies sei von anderen, z. B. dem Gruppenleiter, gar nicht erwünscht. Vor allem hängt das sich zu Wort melden von der persönlichen Verfassung ab. Selbst in den sehr offenen Gesprächen unserer Begegnungen gab es immer einige, die Hemmungen hatten, vor den anderen das Wort zu ergreifen und die sich deshalb zurückhielten. Das war ihre Entscheidung und lag an ihrer jeweiligen Verfassung. Ihr Schweigen kann keineswegs darauf zurück geführt werden, dass diejenigen, die oft sprachen, sie in irgend einer Form dominiert hätten.

2 Die Rolle der Frau im allgemeinen Bild vom Soldaten

Ich stimme Anja Seiffert voll zu, wenn sie schreibt, dass praktische Aspekte zum Beispiel der Unterbringung, Bekleidung und Ausrüstung kein ernsthaftes Hindernis für die Verwendung von Frauen in den Streitkräften sein können, selbst wenn diesbezügliche Argumente immer wieder vorgebracht werden. Auch die körperlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau verlieren immer mehr an Bedeutung, wenn es darum geht, Frauen von den Streitkräften fern zu halten, werden doch physische Kräfte im Zuge der fortschreitenden Technologisierung der Armeen immer weniger als ein Eignungskriterium angesehen. Zumindest in den hochtechnologisierten Streitkräften der westlichen Industrieländer nimmt die Zahl der Soldaten, die überwiegend Kampfaufgaben zu übernehmen haben, stark ab. Stattdessen wächst der Anteil des Personals mit Unterstützungs- und Versorgungsaufgaben überdimensional und erreicht annähernd das zehnfache der sogenannten Kämpfer. Dieses Verhältnis von Kämpfern zu Unterstützern relativiert ein wenig die Problematik von Frauen in den Streitkräften, sind doch viele Dienstposten in Unterstützung und Versorgung an die Anforderungen angepasst, die man einer weiblichen Physis zumuten kann.

Es scheint also leicht möglich, über die praktischen und technischen Anforderungen an die Beschäftigung von Frauen im Militär Einigkeit zu erzielen. Demgegenüber sind die psychologischen Widerstände wesentlich schwerer zu überwinden. Unzweifelhaft gibt es gegenüber der Beschäftigung von Soldatinnen ganz besondere Widerstände, die nach meiner Meinung darauf beruhen, dass dem traditionellen Bild vom Soldaten nur wenig Weibliches anhaftet.

Wenn man zum Beispiel ein Kind einen Soldaten zeichnen lässt, so ist es sehr wahrscheinlich, dass der gezeichnete Soldat mehr seinem Vater als seiner Mutter ähnelt, was zumindest teilweise auf die phylogenetischen männlichen Wurzeln des Bildes vom Soldaten hinweist. Allerdings, auch wenn die Biologie, so Anja Seiffert, in der Diskussion mit dem Hinweis auf die friedliche Natur der Frau und die kriegerische des Mannes, kaum ein ernsthaftes Argument liefert, so lässt es sich trotzdem nicht ableugnen, dass die Gesellschaft Männern und Frauen ganz verschiedene Rollen zuweist, die dann konsequenterweise auch die Vorstellungen der Individuen prägen.

Da der Mann das Leben nur überträgt, die Frau es aber schenkt, neigt der Mann wahrscheinlich eher zu außerhäuslichen Tätigkeiten während die Frau sich dem heimischen Herd zuwendet. Die physischen Fähigkeiten sind für eine Verteilung der Aufgaben verantwortlich und bestimmen die Rollen: für den Mann die Suche nach Nahrung und die Verteidigung des Heimes ... für die Frau die Tätigkeiten im Haushalt und die Beschäftigung mit den Kindern.

Zu kämpfen und Kriege zu führen, ist so quasi von Natur aus zu einer ausschließlichen Angelegenheit der Männer geworden – selbst wenn manchmal auch einige Frauen ihren Teil dazu getan haben – und ist es nahezu bis heute geblieben. Dies lässt sich deutlich daran erkennen, dass der Kriegsdienst anfangs nur den Männern vorbehalten war und dass er schließlich nur für sie zu einem Zwangsdienst wurde.

Diese durch das Geschlecht bestimmte Rollenverteilung bei der Ausübung kriegerischer Funktionen findet sich im Wortschatz aber auch im kollektiven Gedächtnis der Völker wieder und stützt sich auf Sagen, Legenden und kriegerische Mythen ab, in deren Mittelpunkt heldenhafte oder mythische Persönlichkeiten stehen, die fast ausschließlich Männer sind.⁷⁸ Beispiele solcher Franzosen, die durch ihre Waffentaten Frankreich Ruhm

⁷⁸ Vgl. hierzu auch den Beitrag von J. P. Kieffer in diesem Buch.

eingebraucht haben, gibt es viele: Chlodwig, Karl der Große, Du Guesclin, Bayard, oder jüngeren Datums, Turenne, Napoléon, Foch.

So hat sich eine Vorstellungswelt entwickelt, die auch das Unbewusste in den Individuen prägt und die zum großen Teil das Denken, die Einstellungen und das Handeln beeinflusst. Sie hat zweifelsohne auch dazu geführt, die Anwesenheit von Frauen in den Streitkräften keineswegs als normal anzusehen, handelt es sich doch bei einer Armee um eine Institution, die Kriege zu führen hat, was den Männern vorbehalten ist.

3 Interkulturelle Unterschiede

Einstellungen und Meinungen entstammen einer Geschichte und einem kollektiven Gedankengut, die jeder nach seinen eigenen Vorstellungen auffassen, interpretieren und anreichern kann. Vor diesem Hintergrund bietet jede Kultur ihren Angehörigen die Möglichkeit, sich in einem System von Werten, einer Sprache, einer Geschichte und einer Vorstellungswelt zu verorten.

Als die Arbeit einer jungen Deutschen, die sich mit den deutschen und französischen Militärkulturen konfrontiert sieht, stellt der Beitrag von Anja Seiffert ein kulturelles Zeugnis dar, in dem mir als Franzosen sich die Schwierigkeit der deutschen Frau, sich auf diesem Feld zu bewegen, widerspiegelt. Aus einer solchen Perspektive heraus kann die Armee dann vielleicht, so wie es Anja Seiffert unterstreicht, nichts anderes sein als eine archetypische Organisation. Das auch deshalb, weil die Anzahl der Frauen in der Bundeswehr gering ist und in Europa kaum noch unterboten wird, was Deutschland bereits einen Ordnungsruf der EU eingebracht hat.

Im Vergleich zu dem, was sich in Frankreich abspielt, sehe ich mich gezwungen zu fragen, ob diese deutsche Ausnahmestellung nicht daher rührt, dass man in der Geschichte und der Kultur dieses Volkes weder in der Vorstellungswelt noch als Symbol Bezugspunkte findet, die die Auffassung, auch Frauen könnten Soldaten sein, stützen könnten.

Wie ich in meinem Beitrag über die unterschiedliche Auffassung von Kultur in Deutschland und Frankreich bereits angedeutet habe, erbringen Bedeutung und Reichweite mancher Worte und Begriffe bereits eine gewisse Klärung. So scheint mir das französische Wort „patrie“ in bezug auf die Frage, die uns beschäftigt, von Bedeutung zu sein, da der davon abgeleitete „Patriotismus“ oft mit einer kriegerischen Gesinnung verbunden wird. Allerdings, das französische Wort „patrie“ verbindet sich anders als das deutsche „Vaterland“ mit beiden Geschlechtern: zum einen ist „patrie“ grammatikalisch betrachtet weiblichen Geschlechts zum anderen wird das Vaterland Frankreich symbolisch von einer Frau repräsentiert und kehren die Franzosen, die außerhalb des nationalen Territoriums leben, heim zur Mutter Frankreich. Daneben existiert aber auch ein männlicher Wortsinn, wenn „patrie“ ähnlich wie das deutsche „Vaterland“ als das Land der Väter angesehen wird.

Ein anderes Beispiel für die kulturell bedingten unterschiedlichen Auffassungen in Deutschland und Frankreich lässt sich darin sehen, dass es in Deutschland praktisch keine Symbolfigur eines weiblichen Kriegers gibt. Die Symbolkraft der Germania, dieser etwas blassen und bisweilen leicht in Verruf geratenen Sagengestalt, kann nicht mit den großen französischen Frauenfiguren der Jeanne Hachette, der heiligen Genevieve oder der Jungfrau von Orléans verglichen werden, die wirklich gelebt haben und um die sich Mythen ranken. Auch ein Vergleich mit den reinen Sagengestalten wie etwa der der Republik, deren Statue auf dem gleichnamigen Platz in Paris steht und die in der rechten Hand einen Olivenzweig hält während die linke wachsam oder auch voller Eroberungslust auf dem Knäuel des Schwertes ruht, ist nicht möglich. Kaum gleichzusetzen ist die Germania auch mit der Marianne, die voller Kampfeslust die Soldaten der Revolution anführt.

Vor diesem Hintergrund begreift man leichter, was Anja Seiffert will. Sie befürwortet die Aufnahme von Frauen in die Streitkräfte, um ihnen neue Betätigungsfelder zu öffnen, um neue soziale Realitäten zu schaffen, die die Wahrnehmung verändern und schließlich die Stereotypen verblassen lassen, die immer noch die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau in der deutschen Gesellschaft kennzeichnen. Ihr Ziel ist es, die Sozialisation der Frau, die immer noch zu sehr durch Tätigkeiten im Haushalt gekennzeichnet wird, dadurch zu verändern, dass die männliche Vorherrschaft im Militär abgeschwächt wird.

In Frankreich haben die Geschichte und die Militärkultur der Frau einen Platz zugewiesen, der es ihr gestattet, besonders in kritischen und unheilvollen Zeiten auch als Kämpferin aufzutreten. Ich erinnere unter anderem an die Heldengestalt der Jungfrau von Orléans, unterstreiche aber auch, dass in der jüngeren Vergangenheit Frauen im militärischen Widerstand gegen die deutsche Besatzung zu Heldinnen wurden und dass Frauen auf freiwilliger Basis sich an den Kämpfen zur Befreiung Frankreichs beteiligt haben. Die Anerkennung der kämpferischen Fähigkeiten von Frauen in der französischen Geschichte und Kultur hat sicherlich nicht alle Widerstände beseitigt, als es darum ging, die französischen Streitkräfte für Frauen zu öffnen. Diese Widerstände waren aber nach meiner Meinung nie groß genug, um wie in Deutschland zu verhindern, dass die Frau im Bild des Soldaten eine Rolle spielte.

Es gibt folglich historische und kulturelle Gründe, die die Behauptung rechtfertigen, dass der Widerstand gegen die zunehmende Öffnung der Streitkräfte für Frauen in Frankreich und Deutschland qualitativ unterschiedlich ist. Dies sorgt dafür, dass die Deutschen sich schwer tun, den Beruf der Soldatin zu akzeptieren und Frauen gleichberechtigt mit den Männern auch in Kampfeinheiten zu integrieren. Dies könnte dazu führen, dass es in den

Truppenteilen, die die europäische Eingreiftruppe bilden werden, hinsichtlich der Gleichberechtigung von Mann und Frau zu Problemen kommen könnte.

Übersetzung aus dem Französischen: Peter Klein

Autoren

Johannes Maria Becker, Dr. phil., geb. 1952, Privatdozent für Politikwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg, Dozent an der Exportakademie (FH für Technik) des Landes Baden-Württemberg in Reutlingen. Letzter Dienstgrad als Reserveoffizier: Major. Politikberater. Veröffentlichungen zur Sicherheitspolitik Frankreichs und Deutschlands. Mit-Hrsg. der Zeitschrift „Wissenschaft und Frieden“ (Bonn/Marburg). Hat einige Jahre in Paris gelebt und studiert (u.a. beim Service Historique de l'Armée de Terre, SHAT, und Général Gambiez). Beobachtet seit drei Jahrzehnten – durch teilnehmende Forschung – die Mentalität der Menschen im Midi.

Pascal Dubellé trat nach Abschluss seiner Schulausbildung an einem Militärgymnasium (Pyrdannée militaire de la Flèche) als Sanitätsoffizieranwärter in die Sanitätsakademie der Streitkräfte in Bordeaux ein und studierte dort Medizin. Danach war er als promovierter Mediziner und Militärarzt für drei Jahre als „Buscharzt“ in Neukaledonien tätig, wo sich 1984 die ersten Unabhängigkeitsbestrebungen in Unruhen bemerkbar machten. 1986 wurde er als Truppenarzt in ein Pionierregiment ins Elsaß versetzt. Nach Abschluss seiner Ausbildung zum Militärpsychiater im Jahr 1988 galt sein Interesse vor allem gruppenspezifischen Fragen. In dieser Hinsicht bot die französische Armee ihm ein ausgezeichnetes Untersuchungsfeld. Schwerpunkt seiner Forschungstätigkeit war dabei in den achtziger Jahren, zu einem Zeitpunkt, als die Wehrpflichtarmee noch nicht in Frage gestellt wurde, u. a. das suizidale Verhalten von Wehrpflichtigen. Dessen Erforschung in seinen historischen, sozialpsychologischen und psychoanalytischen Dimensionen führte zu einer vertieften Beschäftigung mit der Institution des Militärs in Frankreich. In der Forschungsabteilung des DFJW fand er schließlich ein Betätigungsfeld in der Interkulturalität, das für ihn den Vorteil hatte, außerhalb der Armee angesiedelt zu sein.

Jean-Paul Kieffer entschied sich als Sohn eines Offiziers und ehemaliger Schüler von St. Cyr nach Abschluss seiner Offizierausbildung für die Panzertruppe. Nach einem Jahr an der Panzertruppenschule in Saumur wurde er in Algerien beim 12. Regiment der Chasseurs d'Afrique eingesetzt. 1963 wurde er nach Deutschland versetzt. Von da an wechselten seine Verwendungen zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Stab, Truppe und Schule und fanden ihre Krönung in der Führung eines Regimentes (1. Regiment der Chasseurs à cheval). Wegen seiner Kenntnisse der deutschen Sprache, die er sich während der deutschen Besatzungszeit erworben hatte, wandte er sich den deutsch-französischen Beziehungen zu. Nacheinander war er als französischer Verbindungsoffizier an der Panzertruppenschule in Munster, als französischer Militärattaché in Wien und schließlich im Deutsch-Französischen Rat für Sicherheit und Verteidigung in Paris tätig. Er verließ die Armee als Oberst und widmet sich seitdem den internationalen Beziehungen und hier besonders den Fragen der europäischen Verteidigung und der Rolle, die Frankreich und Deutschland dabei spielen sollten.

Paul Klein wurde 1941 in St. Wendel im Saarland geboren, verlebte dort seine Kindheit und ging dort zur Schule. Nach dem Abitur trat er zunächst als Offizieranwärter in die Bundeswehr ein und blieb dort drei Jahre. Danach studierte er Psychologie, Soziologie und Pädagogik an der Universität in Tübingen. Er ist Diplom-Psychologe und hat mit einer Arbeit zur deutsch-französischen Verständigung zum Dr. rer. soc. promoviert. Seine Berufstätigkeit begann er 1971 als Leiter des Psychologischen Dienstes beim Kreiswehersatzamt in Wiesbaden. Bereits nach drei Jahren wechselte er als wissenschaftlicher Mitarbeiter zum Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr nach München. Dort ist er bis heute geblieben und ist nach der Verlegung des Instituts nach Strausberg bei Berlin seit 1996 Leitender Wissenschaftlicher Direktor und stellvertretender Institutsleiter. Er ist ständiger Lehrbeauftragter an der Universität der Bundeswehr in München und hat mehrere Lehrstuhlvertretungen und Gastprofessuren an der Universität der Bundeswehr und an der Universität Toulouse inne gehabt. Paul Klein ist Autor und Herausgeber zahlreicher Bücher, Buchbeiträge und Zeitschriftenartikel in mehreren Sprachen. Sein besonderes Forschungsinteresse gilt der Zukunft der Streitkräfte, Wehrstrukturfragen, der militärischen Multinationalität und der deutsch-französischen Zusammenarbeit.

Patrick Mignon, Jahrgang 1950, leitet die Abteilung für Soziologie des Instituts für Sport und Körpererziehung (Institute National des Sports et de l'Education Physique, INSEP). Er beschäftigt sich wissenschaftlich vor allem mit der Entwicklung des Breitensports, mit den Wandlungen im Hochleistungssport und mit den Beziehungen zwischen Sport, Ethik und Gesundheit. Seit mehreren Jahren erforscht er die verschiedenen Formen der Teilnahme am sportlichen Geschehen, insbesondere in Fanclubs und bei Hooligans. In diesem Rahmen hat er in einer Arbeitsgruppe des Deutsch-Französischen Jugendwerkes mit deutschen und englischen Wissenschaftlern zusammengearbeitet, die sich zum Ziel gesetzt hatten, die Beziehungen zwischen Sport und Gewalt, die verschiedenen Formen der Gewaltreduzierung im Sport und die Rolle des Sports in Präventionsmaßnahmen zu erforschen. Darüber hinaus beschäftigt er sich seit einigen Jahren mit der Analyse des Musik- und Drogenkonsums.

Ulrike C. Nikutta-Wasmuht, Dr. phil, M.A., Soziologin und Politikwissenschaftlerin; Privatdozentin und Lehrbeauftragte am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der FU-Berlin. War bisher in unterschiedlichen Forschungsinstituten, Bildungseinrichtungen und an der FU-Berlin als Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Referentin bzw. als Dozentin tätig. Thematische Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Konfliktsoziologie, Konfliktmanagement und Stressbewältigungsstrategien, innergesellschaftliche und innenpolitische Konflikte, Theorie der Genderpolitik und Gendersoziologie, Militärsoziologie, interkultureller Dialog und Diskurs. Dazu auch zahlreiche Veröffentlichungen.

Anja Seiffert, geb.1965, Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Soziologie an der Georg-August-Universität Göttingen und der Freien Universität Berlin (1988–1994); Promotionsstipendiatin der Friedrich-Naumann-Stiftung (1995–1997); Trägerin des Nachwuchsförderpreises der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (1995); seit 1997 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr in Strausberg; aktuelle Forschungsschwerpunkte: Ethik der Inneren Führung, einsatzbedingte Veränderungen soldatischer Berufsidentität, Frauen und Militär. Jüngste Veröffentlichung: Ethische Fundamente der Inneren Führung (gemeinsam mit Klaus Ebeling und Rainer Senger), Strausberg 2002.